NEUE REISEBILDER: SKIZZEN AUS DER NATUR UND DEM MENSCHENLEBEN ... MIT 8...

Hermann KLETKE, Theodor HOSEMANN











Der Tiger.

NEUE REISEBILDER

SKIZZEN

aus der Natur und dem Menschenleben.



Zur Belehrung und Unterhaltung

für die reifere Jugend gesammelt u. herausgegeben

von

H. KLETKE

Mit 8 colorirten Zeichnungen von

TH. HOSEMANN

Verlag von JULIUS SPRINGER in Berlin.

K



Vorwort.

Die Neuen Reisebilder schließen sich dem Buch der Reisen und den Reisebildern insoweit vollständig an, als sie das nämliche Ziel verfolgen: durch eine Reihe wirklicher Anschauungen und Erlebnisse Länder, Völker und Sitten fremder Erdtheile in mannigfaltigster Weise abzuspiegeln, durch lebendige Züge ihre Charakteristik zu vervollständigen, und dem jugendlichen Leser in belehrender Unterhaltung reichen Stoff für Geist und Phantasie zu geben.

Sehr erfreulich ist mir die Wahrnehmung gewesen, daß meine bisherigen, dem gleichen Zweck gewidmeten Sammlungen und Bearbeitungen, obgleich ich zunächst nur die reifere Jugend im Auge hatte, auch im Kreise der Erwachsenen zahlreiche Freunde gefunden haben, und so hoffe ich, auch die hier dargebotene werde ein Buch für Jung und Alt werden!

In Bezug auf die Originalquellen, welche den Neuen Reisebildern zum Grunde liegen und nach dem Zweck dieser Sammlung mehr oder minder frei benutzt wurden, nenne ich dankbar zunächst folgende wissenschaftliche und politische Zeitschriften und Tagesblätter: „Ausland" (die Menschenjagd — Perlenfischerei in Kalifornien — eine chinesische Hochzeit, vom Missionar Jenkins in Shanghai), „Flyveposten" (die Biberjäger — die Mammuthhöhle in Kentucky), „Atlantische Studien" (der Büffel und sein Kamerad, nach dem Louisviller Pionier), „Magazin für die Literatur des Auslandes" (die Haschisch-Vision, von B. Taylor), „Didaskalia" (ein Orkan auf den Antillen, nach dem Holländischen von Overmann),

„Augsburger Allgemeine Zeitung" (der Untergang von San Salvador, von M. Wagner), „Petersburger Zeitung" (Briefe aus Kamtschatka — die Jagd in Sibirien), „Nordische Biene" (der Krystallpalast in Sibirien, von Tscherepanow), „Ostsee-Zeitung" (wie man in Kalifornien Gold gräbt), „Ostdeutsche Post" (Tahiti im Jahre 1854, von Hauser), „Schlesische Zeitung" (die Goldminen von Forest Creek), „Skipping and mercantile Gazette" (Abenteuer eines Goldgräbers), „Moniteur universel" (Abenteuer eines Findlings, von J. Gerard), „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland, von A. Erman" (ein kirgisischer Festschmaus, nach dem Russ. von Kittara). — Von Jacques Arago, dem blinden Reisenden, sind die Marquesas-Inseln, König Mohana und ein Besuch bei Mohana („les deux Oceans"), vom Missionar Huc eine chinesische Heerschau („l'Empire chinois"), von H. Hecquard die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von Groß-Bassam („Reise an die Küste und in das Innere von Westafrika. Veröffentlicht auf Veranlassung des Ministeriums der Marine und der Colonie." Deutsch: Leipzig 1854), von Verneuil die Bilder vom Senegal. Die Bilder aus dem Innern von Java sind einem holländischen Werke: „Licht- und Schattenbilder aus dem Innern von Java," eine Fahrt von Melbourne nach Ballarat ist S. Sidney's „Australien" („Geschichte und Beschreibung der drei australischen Colonien: Neusüdwales, Victoria und Südaustralien." Deutsch von Volckhausen. Hamburg 1854), die Büffeljagd in der Prairie J. Gregg's Karawanenzügen durch die westlichen Prairien, die Cuyoten sind G. Byam's wildem Leben in Central-Amerika und der Naturforscher in Peru ist J. v. Tschudi's Reiseskizzen aus Peru entnommen.

Berlin, im August 1855.

H. K.

Inhalt.

Amerika.

Asien.

Afrika.

Australien.

Amerika.

I.

Die Biberjäger.

Das Jahr 1844 steht in großem Rufe bei den nordamerikanischen „Trappers" oder Biberjägern. Selten hatte man, zum wenigsten in den letzten 20 Jahren, so große Packen kostbaren Biberfells auf den verschiedenen Versammlungsplätzen in den Rocky-Mountains gesehen, wie in jenem Jahre, und die Agenten der englischen sowohl wie der amerikanischen Pelzwerk-Kompagnieen verdienten große Summen. Das Glück hatte die unerschrocknen Jäger begünstigt, und sie schwelgten nun im Genuß aller jener materiellen Güter, welche sie mittelst ihrer reichen Ausbeute sich verschaffen konnten; ein wahres Schlaraffenleben herrschte in den Lagern, welche man auf den gewöhnlichen Sammelstätten aufgeschlagen hatte. Ehe wir jedoch ein solches Lager beschreiben, wollen wir einige Worte über die Trappers selbst voranschicken.

Diese Leute stehen der Klasse der ursprünglichen Wilden näher als den civilisirten Menschen. Den größten Theil ihres Lebens bringen sie in den verborgensten Winkeln der Berge und in den fernsten Wildnissen zu. Sitten und Charakter derselben sind eine Mischung von Einfachheit und Wildheit, die ihnen, wie man glauben möchte, von der majestätischen Natur, in deren Mitte sie leben, eingeflößt sind. Nahrung und Kleider sind zu jeder Zeit ihre einzigen Bedürfnisse, und um sich diese unentbehrlichen

Dinge zu verschaffen, setzen sie sich den größten Gefahren und Beschwerden aus. Mit der Büchse in der Hand sind sie entweder beständig auf der Wache gegen das, was sie bedroht, oder mit der Erwerbung des nothwendigsten Proviants beschäftigt. Scharfe Beobachter der Natur, wetteifern sie mit den Thieren des Waldes, um deren Gewohnheiten ausfindig zu machen, und ununterbrochen allen möglichen Gefahren ausgesetzt, fühlen sie selbst niemals, was Gefahr bedeutet; sie vernichten menschliches Leben so gut wie das der Thiere, und geben mit der nämlichen Gleichgültigkeit ihr eignes preis. Sie bekümmern sich weder um menschliche, noch um göttliche Gesetze; ihr Wunsch ist ihr Gesetz, und um diesen zu erreichen, ist ihnen jedes Mittel recht. Treue Freunde und bittere Feinde, verfahren sie nach dem Satz: „ein Wort und ein Schlag!" und oft kommt der Schlag zuerst. Ihre guten Eigenschaften lassen sich mit denen vergleichen, welche bei den Thieren gefunden werden, und wer gern jedes Ding bei seinem schlechtesten Namen nennt, der schilt sie rachgierige, blutdürstige Trunkenbolde, Spieler, Menschen, welche die Gesetze über Mein und Dein nicht achten, mit einem Worte: „weiße Indianer". Dennoch giebt es viele Ausnahmen unter ihnen, und es ist nichts weniger als eine Seltenheit, daß der Reisende, welcher die Felsengebirge besucht, ehrliche und treue Biberjäger trifft, die freudig ihren letzten Bissen mit ihm theilen, wenn er sich etwa verirrt hat, oder die Jagd ihm und dessen Begleitern mißglückt ist.

Stark, behend und abgehärtet, verwegen und geübt im Waffengebrauche, sind sie genau das, was, wie man annehmen muß, der uncivilisirte weiße oder rothe Mensch auf dem Standpunkte gewesen ist, wo seine Begierden und Instinkte einzig auf die Anschaffung des zum Lebensunterhalt Nothwendigen gerichtet waren. Es giebt keinen Winkel, keine Wildniß im „fernsten Westen" der nordamerikanischen Freistaaten, welcher von diesen furchtbaren Leuten nicht untersucht und durchstreift worden wäre. Von den Quellen des Missisippi bis zu den Mündungen des Colorado, von den eiskalten Gegenden des Nordens, bis zum Gila in Mexiko, haben die Biberjäger ihre Fallen in jeden Strom, jeden Fluß und jeden Bach gelegt. Diese ungeheuren Landstrecken würden ohne das unverdrossene Vordringen jener Männer eine terra incognita für die Geographen gewesen sein, und obgleich ein großer Theil davon dieses noch jetzt ist, so darf man doch

behaupten, daß sich kaum ein Morgen Landes findet, der nicht vor- und rückwärts von den Trappers auf ihren gefahrvollen Excursionen durchschritten worden ist. Die Berge und die Ströme behalten fortdauernd die Namen, welche diese kühnen Jäger ihnen gegeben haben, und, was man auch sagen möge, in Wahrheit sind sie doch die unermüdlichen Pioniere, welche für die täglich an Wohlstand zunehmenden westlichen Colonieen den ersten Weg gebahnt haben.

Die Biberjäger theilen sich in zwei Klassen: die gemietheten und die freien; die ersteren werden von den Pelzwerk-Compagnieen einzig zum Zweck der Jagd in Dienst genommen, während die letzteren mit Pferden, Mauleseln und Fallen von der Compagnie versehen werden und einen gewissen Preis für die Felle und das Pelzwerk erhalten. Es giebt aber außer diesen noch eine dritte Art Trapper, die für ihre eigene Rechnung leben und jagen, ihre eigenen Pferde und Packthiere besitzen, sich selbst ihren Jagddistrikt und ihren Markt wählen und in Folge davon unabhängiger als die ersten beiden Klassen sind.

Die zuletzt bezeichnete ist diejenige, welche mehreren amerikanischen Novellenschreibern den Stoff zu den romantischen Biberjägern gegeben hat.

Wenn der Jäger sich auf seine Ausflüge begiebt, erhält er seine ganze Ausrüstung entweder von einem indianischen Handelsfort oder von den Hausirern und Handelsleuten, welche die westlichen Staaten besuchen. Dieselbe besteht in zwei oder drei Pferden oder Mauleseln, einer für den Sattel, die andern für das Gepäck und sechs Fallen, die in einem ledernen Sack aufbewahrt werden. Munition, ein Paar Pfund Tabak, gegerbte Thierfelle zu Mocassins und mehrere andere kleine Dinge führt er mit sich in einem Sacke von Büffelfell, welcher „Possible-Sack“ genannt wird. Dieser, zugleich mit dem Sacke, worin die Fallen liegen, hat gewöhnlich seinen Platz auf dem Sattelmaulesel, wenn gejagt wird; die übrigen Dinge werden mit dem Pelzwerk eingepackt. Die Kleidung des Biberjägers besteht in einem Jagdhemd von gegerbtem Ziegenfell, das mit langen Franzen geziert ist; die Hosen sind von demselben Stoffe, gleichfalls mit Franzen an der Außenseite versehen. Ein grauer oder schwarzer biegsamer Filzhut, Mocassins und „Teggins“ (eine Art Kamaschen) vervollständigen das Kostüm. Ueber die rechte Schulter geht ein Riemen und in diesem hängt unter dem linken

Arm ein Pulverhorn und ein Kugelbeutel, in welchem letztern er zugleich eine ganze Menge für die Jagd unentbehrlicher Dinge aufbewahrt. Um den Leib hat er einen Gürtel mit einem großen Bowieknife (einem langen und breiten Messer) in einer Scheide von Büffelfell, die mittelst einer stählernen Kette, welche gleichzeitig einen kleinen Ziegenfellbeutel mit einem Schleifsstein festhält, an dem Gürtel befestigt ist. Oft hat er einen Tomahawk bei sich, zuerst aber natürlich und vor Allem eine lange und schwere Büchse. Fast hätte ich noch einen Gegenstand der Kleidung vergessen, und das wäre um so weniger verzeihlich gewesen, als derselbe einen großen Schmuck an dem Kostüme bildet. Es ist dies der „Pipeholder" (Pfeifenhalter), der in einer um den Hals herumhängenden Schnur hängt, meistens in Form eines Herzens genäht und mit Perlen besetzt ist und gewöhnlich ein Werk und Geschenk von des Jägers „Squaw."

So mit allem versehen, was er für nothwendig hält, und im Voraus den Platz bestimmend, wo er jagen will, beginnt er seinen Ausflug in die Berge, bisweilen allein, oft auch von Mehreren begleitet. Wenn das Eis im Frühjahr aufbricht, dann ist des Biberjägers Zeit erschienen. — Angekommen in seinem Jagdbezirke, folgt er den kleinen Flüssen und Bächen, und hält eine scharfe Aussicht auf das „Zeichen." Sieht er einen umgeworfenen Baumwollenbaum, so untersucht er ihn, ob es vielleicht ein Biber gewesen ist, der ihn gefällt hat, um damit den Strom aufzudämmen. Die Spur des Thieres im Sande längs dem Flußufer ist gleicherweise Gegenstand seiner genauen Nachforschung, und wenn sie frisch ist, so stellt er die Falle auf des Thieres Wege auf, verbirgt sie unter dem Wasser und befestigt sie mit einer dicken Kette entweder an einem Pfahl, der im Sande eingerammt ist, oder an einem starken Strauch oder Baum. Ein Floß von leichtem Holz wird an die Schnur mit einem mehrere Fuß langen Taue festgebunden, damit es, wenn das Thier die Schnur mit sich fortreißen sollte, auf dem Wasser oben aufschwimme und die Richtung anzeige, in welcher der Biber sich entfernt. Der Köder an der Schnur, welcher „die Medicin" heißt, ist eine ölartige Substanz, welche man von dem Biber selbst erhält (Bibergeil). In diese taucht man einen Stock und legt denselben quer über die Schnur; wenn nun der Biber, gelockt durch den Geruch, die Maschine näher untersuchen will und zu dem Ende eines seiner

Beine in die Falle steckt, dann ist die Sache aus, und das Thier ist „a gone beaver" (ein gegangener Biber). Entdeckt der Jäger ein Biberneſt, so setzt er die Falle auf den Rand des Dammes, ungefähr dahin, wo er annimmt, daß das Thier von dem tiefen Wasser zu dem niedrigen taucht. Früh am Morgen besteigt er seinen Maulesel, um nach den Fallen zu sehen. Den gefangenen Thieren wird sogleich die Haut abgezogen, und die Schwänze, welche von großem Werthe sind, werden sorgfältig eingepackt; die Felle selbst spannt man auf eine besondere Weise aus, um sie zu trocknen, und das Fleisch mit den Eingeweiden wird mit großer Behutsamkeit geschabt und gereinigt. Wenn das Fell trocken geworden ist, wird es in viereckiger Form, mit dem Pelzwerk nach innen, zusammengestellt und jeder Packen, der gewöhnlich 10—20 Stück enthält, so fest als möglich gebunden und gepreßt, so daß er für die weitere Fortschaffung bereit ist.

So lange die Jagdzeit währt, wandert der furchtlose Trapper trotz der Nähe der Indianer rund herum zur Entdeckung von „Zeichen." Seine Nerven sind allezeit gespannt, und unaufhörlich muß er seine Geistesgegenwart bereit halten. Seine Adleraugen fliegen weit herum, und augenblicklich entdeckt er jeden, selbst den unbedeutendsten fremden Gegenstand, der auf der Wanderung ihm entgegentritt. Ein umgewendetes Blatt, ein niedergetretener Grashalm, die Unruhe der wilden Thiere, der Flug der Vögel sind Begebenheiten für ihn, gezeichnet mit der leserlichen Hand der Natur in der reinsten Sprache. Der rothe Mann übt alle seine Kunstgriffe aus, um den weißen Jäger irre zu führen und über ihn zu triumphiren; dieser verbindet aber trotz aller seiner Rohheit mit dem natürlichen Instinkte des Pioniers den Vortheil von wenigstens einigen Gütern der Civilisation, und entgeht dadurch oftmals den plump angelegten Plänen der Indianer. Nicht selten jedoch sind seine Vorsichtsmaaßregeln vergebens. Wenn der Indianer die Stelle ausfindig gemacht hat, wo der Biberjäger seine Fallen aufstellte, so schleicht er sich dahin, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen und verbirgt sich dann in den Büschen, bis sein Opfer erscheint. Der Pfeil fliegt vom Bogen, und bei so kurzem Abstand verfehlt derselbe selten sein Ziel. Das Geschwirr des Pfeiles ist kaum von dem Opfer vernommen, da fühlt er auch schon die Spitze in seinem Herzen, und der entzückte Wilde hat eine weiße Kopfhaut mehr zur Aus-

schmückung seines Wigwam. Im Ganzen ist aber doch der Vortheil auf der Seite der Biberjäger, und wenn die Jagd zu Ende ist, haben diese für jeden verlorenen Kameraden oft mehr als hundert rothe Kopfhäute auf ihren verschiedenen Sammelplätzen vorzuzeigen.

Nun wollen wir denn eines von diesen Lagern in den Rocky-Mountains besuchen.

Es war, wie gesagt, im Jahre 1844, dem glücklichsten Jagdjahre, dessen man seit langer Zeit sich erinnern konnte. An einem kleinen Flusse, genannt Larami, hatten die Sioux-Indianer zugleich mit den Chaukatrussern, die in jenem Jahre mit den Weißen auf einem sehr freundschaftlichen Fuße standen, ihre bewegliche — man konnte wohl sie so nennen — kleine Stadt aufgeschlagen; denn das ganze Lager bestand aus über 700 Hütten und bot mitten in der Einsamkeit der Felsenberge einen ganz imposanten Anblick dar. Sämmtliche Hütten waren in parallelen Linien aufgestellt und die Zelte der Häuptlinge leicht zu erkennen an den grotesk bemalten Waffenschilden, womit sie geschmückt waren. Ein gewisser Theil des Lagers war für die Handelsleute bestimmt, und hier nahm es das Ansehen, als ob ein sehr munteres Leben beginnen sollte. Die Indianer sowohl als die Biberjäger hatten mächtige Haufen Pelzwerkes, und die Handelsagenten der verschiedenen Compagnieen waren Tausende von Meilen gereist, um auf dem Markte gegenwärtig zu sein, und alles aufzukaufen, dessen sie habhaft werden konnten. Die Trappers kamen einzeln oder in Truppen von 3—10 Mann an, die meisten mit großen Packen von Biberfell auf ihren Pferden oder Mauleseln. Einzelne gingen zu Fuß, sie waren trotz aller ihrer Wachsamkeit so unglücklich gewesen, sowohl ihre Thiere als ihr Pelzwerk im Kampfe mit den raubgierigen Indianern zu verlieren; nichtsdestoweniger aber waren sie froh, daß sie doch ihre Kopfhaut behalten hatten.

Auf dem Platze, wo der Handel vor sich gehen sollte, waren Tische und Zelte aufgestellt, und in der Mitte hatten Jäger von verschiedener Abkunft, deren Namen wohl bekannt und berühmt waren in dem „fernen Westen" mit ihren Packen und Thieren sich gelagert. Es waren aber, wie gesagt, nicht blos Trappers von Profession, die man dort sah; in diesem großartigen Rendezvous, wie diese Sammelplätze und Lager auch

zuweilen genannt werden, fand man viele indianische sowohl, als europäische Nationen vertreten; da waren Shawnoes und Delawarer; da waren kanadische Bergjäger und ächte Yankeesöhne von New-Hampshire. Hier sah man einen Sohn des „schönen Frankreichs“, seine kurze wohlzugerauchte Kreidepfeife an eines Neu-Mexikaners Cigarrenstumpfe anbrennen, indeß ein Engländer und ein gelbbrauner Jüngling von den Sandwich-Inseln ein Stück Kautabak unter sich theilten; dort rauchte ein Shawnoe-Indianer die Friedenspfeife mit einem Abkömmlinge der stolzen „Sechs-Nationen-Indianer“, und in einem Winkel des Marktplatzes zwischen aufgethürmten Biberfell-Packen mit dem Rücken an ein kleines Zelt gelehnt, wo Branntwein und geräucherter Bärenschinken verkauft wurden, spielten ein alter Schwede und ein Virginier, die beide schon viele Jahre hindurch in den Bergen gejagt hatten, Karte um eine Büffelhaut und um Geld. Aber ringsumher waren die Buden der Handelsleute aufgeschlagen, und zu diesen strömten sowohl Weiße als Indianer. In jenem Jahre ward das Biberfell mit sechs Dollars das Pfund bezahlt; aber Gold und Silber sieht man nicht eben viel auf diesem Markte, der Biber war das Bezahlungsmittel und ward zu dem angegebenen Preise von allen Kaufleuten genommen, die dafür den Jägern und Indianern Waaren verabreichten und sie natürlich ganz entsetzlich dabei betrogen. Es wäre indessen Versündigung an der Wahrheit, wenn man sagen wollte, daß nicht Ueberfluß an Nothwendigkeits- und Luxus-Artikeln auf diesem Markte gewesen sei, sowie auch einige ganz vorzügliche Pferde und Maulesel dort verkauft wurden, und zwar zu ganz fabelhaften Preisen.

Trotz des Verbots, daß die Krämer auf diesen Märkten an die Indianer keinen Branntwein verkaufen sollen, war doch auf dem hier in Rede stehenden ein ungeheures Quantum „Feuerwasser“ vorhanden. Bevor nun der Indianer zu handeln anfängt, giebt ihm der Kaufmann einen tüchtigen Schnaps, der sogleich Leben in ihn bringt, und hat er auch nur den ersten Schluck im Leibe, so kann man sicher sein, daß er seinen Handel bald abschließt. Die fürchterlichsten Excesse haben oft auf diesen Märkten stattgehabt, die ja durchaus nicht unter der Aufsicht irgend einer Obrigkeit stehen können, da sie mitten zwischen den Bergen oft viele Hundert Meilen entfernt von den Wohnungen der civilisirten Menschen gehalten werden.

Nur die einzelnen indianischen Stämme, die Biberjäger, die Kaufleute und die Handelsagenten wissen von der Zeit, wo dieselben stattfinden sollen, und diese letzteren verbergen sich oft die Kundschaft davon unter einander aus Gründen, die leicht begreiflich sind. Einmal griff eine Schaar Sioux-Indianer, die von einem dieser Märkte zurückkehrten, wo man sie durch Branntwein und andere starke Getränke halb rasend gemacht hatte, ein Handelsfort an, das einer amerikanischen Pelzwerk-Compagnie zugehörte. Sie plünderten es ganz aus und verbrannten zum Schlusse den Handelsmann mit seiner ganzen Familie auf einem Scheiterhaufen, zu welchem das Wohnhaus des Forts die nothwendigen Brennmaterialien liefern mußte.

Nächst dem Branntweintrinken, bildet das Spielen einen der Hauptzüge bei diesen Versammlungen. Auch der Pferdewettlauf ist sehr in Mode, und manches Biber- oder Büffelfell wechselte den Besitzer in Folge von Wetten, welche auf die größere oder geringere Geschwindigkeit einzelner Hengste gemacht wurden. Im Spiel zeichnen sich die Biberjäger vorzüglich aus; sie lieben, wie die Indianer, den Branntwein, aber das Spielen ist doch ihre Hauptleidenschaft. Nach indianischer Weise rund um das Feuer sitzend und eine ausgespannte Büffelhaut vor sich, spielen sie in verschiedenen Gruppen die am meisten geschätzten Bergspiele. Der Einsatz sind Biber, und wenn diese verspielt sind, kommt die Reihe an die Pferde, die Maulesel, die Büchsen, die Jagdhemden und oft an die Hosen dazu. Verwegene Spieler, erhitzt von Branntwein und Unglück, gehen im Lager herum und fordern einander auf, das höchste Spiel der Biberjäger zu spielen — wo der Einsatz ist: dessen Pferd, dessen Squaw, wenn er eine hat, oder, was auch vorkommt, dessen Kopfhaut. „Nun ist Pferd und Biber weg!" — das ist der gewöhnliche Ausdruck in diesen Lagern, wenn Einer bedeutend verloren hat. Meistens finden jedoch sowohl Pferd als Biber den Weg zu den Taschen des Handelsmannes, und der Jäger muß nun, wenn er wohl angeschrieben steht für seine Ehrlichkeit auf Credit beim Kaufmanne für die Expedition des nächsten Jahres seine Ausrüstung nehmen, und der Kaufmann trifft ihn dann wieder auf einem verabredeten Sammelplatze, um ihn von Neuem auszuziehen. So geht es mit diesen Biberjägern, obgleich eine einzige glückliche Jagd manchem die Mittel in die Hände giebt, dem ganzen wilden Jägerleben den Rücken zu kehren und

sich in irgend einer westlichen Colonie niederzulassen, wo er den übrigen Theil seines Lebens in Ruhe zubringen könnte. Jene Märkte sind oft genug Zeugen von Blutvergießen und anderen Verbrechen, die einzig und allein durch Branntwein und Kartenspiel veranlaßt werden. Zweikämpfe mit Büchsen auf zehn Schritt Entfernung sind sehr häufig, und oft fallen beide Duellanten auf das Wort: „Feuer!"

Ich erwähnte oben eines alten Schweden, der mit einem Virginier auf dem hier beschriebenen Rendezvous Karten spielte. Es war das ein mehr als sechszigjähriger Mann, der schon 30 Jahre in den Rocky-Mountains und unter den Indianern zugebracht hatte. Hoch, stark und muskulös, mit einem fast mumienartigen, von der Sonne und den scharfen Bergwinden gelbgefärbten, durchfurchten Gesicht, gab er doch durch seine blauen Augen und sein hellblondes Haar, das in starker Fülle über seine Schultern herablief, und dem die Jahre noch nicht die Silberfarbe aufzudrücken vermocht hatten, seine nordische Herkunft deutlich genug zu erkennen. Keiner von seinen Kameraden kannte seine frühere Lebensgeschichte; er ging unter dem Namen „the old Swede" (der alte Schwede), obgleich dieser Name ihm mißfiel. Kit Cerson, der über ganz Nordamerika als der verwegenste und unverdrossenste Mountaineer (Bergbewohner, aber hier zunächst Wegweiser in dem westlichen und nur wenig bekannten Theile der vereinigten Staaten) berühmt ist, und der den Oberst Fremont auf seinen verschiedenen wissenschaftlichen Excursionen und Untersuchungsreisen in den Rocky-Mountains, längs des großen Salzsees und durch Californien und Oregon als Führer begleitete, erzählte mir (schreibt der Verfasser dieser Skizze) mancherlei über diesen alten Schweden während meines Aufenthalts in St. Louis, wo ich mehrmals mit ihm zusammentraf, indem er dort gerade auf Oberst Fremont wartete, um mit demselben eine neue Reise zu unternehmen, die leider fast allen Theilnehmern das Leben gekostet hat. Fremont, Kit Cerson und zehn von ihren Begleitern kamen wohlbehalten über die Rocky-Mountains, die übrigen (ungefähr dreißig) kamen im Jahre 1847 in einem Schneewetter um, zugleich mit hundert Mauleseln und fast eben so vielen Pferden. Georg Ruxton, ein bekannter englischer Schriftsteller, der ebenfalls längere Zeit in den westlichen Staaten gelebt und den Anfang eines interessanten Werkes über das wilde Le-

ben daselbst herausgegeben hat, das leider durch seinen frühzeitigen Tod unterbrochen wurde, hat mir gleichfalls diesen Skandinavier genannt, dessen Andenken sicher noch lange in der Erinnerung der Biberjäger leben wird, und dessen Jagdabentheuer von Geschlecht zu Geschlecht erzählt werden, wenn jene abgehärteten Leute an den kalten Frühjahrs- und Herbstabenden in den finstern einsamen Bergpässen kampiren und um den flammenden Holzstoß ihre Pfeife rauchen. — Kit Cerson hatte seinen Namen aufgeschrieben, konnte ihn aber nicht aussprechen. Derselbe hieß Hjalmar Adlerkreuz; er hatte einem einzigen seiner wenigen vertrauten Freunde erzählt, daß er von einem alten adligen Geschlechte Schwedens abstamme. Aus welchen Ursachen er aber Biberjäger geworden, was ihn nach Amerika geführt habe, und was er früher gewesen war, konnte man niemals aus ihm herauslocken. Man sah ihn niemals lachen, selbst nicht über die possierlichsten Scenen; er trank nie Branntwein, außer einmal im Jahre — auf dem Markte — wo wir ihn, wie oben erzählt, antrafen — und auch dort bediente er sich desselben mit großer Mäßigkeit; dagegen beherrschte ihn, wie alle anderen Biberjäger, als Hauptleidenschaft, das Spiel. Er selbst hatte dem Kit Cerson erzählt, daß er in den letzten zwanzig Jahren seines Aufenthalts in den Bergen über 15,000 Dollars für Biberfelle erhalten habe. Jedes Jahr hatte er beschlossen, sich rückwärts nach St. Louis zu wenden, um dort seine Tage zu endigen; aus diesem Grunde hatte er seine Felle stets gegen klingende Münze verkauft, aber ein 14tägiger Aufenthalt auf dem Markte hatte ihn immer wieder „rein geputzt", und nach so vieler Jahre Verlauf hatte er nicht einmal beim Wiederbeginn der Jagd so viel Credit, daß er die nothwendige Ausrüstung sich beschaffen konnte. — Verschiedene Erzählungen berichten von seinem Muth, seiner Ausdauer und Geistesgegenwart, und der Tod desselben ist, wie Ruxton meldet, nicht weniger charakteristisch, sofern man sich auf die Wahrheit der Geschichte verlassen kann. Adlerkreuz war eben mit mehreren anderen Trappern auf einer Excursion, als sie in einer Morgenstunde in ihrem Lager von einer großen Anzahl Indianer angegriffen wurden, die nach gewöhnlicher Weise die Jäger überrumpelt hatten und nun ein großes Blutbad unter ihnen anrichteten. Adlerkreuz war schwer verwundet, aber doch im Besitz seiner Büchse und seines Pulver- und Kugelbeutels. Nahe bei der

Stelle, wo sie sich gelagert hatten, stand ein hohler Baum; schnell wie der Wind eilte er zu demselben hin und kroch hinein. Von da aus vertheidigte er sich nun fast einen ganzen Tag mit der größten Hartnäckigkeit und Kaltblütigkeit gegen die Wilden. Er tödtete fünf Indianer und verwundete mehrere andere. Da die Rothhäute den muthigen Biberjäger aus seinem Zufluchtsorte nicht herausbringen konnten, so benutzten sie den eben wehenden günstigen Wind und legten Feuer in das lange dürre Gras, das um den Baum herum stand. Bald entzündete sich der dürre Stamm, und Adlerkreuz sah sich nun zum Verlassen seines Schlupfwinkels genöthigt. Er ergriff die Büchse am Lauf, stürzte mit mächtigen Kolbenschlägen hinaus unter die Indianer und fiel endlich, durchbohrt von unzähligen Pfeilen, aber doch erst, nachdem noch zwei der Feinde von seiner Hand gefallen waren. Später fanden einige seiner Kameraden die Leiche; der Kopf war skalpirt, aber der nämliche Ernst, der während des ganzen Lebens über seinen Gesichtszügen ausgebreitet gewesen war, zeigte sich noch unverändert im Tode. Man begrub ihn auf der Stelle, wo er gefallen war, und in dem dunkeln, einsamen Bergpaß, der vielleicht niemals nachher von eines weißen Mannes Fuße wieder betreten worden ist, steckten die rauhen Jäger nach ihrer Gewohnheit ein einfaches hölzernes Kreuz auf, das nun gewiß längst verwittert ist.

Der „alte Schwede" ist aber deshalb von den Trappers nicht vergessen worden, obgleich auch ihre Anzahl in demselben Grade abnimmt, wie die der Indianer. Die Civilisation eilt mit Riesenschritten selbst in den fernsten Wildnissen des Westen vorwärts, und ehe viele Jahre vorüber sind, wird man vielleicht eine Schilderung des *letzten* Biberjägers lesen.

II.

Die Mammuthhöhle in Kentucky.

Fünfundneunzig englische Meilen sind von Louisville bis zu der weltberühmten Mammuthhöhle. Obgleich die Diligence, worin wir fuhren, bequemer eingerichtet und viel leichter war, als die in Georgien und Alabama gebrauchten Postwagen, und obgleich die Pferde immer nach Zurücklegung weniger englischen Meilen gewechselt wurden, so war die Fahrt dennoch außerordentlich langsam und langweilig, und da noch dazu die ganze Tour hindurch der Regen in Strömen niederstürzte, so daß die Räder oft tief in den Koth hineinsanken, so kann man sich leicht vorstellen, mit welcher Freude wir am Abend des anderen Tages die sogenannte Bell's Tavern begrüßten, wo man zu übernachten pflegt, um von da in einer Miethkutsche die sieben englischen Meilen, die bis zur Riesenhöhle noch übrig sind, zurückzulegen. Ermattet von der beschwerlichen Fahrt, leerten wir mit Behagen das große erquickende Glas Pfirsichbranntwein, welches der betagte Wirth uns zum Willkommen bot, und gingen, nachdem wir eine gute Abendmahlzeit gehalten, zu Bette, um zeitig am anderen Morgen mit frischen Kräften dem Ziele unserer Reise uns zu nähern.

Das Wetter hatte sich in der Nacht aufgeklärt, und der Morgen war frisch und angenehm, als wir von Bell's Tavern abfuhren, wo man uns bei der Abreise eine ziemlich hoch aufgeschraubte Rechnung vorlegte, die zu der scheinbar gastfreien Weise, in welcher der höchst ehrwürdig aussehende Wirth uns am Abend vorher empfangen hatte, in auffälligem Gegensatze stand. Wir bezahlten indessen ohne Murren, und nachdem wir den besten und zuverlässigsten Führer — einen Neger Namens Stephen — engagirt hatten, begaben wir (Herr Brady und ich) uns auf den Weg, mit uns einen wohlversehenen Speisekorb führend, für den Fall, daß unser Aufenthalt in der Höhle länger dauern sollte, als wir erwarteten. Ein Irlän-

der, Crandall, hatte sich uns angeschlossen, und so waren wir mit unserem Führer nur vier Personen — die passendste Anzahl, wenn man von dem Besuche der Mammuthhöle und von der Beschreibung, die der Führer von deren Herrlichkeiten giebt, die rechte Ausbeute haben will.

Die auf Grund ihres ungeheuren Umfanges mit diesem Namen bezeichnete Höhle ist eine Kalksteingrotte, sieben englische Meilen von Bell's Tavern und ¾ Meilen von dem Green-River entfernt, ringsherum von wellenförmigem Hochland umgeben, und dicht von Eichenbäumen bewachsen. Sie ward entdeckt im Jahre 1801 von einem Wolfsjäger, der einen angeschossenen Wolf in einen der Gänge hinein verfolgte, ist aber erst seit 1840 in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung bekannt geworden, und zugleich damit zu einem solchen Rufe gelangt, daß sie in den Sommermonaten trotz des ziemlich theuren Eintrittspreises — 4½ Thlr. preuß. — außerordentlich stark besucht ist, sowohl von Amerikanern, als von Fremden. Die Höhle ist neun englische Meilen lang; ihr ganzer Umfang aber mit allen Seitengängen und Verzweigungen beläuft sich auf ungefähr 160 englische Meilen, und vielleicht noch mehr. Die Hauptformation in derselben ist Kalkstein, doch kommen auf einzelnen Stellen, z. B. in dem sogenannten Clevelands-Cabinet, sehr schöne Gipsformationen vor, und in dem äußersten Ende der Grotte giebt es auch eine Menge wohlgeformten Tropfsteines (Stalaktiten).

Wir bezahlten unsre drei Dollars und wurden nun mit Lampen versehen, die sich hier nach längerer Erfahrung als viel praktischer erwiesen haben, als die früher gebrauchten Fackeln. Unsern Führer an der Spitze, gingen wir in eine runde Oeffnung ein, die ungefähr 40 Fuß lang und einer gewöhnlichen Kellerwölbung sehr ähnlich war. Am Ende derselben gelangten wir auf einen ebenen Weg, der wahrhaftig um tausend Procent besser war, als derjenige, den wir auf der Oberfläche der Erde zwischen Louisville und Bell's Tavern passirt hatten, und dazu hoch und gewölbt wie der prächtigste Bogengang. Während des Kriegs mit England im Jahre 1812 hatte man hier in diesem Gang große Massen Salpeter gesammelt und zubereitet. Wir blieben indeß nicht eher stehen, als bis wir zu den „Invalidenhäusern" gelangten. Die Häuser, oder richtiger gesagt Hütten, wurden im Jahre 1841 von einem Dr. Mitchell erbaut, der in

der Stadt Glasgow in Kentucky prakticirte, und dieselben zur Aufnahme schwindsüchtiger Patienten in der Meinung bestimmte, daß die gleichartige Temperatur und die trockene Atmosphäre der Mammuthhöhle den Aufenthalt daselbst in der Winterzeit für solche Unglückliche, die an Brust- oder Lungenschwindsucht leiden, sehr zuträglich machen müßten. Die kleinen Wohnungen wurden von Mauersteinen gebaut, mit Thüren und Fenstern versehen — gleich als ob es möglich wäre, daß dadurch Licht hineindränge — und anstatt eines Daches ward Leinwand zum Schutze gegen den Staub über sie ausgespannt. Das Innere der Häuser war übrigens äußerst bequem eingerichtet, und es wurde eine hinreichende Menge von Krankenwärtern gemiethet. Im Septembermonat desselben Jahres konnte man wirklich 17 an der Schwindsucht leidende Patienten in diese unterirdischen Räume einziehen sehen. Die Verzweiflung hatte diese Unglücklichen dazu getrieben, sich, als dem letzten Versuch, einer Kur in der Mammuthhöhle zu unterwerfen. Vier lange Monate hindurch verblieben sie in diesem gefängnißartigen Aufenthaltsorte, und in Wahrheit, ihre Liebe zum Leben muß groß gewesen sein, daß sie es mit einer so langen Entbehrung des Sonnenlichtes und der frischen freien Luft haben erkaufen wollen.

Nicht ein einziger von den Patienten hatte in diesen vier Monaten die Höhle verlassen, ja nicht einmal dem Ausgange derselben hatte sich einer genähert, um das Tageslicht zu schauen. Sie brannten Lichter und Lampen am Tage, wie in der Nacht; Speisen, Getränke, Erfrischungen, kurz alle Arten Bedürfnisse und Luxusartikel, wurden in die Höhle gebracht, und es herrschte hier eine Zeitlang ein seltsam bewegtes Leben. Man veranstaltete sogar Ausflüge zu den verschiedenen interessanten Partieen der Grotte, woran, außer denen, welche die Kranken besuchten, auch diese selbst, so viele nicht an das Bett gefesselt waren, theilnahmen. Musik, Tanz und Gesang belebten diese sonst so finsteren und traurigen Räume. Nach Verlauf der ersten zwei Monate bemerkte man schon bei fast sämmtlichen 17 Kranken, daß ihre Kräfte abnahmen, und daß Augenschmerzen und Melancholie sich einfanden. Trotz dessen waren sie nicht zu bewegen, ihren Glauben an baldige Genesung aufzugeben, und erst als mehrere derselben in der Höhle in kurzen Zwischenräumen gestorben waren, verließen die übrigen, von einem panischen Schrecken ergriffen, das unterirdische Hospi-

tal, um kurz nach ihrem Heraustritte ebenfalls hinüberzuwandern. Sie starben bald nach einander, und der Doktor gleichfalls. Mit ihm begrub man auch sein System.

Die Riesenhöhle ist übrigens nicht blos für irdische Zwecke, sondern auch für himmlische benutzt worden. Mehrere Jahre nach einander hielten die Methodisten in einer der größten Hallen ihre merkwürdigen Versammlungen, an denen viele Hundert weithergeströmte Menschen theilnahmen, und es muß von ergreifender Wirkung gewesen sein, eine fromme christliche Gemeinde in diesen unterirdischen, festlich erleuchteten Räumen zu Gebet und Gottesdienst versammelt, und den Prediger von einem der hohen Steinblöcke des Himmels Segen über die knieenden Gruppen herabrufen zu sehen.

Nachdem wir die Ruinen der Invalidenhütten in Augenschein genommen, besahen wir „den Sarg des Riesen", einen ungeheuren, viereckigen Kalkblock, der mitten auf dem Fußboden in einer Seitenwölbung stand. Von da aus krochen wir durch einen niedrigen, schmalen Gang, voll von Fledermäusen und fallenden Wandtropfen, der „das Thal der Niedrigkeit" hieß. Als wir diesen glücklich passirt hatten, stiegen wir in ein Amphitheater hinab, wo wir uns auf die Steinblöcke setzten und einen Becher Wasser aus einer kleinen hier hervorsprudelnden Quelle tranken, deren starker Schwefelgeschmack mir indeß wenig behagte. Von hier ging der Weg weiter durch einen noch schmaleren und niedrigeren Gang als der so eben erwähnte; wir mußten die Knie und die Hände benutzen, um hindurchzudringen. Jetzt waren wir zum „Echoflusse" gekommen, der die Höhle in zwei Theile zerlegt, und stiegen in ein Boot, um zum andern Ufer überzusetzen. Eine ebenso feierliche als Schrecken einflößende Stille herrschte hier; die tiefen Wasser schlugen lautlos an unser Boot, und an den Ufern streckten sich dunkle Felsen so hoch in die Luft, daß man die Gipfel in dem ungemüthlichen Dunkel nicht unterscheiden konnte. Ich ward an eine mitternächtliche Fahrt erinnert, die auf einem der wilden Ströme in den fernen westlichen Staaten hinabging, wo Indianer im Hinterhalt lauern, um beim ersten Mondschein ihre Büchsenkugeln gegen die furchtsamen Reisenden zu senden. Hier indeß war kein Mondschein und kein Sternenglanz zu erwarten; oben war undurchdringliche Finsterniß und unten

das eben so schwarze tiefe Wasser, das nur dann und wann einen Lichtstrahl von unseren Lampen zurückwarf, wenn Stephen die Ruder in stärkere Bewegung setzte. Auf jeder Seite sah man perpendiculär herabgehende Steinwände, auf deren mannigfaltigen Ecken und Zacken das Auge dunkele Umrisse von Bäumen, Gräsern und Blumen zu sehen glaubte. Schwarze Wolken schienen alles umarmt zu haben, und die ganze Natur war so ängstlich still, wie in den Augenblicken, die dem Ausbruch eines Orkans oder eines mächtigen Sturmes vorhergehen. Ein Gefühl der Beklommenheit, als ob eine große Gefahr bevorstehe, mußte jeden hier ergreifen, und kein Wort kam über unsere Lippen. Plötzlich begann Stephen zu singen; seine Stimme war tief und klar, und der wilde indianische Kriegsgesang, den er anstimmte, schallte wieder mit einem hundertfachen Echo, als ob die Geister der Finsterniß und der Tiefe in einem mächtig brausenden Chore antworteten. Als aber der letzte Ton hinstarb, herrschte wieder des Grabes Stille überall. Kurz nachher feuerte Herr Brady seinen sechsläufigen Revolver ab, und niemals in meinem Leben habe ich ein so starkes und anhaltendes Echo gehört wie das, welches diese Schüsse verursachten, jeder Winkel in der ungeheuren Höhle sandte die Donnerbotschaft zurück, und es klang als ob Myriaden wilder Thiere in einem Kampf auf Leben und Tod heulten und schrieen, oder als ob hundert Kanonen, geladen mit Kugeln und Schrot, Schlag auf Schlag gelöst würden. Selbst das Wasser im Flusse erbebte bei diesem fürchterlichen Lärm, und ich bin gewiß, daß ungefähr 10 Minuten verliefen, ehe die erregten Luftströmungen ihren richtigen Ruhepunkt wiederfanden. Lange dauerte indeß die Stille nicht; denn Stephen begann nun eines der melodischen Negerlieder zu singen, an denen der Süden so großen Ueberfluß hat, und da wir dasselbe auf unseren früheren Ausflügen oft gehört hatten, so stimmten wir im Chore ein, und erreichten unter Scherz und Lachen das entgegengesetzte Ufer des Echoflusses.

Stephen war schon über 10 Jahre in der Mammuthshöhle Führer gewesen; er war ein Mann von etwa 30 Jahren und gehörte dem dermaligen Besitzer der Höhle zu (ich habe später erfahren, daß er bei dessen Tode freigelassen und nach der Negerrepublik „Liberia" in Afrika ausgewandert ist); zur Mutter hatte er eine Negerin, der Vater war Indianer.

Während der langen Zeit, in welcher er mit dem Umherführen der Reisenden in der Höhle beschäftigt gewesen war, hatte er sich eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung erworben, insbesondere hatte er von den verschiedenen Naturkundigen, welche diese Riesenkatakomben besuchten, eine Menge lateinischer Wörter und wissenschaftlicher Benennungen gelernt, die er später sehr glücklich zu benutzen verstand, wenn er Führer von Nichtgelehrten oder von solchen war, die nicht ex professo sich auf die Naturwissenschaften gelegt hatten. Er hatte sich selbst schreiben und lesen gelehrt, und sprach außer englisch auch sehr gut französisch. Er erzählte uns, daß noch kein Unglücksfall in der Höhle sich ereignet habe; nur ein einzigesmal sei ein Reisender von einem starken Fieber befallen worden; er habe ihn aber auf den Rücken genommen und zwei englische Meilen weit bis zum Ausgang der Höhle getragen, wo die frische Frühjahrsluft den Zustand des kranken Mannes alsbald verbessert habe. Bisweilen seien die Flüsse der Höhle — es giebt nämlich außer dem Echoflusse noch mehrere andere darin, unter welchen der Styx und die Lethe die größten sind — namentlich nach einem heftigen Regen, plötzlich angeschwollen und haben die Reisenden am Herauskommen verhindert; aber selbst bei solchen Zufällen gebe es einen Ausweg, nämlich durch einen engen Paß, wo man freilich auf Händen und Füßen im Koth und Schlamm kriechen müsse, um einem vielleicht mehrtägigen Aufenthalt in der Höhle zu entgehen.

Ein langer und breiter gewölbter Gang bildet das sogenannte „Cleveland's Cabinet"; hier sahen wir an den Wänden einige der schönsten Gypskrystalle, die gedacht werden können; viele dieser feingebildeten Rosetten waren auf die Erde gefallen oder niedergeschlagen von Reisenden, die natürlich alle ein oder das andere Andenken von ihrem Besuch in der Mammuthhöhle mitbringen wollen und deshalb nicht eben darum bekümmert sind, ob sie mit ihren Stöcken mehr niederbrechen, als sie mit sich nehmen können. Je weiter wir vorwärts kamen, desto schönere Gypsbildungen begegneten dem Auge; feine, zarte Blumen, weißer als frischgefallener Schnee, hingen an schmalen Stielen von der gewölbten Decke herab; mitten auf den Seitenwänden standen Miniaturthürme und Kirchenspitzen, Kugeln und mächtige Bäume unter einander, während der

dunkle Felsenhintergrund alle diese schönen Gebilde einer launenhaften Natur auf malerische Weise hervorhob.

Die Gypsgestalten dieses prächtigen Cabinets mit Worten zu beschreiben, ist fast unmöglich. Geh' zur Frühjahrszeit in einen Garten, pflücke da die schönsten Blumen, welche du finden kannst, binde sie zusammen in einen Strauß und denke dir sie zehnmal so schön und so fein, als sie in Wirklichkeit sind — wenn du das gethan, so stelle sie dir in den weißesten Marmor verwandelt vor, und du wirst ungefähr eine Idee von dem haben, was man in Cleveland's Cabinet in der Mammuthhöhle sieht. Alle diese seltsamen Figuren, die der Winter auf unsere Fensterscheiben malt, sehen wir hier zur Körperlichkeit umgeschaffen, können wir hier berühren, ohne fürchten zu müssen, daß sie zwischen unsern Fingern zerschmelzen. Hier sind Miniaturbilder von allen möglichen vierfüßigen Thieren, von Vögeln, Fischen, Bäumen, Sträuchern, Blumen — sie scheinen alle aus dem kalten schwarzen Felsen entsprungen zu sein, und sind hier im Schutz der Finsterniß und der Stille aufgezogen. Es ist, als ob eine versteinerte, aber schöne Welt vor euren erstaunten Blicken sich ausbreitete.

Nachdem wir Cleveland's Cabinet verlassen hatten, ward die Luft feucht und modrig, und die Wände zeigten sich naß. Wir hörten unsichtbare Bächlein zwischen den Steinen rieseln. Herr Crandall fiel bis an die Knie in eine Pfütze und rief um Hülfe; Stephen aber beruhigte ihn und uns, und versicherte, daß keine Gefahr im Wege sei. „Reinheitssee" war der Name der kleinen Wasserhöhlung, in der Crandall watete, und Stephen bat ihn, so schnell als möglich herauszukommen, da wir hier unser Mittagsmahl einnehmen und unsern Durst an der klaren Quelle, die hier hervorsprudelte, löschen würden. Unser Speisekorb ward denn hervorgenommen, und nachdem wir unsern Appetit gestillt und ein paar Flaschen Wein getrunken, wie auch neues Oel in unsere Lampen gegossen hatten, erhoben wir uns, um mit erneuten Kräften unsere Reise in den unterirdischen Gängen fortzusetzen.

Nachdem wir eine ziemlich hohe Leiter hinaufgestiegen und durch ein enges Loch gekrochen waren, bat der Führer uns, in die Höhe zu sehen. Wir thaten das und erblickten über unsern Häuptern große herrliche Weintrauben. Die Ranken schlangen sich an den Wänden und längs der Erde

hin, und als wir diese mit unseren Lampen beleuchteten, sahen wir die Frucht, halb verborgen durch breite Blätter, vor unseren Füßen liegen. In Wahrheit, ich mußte sie berühren, um mich zu überzeugen, ob es nicht wirkliche Trauben seien; aber leider, es war nur der kalte Stein, der die liebliche Gestalt der strotzenden Frucht angenommen hatte. Von diesem unterirdischen „Weingarten" gelangten wir zu der „Schneeballhöhle"; Stephen erleuchtete sie mit einer bengalischen Flamme. Hier hatten wir eine Winterscene mit Mondschein. Eine gefrorne weiße Erde streckte sich vor uns hin. Auf einzelnen Stellen sah es aus, als ob der Schnee weggefegt wäre und ein oder das andere braune Fleckchen bloß gelassen hätte, während lange Eiszapfen von der Decke und der Wand herabhingen, und im Hintergrund eine ganze Batterie Schneebälle absichtlich aufgehäuft und auf ein halbes Dutzend munterer Schulknaben zu warten schien, um in die gehörige Bewegung gesetzt zu werden. Alles sah hier kalt und winterlich aus, und doch war die Luft so warm und erfrischend — aber der Schnee und das Eis waren ja auch nichts anderes als Gyps- und Tropfsteinbildungen.

Von der Schneeballhöhle nahmen wir unsern Weg über die sogenannten Felsengebirge (Rocky-Mountains), die zwar nicht in Größe und Ausdehnung ihrem Namen entsprechen, aber doch wegen der großen Spalten und Unebenheiten, die sie enthielten, sehr schwer zu passiren waren. Vom Gipfel dieser Kalksteinhöhe hat man zur Linken eine öde und finstere Aussicht auf einen großen Raum, der sehr treffend „die grausige Halle" genannt wird. Indem wir uns zur Rechten umdrehten, standen wir alsbald bei „Serena's Lusthaus", und waren so beim Endpunkt der Höhle, neun Meilen unter der Erde in gerader Linie. Serena's Lusthaus ist ein kleiner zirkelrunder Raum oder Zimmer — wenn dieser Name mir verstattet wird — ungefähr 20 Fuß im Umkreise und 30 Fuß hoch. Eine gelbe Steinart ist der Hauptbestandtheil desselben; wenn man hineintritt und die Lampen auflodern läßt, sieht es aus, als ob die Stalaktiten die prächtigsten Draperien wären, die in reichen Falten über den Wänden hingen, um den stillen unterirdischen Aufenthalt irgend einer wohlthätigen Fee zu schirmen. Eine Quelle springt in dem einen Winkel hervor, und nur das Zirpen der

Grille unter der gewölbten Decke und das Herein- und Hinausflattern der Fledermaus erinnert uns daran, wo wir eigentlich sind.

Von „Serena's Lusthause" begaben wir uns auf den Rückweg und besuchten nun verschiedene andere Punkte in der Höhle. Nachdem wir ein ziemlich langes Stück Weges zurückgelegt hatten, ohne daß etwas Merkwürdiges sich uns darbot, hieß Stephen uns vorwärts gehen, während er ein wenig zurückblieb; zugleich rieth er uns, daß wir die Lampen auslöschen sollten, damit wir uns von der maßlosen Finsterniß, die hier herrscht, überzeugten. Wir thaten nach seinem Wunsche, indem wir uns, nachdem wir noch etwa 100 Ellen vorwärts gegangen waren, auf einen Felsblock setzten und unsere Lampen ausbliesen. Erst hier, tief im Schooße der Erde, in diesem gewölbten, seltsam gestalteten Raume, bekam ich einen Begriff davon, was Blindheit sein möge, und meinen Begleitern ging es eben so. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam Stephen zurück und lachte herzlich, indem er mit seiner Lampe unsere gewiß eben so ernsten als bleichen Angesichter beleuchtete. „Nun wissen Sie, meine Herren, was es heißt, im Finstern gewesen sein; das weckt innerliche Gedanken, nicht wahr? das sagen Alle, die dieses Experiment hier in der Höhle gemacht haben; aber sehen Sie nur einmal in die Höhe!" fügte er hinzu, während er mit der Hälfte seiner Mütze das Licht seiner Lampe beschattete. Wir thaten, wie er gesagt hatte, und zu unserer größten Verwunderung sahen wir hoch über unseren Häuptern die Sterne blinken. Wir rieben uns die Augen und starrten von Neuem auf; das konnte unmöglich Betrug sein; es waren ja die glimmenden Kugeln am dunklen Himmel, scheinend und strahlend, kommend und verschwindend, gerade wie wir sie in einer blauen schönen Winternacht unseres Nordens sehen. Herr Brady begann schon nach dem Orionsgürtel und nach verschiedenen anderen Sternbildern zu suchen, und wir Anderen wollten ihm eben helfen, als Stephen's gutmüthiges Gelächter uns wiederüm zu erkennen gab, daß das Ganze doch nur eine optische Täuschung war. Stephen nahm einen Stein und warf ihn gegen das, was wir für die Himmelswölbung genommen hatten, und nachdem er uns unsere Lampen hatte anzünden lassen, zeigte er, daß es die halbverborgenen Strahlen von seiner Lampe waren, die sich auf den tausend Glimmerflecken reflectirt hatten, mit denen die schwarzen Felswände hoch oben an der

Decke der Höhle besetzt waren, und die ein so täuschendes Bild einer sternklaren Nacht hatten entstehen lassen. Es war dies die einzige Stelle in der ganzen Höhle, wo ein solches Phänomen wahrgenommen wurde, und man hatte darum dieses Gewölbe „die Sternenkammer" genannt.

Unser Weg ward nun durch die krummen labyrinthartigen Gänge und Pfade fortgesetzt und wir kamen zu dem sogenannten „Young's Dome", so genannt nach dem Mann, welcher der erste Besitzer der Höhle war. Unser Führer bat uns, auf ein Paar große Steinblöcke zu kriechen, wodurch wir eine ziemlich große viereckige Oeffnung in der Felsenwand, von derselben Form wie ein gewöhnliches Fenster, erreichten. Hier steckten wir die Köpfe hinein und Stephen ließ nun mehrere bengalische Flammen leuchten, wodurch wir einen prächtigen Anblick der majestätischen Kuppel erhielten, die in ihrer ganzen gothischen Größe mit Pfeilern und Statuen sich mehrere 100 Fuß hoch über uns wölbte, während das Wasser in klaren Strömen über die glatten Wände hinunterlief und in einer Tiefe unter unseren Füßen mit dem Brausen eines mächtigen Wasserfalls verschwand.

Trotz der Meinung des Herrn Brady, daß die ganze Mammuthhöhle in Folge irgend einer Naturrevolution hervorgetreten sei, möchte ich doch vielmehr der Ansicht unsers Führers beistimmen, daß das Wasser während langer Jahrhunderte mit seiner mächtigen Kraft diese Gänge und Labyrinthe ausgehöhlt habe, und das um so mehr, als man noch an manchen Stellen tief in der Höhle Spuren von Behältnissen und Vertiefungen findet, wo die Steinmasse von so poröser Natur ist, daß man glauben möchte, die Wasserströmung sei erst vor ganz kurzer Zeit von hier abgeleitet worden, um sich einen anderen Weg zu bahnen.

Als wir auf der Rückreise wieder über den Echofluß setzten, feuerte Herr Brady von Neuem seine Pistole ab; aber kaum war das letzte donnernde Echo verschollen, als wir schon lautes Geschrei hörten; zu unsrer größten Ueberraschung bemerkten wir bald, daß dasselbe von mehreren jungen Damen kam, die gerade in demselben Augenblick über den Fluß setzten; ihr weißes, mit Lampenreihen an beiden Seiten geschmücktes Boot kam eben jetzt zum Vorschein, nachdem es hinter einem der vielen Miniaturvorgebirge, die von den schwarzen Felsblöcken am Strande des Echoflusses gebildet werden, verborgen gewesen war. Dem Boote der Damen folgte

ein anderes, worin Männer Platz genommen hatten, das übrigens auf dieselbe Weise erleuchtet war. Wir empfingen diese unerwarteten Gäste mit einem Hurrah und Stephen stimmte sogleich einen seiner schönsten Negergesänge an, wozu wir Alle Chor sangen. Das war ein mächtiger, donnernder Chor; wenngleich nur von wenigen Stimmen ausgeführt, kam der Gesang doch von den Gängen und Wölbungen der Höhle mit einer Kraft zurück, als wenn er aus tausend Kehlen erschollen wäre. Vorher war alles auf dem finstern Flusse so öde und still gewesen, nun war hier Licht und Freude; es war, als ob ein Magiker mit seinem Zauberstabe die nackten, schwarzen, grausigen Felsen plötzlich berührt und mit seinen Beschwörungen mitten in der Einsamkeit der Wüste ein lächelndes Bild hervorgerufen hätte. Die Boote fahren nun einander vorbei; die Hurrahrufe ertönen von Neuem; man weht mit den Taschentüchern; eine bengalische und eine rothe Flamme werfen einen seltsamen Schein über die muntern Menschen und über den stillen Fluß; einen Augenblick nachher ist Alles vorbei; die Führer rudern weiter, der Gesang hört auf, die Lichter werden gelöscht und die erleuchteten Boote verschwinden hinter einem der vielen Felsblöcke — es ist wieder Stille. Schweigen und Finsterniß herrschen auf dem Echofluß, und erst, als wir auf der andern Seite landen, erschallen die Wölbungen abermals von dem Echo aus Brady's Pistole — dem Abschiedsgruß an die Herrlichkeiten der Mammuthhöhle.

III.

Die Menschenjagd.

Ein Bild aus dem Leben der Rothhäute.

Saint Louis ist der Mittelpunkt des großen Pelzhandels der Vereinigten Staaten. Die Indianer bringen die Pelze dorthin und tauschen sie gegen verschiedene Gegenstände, namentlich gegen geistige Getränke, auf die sie großen Werth legen, gegen Tabak u. s. w. aus. Da das Pelzwerk die Quelle ihres Reichthums ist, so haben die Indianer ein besonderes Zoll- und Schutzsystem gegen die „weißen Häute" organisirt, die das Wild jagen und sich dadurch die Waare unmittelbar verschaffen wollen; dieses System besteht darin, daß sie unerbittlich den kühnen Jäger umbringen, der sich ein Privilegium anmaßt, welches die Rothhäute für sich allein in Anspruch nehmen. Wie groß aber auch die Gefahr sein mag, man trifft doch immer noch muthige Jäger genug, die dieses gefährliche Handwerk treiben.

Daniel und Davidson hatten seit acht Tagen an den Ufern des Kansasflusses, eines jener zahlreichen Wasser, gejagt, welche sich in den Missouri ergießen, nachdem sie das ganze indianische Territorium durchströmt haben.

Eines Morgens fuhren sie in einer Pirogue langsam den Fluß hinunter, um die am vorhergehenden Tage gelegten Schlingen zu untersuchen. Der Fluß hatte an dem Orte, wo sie sich befanden, sehr steile Ufer und war mit so hohem Grase bewachsen, daß sich eine ganze Armee Indianer dahinter hätte verstecken können, ohne daß das menschliche Auge etwas zu entdecken vermochte. Es bedurfte des geübten Ohres, das unsere beiden unerschrockenen Jäger besaßen, um in dem lauten Geräusch, das die am Ufer anprallenden Wellen verursachten, den Tritt eines Menschen oder Thieres unterscheiden zu können.

Beinahe drei Viertelstunden waren sie so gefahren, ohne etwas zu hören, was sie hätte beunruhigen können, und hatten sich dem Ziele ihres Weges schon so weit genähert, daß sie sich der Hoffnung hingaben, dem wachsamen Auge der Indianer entgangen zu sein, als Daniel, plötzlich sein

Ruder anhaltend, sich über die Pirogue hinausbeugte und aufmerksam lauschte.

„Was giebt es?" fragte Davidson.

„Dort", sagte Daniel, indem er nach dem dichtesten Gebüsche auf dem linken Ufer deutete, „dort hörte ich Schritte und sah das Gras sich bewegen."

Mit diesen Worten gab er der Pirogue die Richtung nach der andern Seite.

„Nun, nun!" sagte Davidson, „du bist noch zu neu in diesem Handwerk, um dessen gewiß zu sein, was du sahst. Ich wette, es ist ein Elennthier, das mit dem Lauf unserer Flinten Bekanntschaft machen will."

Davidson ergriff seine Waffe und betrachtete den Hahn.

„Es sind Indianer, sage ich dir!" versetzte Daniel, indem er wieder in die Mitte des Stromes einlenkte.

Im selben Augenblick vernahm man in der von Daniel angedeuteten Richtung ein furchtbares Geschrei, und etwa 40 Indianer drangen mit gespanntem Bogen, auf unsere beiden Jäger zielend, aus dem Gebüsch hervor.

„Hab' ich's nicht gesagt?" rief Daniel blaß und zitternd . . . .

„Was thun?"

„Landen," antwortete Davidson. „Wenn wir zu fliehen versuchen, werden sie auf uns schießen und in zwei Minuten ist unser Leib so dicht mit Pfeilen gespickt, als das Kissen einer Nätherin mit Nadeln."

„Wenn wir aber den Fuß an's Land setzen, werden sie uns massakriren," versetzte Daniel, „und meiner Treu, zwischen diesen beiden Todesarten . . ."

„Es sind Blackfeet, welche wahrscheinlich von Saint Louis zurückkommen," entgegnete Davidson, „ich spreche ihre Sprache — und werde sie Vernunft lehren. Es ist doch eine Aussicht, und wohl die einzige, die uns bleibt."

Während die beiden Unglücklichen diese Worte wechselten, gaben die Indianer ihnen Zeichen, daß sie landen sollten; da jedoch Daniel, trotz Davidsons Rath, immer noch fliehen wollte, pfiff ihm ein Pfeil am Ohre vorbei und ein zweiter zischte in seine Schulter. Er stieß einen Schrei aus

und stürzte in der Pirogue zu Boden. Davidson ergriff die Ruder und trieb an's Land.

Die Indianer bemächtigten sich sofort seiner uud banden ihm Arme und Beine, obgleich er sie seiner freundlichsten Gesinnungen versicherte. Den unglücklichen Daniel, dessen Blut in Strömen auf den Boden des Canots floß, ergriffen sie und warfen ihn in den Fluß, wo er nach einigen vergeblichen Versuchen, das Ufer zu gewinnen, den Tod fand. Davidson, welcher Zeuge dieser barbarischen Handlung war, konnte daraus abnehmen, welch ein trauriges Loos seiner wartete.

Es war ihm jedoch nicht entgangen, daß die Indianer, ehe sie sich Daniels auf so einfache Weise entledigten, seine Wunde genau untersucht hatten, und es schien ihm, daß sie seinen unglücklichen Cameraden besonders darum in's Wasser geworfen, weil sie fürchteten, er möchte ihnen auf dem langen Wege bis zu ihrem Dorf, das weiter nördlich am Fuße des Felsengebirges lag, beschwerlich fallen.

Zwei Indianer luden Davidson auf ihre Schultern und trugen ihn zwei- bis dreihundert Schritte tiefer in das Gehölz, wo sie in einer Lichtung sich gelagert hatten. Der unglückliche Gefangene wurde zu den Füßen des Häuptlings Stu-Micks-o-Suks (Büffelhörnerfett), welcher vor seinem Wigwam saß und seine Pfeife mit der Behaglichkeit eines Orientalen rauchte, niedergelegt.

Nachdem er die Geschichte der Gefangennehmung Davidsons vernommen, sann Stu-Micks-o-Suks einen Augenblick nach, stand dann auf und heftete einen forschenden Blick auf den Gefangenen, dem ein Eisschauer über den Körper rieselte.

Davidson, der mit den Sitten der Rothhäute vertraut war, schöpfte einige Hoffnung aus dieser Aufnahme des Häuptlings, der seinen Tomahawk ergreifen und ihm ohne weitern Prozeß den Kopf hätte spalten können. „Es ist vielleicht nur aufgeschoben,“ dachte der Jäger, „aber es ist doch Zeit gewonnen für mich; in meiner Lage kann ich nicht mehr verlangen.“

Ohne die geringste innere Bewegung zu verrathen und mit fester Stimme versicherte Davidson von neuem Stu-Micks-o-Suks seiner freundschaftlichen Gesinnungen.

Der Häuptling betrachtete ihn noch einmal mit forschendem Blick und trat dann wieder in seinen Wigwam, wohin ihm etwa zehn indianische Krieger folgten. Der Rest der kleinen Truppe ließ sich auf der Erde nieder und bildete einen Kreis um den Gefangenen, dessen Arme noch immer fest gebunden waren.

Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde kam Stu-Micks-o-Suks aus seinem Wigwam. Der Häuptling hatte sich inzwischen in seine Staats- und Ceremonientracht geworfen. Diese bestand aus einer Tunika von drei zusammengenähten Dammhirschfellen; die Näthe waren mit Goldtressen bedeckt, an den Tressen herab hing eine Garnitur von schwarzen Haaren, welche von den Feinden stammten, die Stu-Micks-o-Suks in verschiedenen Kämpfen getödtet. Diese Trophäen haben bei den Indianern einen sehr hohen Werth. Ueber diese Tunika trug er eine Art Mantel von Büffelhaut. Seine Mocassins oder Stiefeln waren gleichfalls von Dammhirschhaut und mit Feindeshaaren geschmückt. Auf dem Kopf trug er eine Mütze von Hermelinhaut, mit zwei Büffelhörnern, ein Privilegium der Krieger, die sich den Beinamen der „Tapfersten" erworben haben. Außer den Haarflechten, die im vollen Sinne des Wortes seine Tracht bedeckten, trug Stu-Micks-o-Suks um seine Hüfte ein halbes Dutzend Schädelhäute; es waren gleichfalls Trophäen, die er von den nach dem Siege scalpirten Feinden besaß.

In seiner Rechten hielt er eine zehn bis zwölf Fuß hohe Lanze, an welcher zwei von Thierhäuten gebildete Säcke herabhingen. Dies waren seine Zaubersäcke, die im Leben der Indianer eine so große Rolle spielen.

Ihr ganzer Aberglauben knüpft sich daran, denn der Zauber (oder die Medicin) ist die Wurzel ihres Daseins und das wichtigste Wort ihrer Religion. Jeder Indianer trägt seinen Zauber bei sich; es ist die Haut irgend eines Thieres, Vierfüßers, Vogels oder Reptils, mit tausend bizarren oder fantastischen Zeichnungen geschmückt; und so weit geht die hohe Achtung vor diesem Stücke Haut, daß man Feste zu seiner Ehre feiert, ja die Indianer legen sich sogar große und harte Peinigungen auf, wenn sie es beleidigt zu haben glauben.

Die Sackergreifung ist ein wichtiger Act im Leben der Indianer. Sobald sie das dreizehnte Jahr erreicht haben, verlassen die Kinder den väter-

lichen Wigwam auf mehrere Tage und schließen sich an einem einsamen Orte ab, wo sie „den großen Geist“ anrufen. Sie fasten die ganze Zeit dieser Abschließung von der Welt, die so lange dauert, bis sie im Traume ein Thier, gleichviel welches, erblicken. Dieses ist dann bestimmt, der Schutzpatron ihres Lebens und der Geist zu werden, der ihnen Muth und Kraft im Kampfe giebt und sie nach dem Tode sicher zu den großen Jagden der andern Welt führt.

Wenn das Kind erwacht, ergreift es seine Waffen und kehrt nicht früher zu seinem Stamm zurück, als bis es den gewünschten Gegenstand erlangt hat.

Die Sackergreifung findet nur einmal im Leben statt. Im Kriege vertheidigt der Jäger seine „Medicin“ mit verzweifelter Wuth, wie der Soldat seine Fahne, denn wenn der Feind sie ihm zerreißt, so ist sein Ruf, er mag noch so tapfer gekämpft haben, auf immer dahin. Die schmähliche Bezeichnung „der Mann ohne Medicin“ verfolgt ihn so lange, bis er seinerseits von einem Feinde den Medicinsack desselben erbeutet hat.

In seiner Rechten nun trug Stu-Micks-o-Suks eine Lanze mit zwei Säcken, von denen der eine eine Trophäe war, die er einem Häuptling abgenommen hatte. In seiner Linken hielt er eine Pfeife, deren Rohr zum mindesten fünf Fuß lang war. Dasselbe war mit Seide von allen Farben umwunden, aus welcher Vogelfedern hervorsahen. Der Kopf der Pfeife war von rother Erde, und stellte einen knieenden Menschen vor, dessen scalpirtes Haupt den Tabak aufnahm. Diese Pfeife hatte Stu-Micks-o-Suks selbst verfertigt. Der Stein war aus dem „heiligen Steinbruch“, zu dem die Indianer wallfahrten, und wo nach dem Gesetze des „großen Geistes“ die Feinde sich als Freunde begegnen müssen.

Als Davidson Stu-Micks-o-Suks in diesem Aufzug und begleitet von den Kriegern, die ihm in den Wigwam gefolgt waren, erscheinen sah, wußte er, daß sein Schicksal in einer jener Berathungen entschieden werden sollte, die gewöhnlich nicht lange dauern, und denen die Exekution auf dem Fuße folgt.

Der Häuptling setzte sich am Eingang des Wigwam auf einen Baumstamm und zündete seine Pfeife an. Er blies einen Qualm von Tabakrauch zum Himmel empor, dann einen zweiten Mundvoll zur Erde, wandte

hierauf den Kopf nach den vier Weltgenden und blies nach jeder einen besondern Mundvoll Tabakrauch.

Der erste Theil dieser Ceremonie war eine Huldigung für den „großen Geist" in der Person der Sonne, deren Aufgehen und Untergehen Stu-Micks-o-Suks mit dem zum Himmel und zur Erde gesandten Rauch begrüßte. Sein Gruß nach den vier Weltgegenden hatte den Zweck, dem „großen Geiste" seine Ehrfurcht zu bezeugen, derselbe möge den Wind wehen lassen, von welcher Seite er wolle.

Nach diesem durch das Rohr seiner Pfeife verrichteten Gebete ließ der Häuptling Davidson vor seine Füße rollen und die Krieger traten in Berathung.

Der arme Jäger wußte wohl, daß die erste Frage, die man aufwarf und entschied, die seiner Hinrichtung war: es blieb nur noch die Art der Todesstrafe zu bestimmen.

Stu-Micks-o-Suks ließ sie Alle sprechen, trat dann auf Davidson zu und löste die Stricke, mit denen er gebunden war.

„Dein Leben ist in meiner Gewalt," sagte er, „da du jedoch den Befehlen meiner Krieger gehorcht hast, indem du an das Ufer fuhrst, als sie es dir geboten, so will ich dir noch eine Möglichkeit lassen, dein Leben zu retten."

„Ich danke dir," entgegnete Davidson, „der große Geist wird dir dafür lohnen."

„Nach der Sitte des Stammes wirst du zur Adoption für eine Familie vorgeschlagen. Ist eine solche vorhanden, die dich annehmen will, oder läßt sich eine Frau herbei, dich zu heirathen, so sollst du leben; wenn nicht . . ."

„Es sei!" versetzte Davidson.

„Der Stamm," fuhr Stu-Micks-o-Suks fort, „ist hier nur durch wenige Mitglieder vertreten, der Versuch soll erst im Dorfe gemacht werden; du folgst uns."

„Ich werde euch folgen," antwortete der Jäger, glücklich, für den Augenblick so wohlfeilen Kaufes wegzukommen, und voll Hoffnung auf die Zukunft.

Eine Stunde, nachdem die Wigwams abgebrochen waren, zogen die

funfzig Indianer, welche die kleine Truppe bildeten, weiter. Hunde, Pferde, Frauen, alle waren schwer beladen; die Männer trugen nur ihre Waffen. An den Seiten der Pferde hatte man die längsten Stangen, welche die Zelte stützten, wie Schwanzbäume befestigt, die Enden schleppten die Thiere auf dem Boden nach. Querüber lagen andere Stäbe, auf denen die Zelte aufgerollt waren, obendrauf saßen einige Kinder und ein Dutzend Frauen, die zu der Expedition gehörten. Man hätte sie für eine Truppe Zigeuner halten können, die ihren Standort wechseln. Die Pferde wurden von den Frauen am Zaume geführt, was ihr eigentliches Geschäft ist und worin sie sich von Zeit zu Zeit ablösen. Auf den Seiten der Karawane galoppirte eine Meute Hunde, welche an ähnliche Schwanzbäume geschirrt waren wie die Pferde. Davidson mußte in der Mitte der Truppe gehen, auch waren seine Schultern so schwer beladen, daß von Flucht keine Rede sein konnte. Abends band man ihm Hände und Füße.

So zog die kleine Truppe mehrere Tage fort, bald durch große Ebenen, bald an den Ufern des Missouri hin, dem sie sich augenblicklich wieder näherte, als sie auf der Höhe des „Grabes des schwarzen Vogels" ankam. Davidson, der in dem herrlichen Far West noch nie so weit vorgedrungen, war lauter Staunen und Bewunderung, und hätte er nicht das traurige Schicksal, das ihn vielleicht im Dorfe der Blackfeet erwartete, in Aussicht gehabt, die Wanderung würde ihm großes Vergnügen bereitet haben. Unwillkürlich brach er in einen Schrei des Erstaunens aus, als er auf dem Hügel des „schwarzen Vogels" stand.

Alle Reisende, Weiße wie Rothhäute, machen jederzeit daselbst Halt; die Einen, um das prachtvolle Schauspiel zu genießen, dessen sich der Blick nach allen Richtungen hin erfreut, die Andern, den Tribut ihrer Verehrung dem großen Sterblichen zu zollen, der dort ruht.

Auf der Höhe dieses Hügels ist nämlich ein berühmter Häuptling der O-ma-Haws, der sogenannte „schwarze Vogel", begraben, welcher dem Orte des Begräbnisses seinen Namen gab. Sein Grabmal, das noch heute existirt, wurde vor ungefähr dreißig Jahren errichtet. Dieser Häuptling wurde auf seiner Heimkehr von Washington an dem Orte, wo man ihn begrub, von den Blattern überfallen; das Dorf der O-ma-Haws liegt sechszig Meilen weiter westlich.

Seinem Befehle gemäß wurde er auf seinem Lieblingspferde sitzend, an dessen Zaum die Scalphäute seiner Feinde hingen, beerdigt; man zog ihm seine schönsten Kleider an, und auf den Kopf setzte man ihm seine Mütze von Adlerfedern, in der Hand hielt er seinen Bogen und auf dem Rücken hingen Köcher und Schild, auch waren Pfeife und Medicinsack nicht vergessen.

Dieses Grab, das man auf 15 Meilen im Umkreise sieht, kann für die Reisenden als Binnenleuchtthurm dienen.

Davidson war beinahe versucht, Stu-Micks-o-Suks für das Glück zu danken, das er ihm verschafft. Aber er sollte ja noch an demselben Abend die Gemeinschaft mit den Rothhäuten theuer genug bezahlen; auch war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Häuptling ganz besondere Dinge mit ihm vorhaben müsse, weil er ihn nicht früher schon der Wuth seiner Krieger preisgegeben hatte.

Die Truppe zog seit ungefähr einer Stunde durch eine jener Prairien, deren Gras so hoch ist, daß es selbst die Häupter der Reiter überragt.

Die kleine Karawane folgte den von Büffel- und Elennheerden durch diese schattige geheimnißvolle weite Ebene im Zickzack gebahnten Fußpfaden. Plötzlich hielten fünf bis sechs Indianer, die als Plänkler vorangingen, an, kehrten um und sprengten im Galopp zu dem Häuptling heran, mit dem sie noch einige Worte wechselten. Stu-Micks-o-Suks stieg vom Pferde und hielt sein Ohr an die Erde, dann stand er auf und sagte:

„Die Hufe unserer Pferde haben den Geist des Feuers aufgeweckt."

Alle Blicke der Truppe, wild und unruhig zugleich, richteten sich auf Davidson, und einer der Krieger, der seinen Tomahawk in der Hand hielt, rief ihm mit drohender Stimme zu:

„Elender blasser Mensch! Du hast den Geist gereizt!" . . .

Man hatte die Gegenwart Davidsons gleich von Anfang an nicht mit günstigem Auge betrachtet, und die Milde, die der Häuptling gegen ihn walten ließ, war nicht gut aufgenommen worden. Die Worte des Kriegers genügten, die Wuth der Indianer zu entflammen, und es bedurfte der energischen Vermittelung Stu-Micks-o-Suks, um ihn dem Schicksale zu entreißen, das die Indianer ihm zugedacht hatten. — „Halt!" rief der Häuptling, „wir werden noch Zeit haben, ihn zu züchtigen, wenn das

Feuer uns erreicht. Aber der „Geist der Tapfern" wird uns beschützen, so hoffe ich."

Hierauf stieg er zu Pferde und, seinem Beispiele folgend, setzte sich die Karawane so rasch in Bewegung, als es die Thiere nur gestatteten, die unter ihrer Last ächzten. Sie durchschnitten auf diese Weise die Prairie in ihrer ganzen Länge und kamen endlich an einen Hügel.

Während die kleine Karawane denselben bestieg, blieb Stu-Micks-o-Suks allein mit Davidson am Fuße zurück. Er bog das hohe Gras der Prairie zwei- bis dreimal auseinander und legte, wie er es früher schon gethan, das Ohr an die Erde, um auf ein fernes Geräusch zu horchen.

„Weißer Mann", wandte er sich zu Davidson, „ohne Zweifel hast du den Geist des Feuers heraufbeschworen, der Wind bläst aus seiner Nase; sieh' jene kleine Wolke, die über der Ebene heraufzieht, von dorther kommt er; wir sind jedoch geschützt. Ein Glück für dich; denn du würdest das geringste Unglück, das uns zugestoßen, mit deinem Leben bezahlt haben. Der Geist liebt die Menschen deiner Race nicht: vor zwölf Monden erlagen Wah-Chu-Ton und seine tapfern Krieger den Schlägen dieses Zauberers an eben diesem Orte, weil sie einen von euch unter sich hatten."

Nach diesen Worten begab sich Stu-Micks-o-Suks zu seiner Truppe auf dem Hügel. Zu gleicher Zeit vernahm man ein Geräusch, wie das eines Wasserfalls, welches immer näher kam; der Wind wurde mit jedem Augenblick stärker, die Auerhähne flogen in zahlreichen Schwärmen vorüber und die erschrockene Antilope durchkreuzte die Ebene, so schnell sie ihre Füße trugen. Bald gewahrte Davidson inmitten der Dunkelheit Feuerwogen, welche immer näher kamen und einen ungeheuern Rauch entwickelten, der sich wie eine Wolke über der ganzen Ebene lagerte, und von einem Strome flüssiger Flammen fortgewälzt zu werden schien.

Davidson sah zum ersten Mal das furchtbare und doch so fesselnde Schauspiel eines Prairiebrandes. Ein solches Ereigniß hat verschiedene Ursachen; bald sind die Weißen, bald die Indianer daran Schuld; bisweilen aber entsteht es nur ganz zufällig. Veranlassen die Indianer einen solchen Brand, so geschieht dies gewöhnlich im Frühjahr, in der doppelten Absicht, einerseits ihren Pferden frische Weide zu verschaffen, andrerseits,

um bequemere Wege zu bahnen als die, welche wir so eben beschrieben haben.

Die vom Winde getriebene Flamme fegt so rasch über die Prairien, daß sie bisweilen die auf ihren besten Läufern fliehenden Indianer einholt; nicht weil diese Flamme wirklich größere Schnelligkeit besäße, als ein Pferd im Galopp, sondern weil der Reiter durch das hohe und dichte Gras vielfach aufgehalten wird. Wird er unglücklicher Weise von der dichten Rauchsäule, die sich immer vor dem Feuer herwälzt, eingeholt, so bleibt das erschrockene Pferd plötzlich stehen und wird bald von der Flamme selbst eingehüllt, die tausend neue Gluthen rings herum entzündet.

Man frage den Indianer, nachdem man den ungeheuern Brand gesehen, ob der „große Geist“ alle Elemente der Zerstörung mischend, diesen Feuersturm gegen ihn geschleudert? Man frage ihn, ob der Blitz diesen furchtbaren Feind gegen ihn erweckt, diesen Feind, der rascher und mächtiger als er, vor dem sein Herz und sein Muth sich beugen, man frage ihn, wer alles dies gethan, wer diese Brände hervorruft — der Indianer wird allezeit antworten:

„Es ist ein Zauberer.“

Diesen Zauberer oder diesen Geist denkt sich der Indianer als einen fantastischen Riesen, der einen ungeheuern Bogen trägt, welchen er über den Weg legt, und aus dem er die tausend Funken springen läßt, die den Brand hervorrufen.

Als die Gefahr glücklich vorüber gegangen war, brach die Truppe der Blackfeet wieder auf, und nach einem langen und beschwerlichen Marsche betrat Davidson die Residenz seiner Feinde.

Das Dorf lag in einer ungeheuern Ebene auf einem 40—50 Fuß hohen Felsen, der von einem Flusse umschlossen war, welcher einen natürlichen Festungsgraben bildete. Dieser Wassergürtel vertheidigte das Dorf gegen drei Seiten, während die vierte durch eine große Pallisade beschützt wurde. Das Dorf bot einen seltsamen Anblick dar: die dicht neben einander gedrängten Hütten, welche aus Erde und Zimmerwerk bestanden, hatten als Dach eine Art Kuppel, die an schönen Tagen den gewöhnlichen Versammlungsort für die Familie bildet. Ueber der Thüre jedes Wigwam waren die Köpfe der im Kriege getödteten Feinde aufgesteckt, daneben hingen

an langen Stangen Büffelhäute und Tuchlappen; es waren die dem „großen Geiste" dargebrachten Opfer. Wenn sie vom Winde zerrissen oder verfault sind, ersetzt man sie durch neue. Das Innere der Wigwams hatte einen gewissen Comfort; alle Betten waren mit Vorhängen versehen, und neben jedem Bette sah man eine große Stange, an der Waffen, Pfeifen, Medicinsäcke mit großer Symmetrie aufgehängt waren.

Diese Wohnungen gleichen, was das Innere betrifft, sich nicht bei allen Stämmen; die Architektur ist jedoch beinahe überall die nämliche.

Die Art von Hütten, welche Davidson sah, war von denen, die er bisher zu besuchen Gelegenheit gehabt, wesentlich verschieden. Sie hatten die Form von Zelten, welche aus zusammengenähten Büffelhäuten bestanden und von 25 Fuß hohen Stöcken gestützt wurden; oben hatten sie eine Oeffnung, durch die der Rauch hinaus- und das Licht hereinströmt. Die „Krähen" bauen die besten und schönsten Wigwams; sie wählen dazu Häute von großer Weiße, die sie mit Seide und Federn von allen Farben schmücken und mit Bildern bepinseln, die nicht verfehlen, einen ziemlich malerischen Effekt zu machen. Diese Wigwams können 40 Personen fassen; die Pfeiler, die sie stützen, 30 an der Zahl, sind aus hundertjährigen Bäumen, welche in den Felsengebirgen gefällt werden, gearbeitet. Auf einer der äußern Seiten ist immer der „große Geist" und auf der entgegengesetzten der „böse Geist" gemalt.

Bei seiner Ankunft in dem Dorfe ward Davidson die Gunst zu Theil, einer seltsamen Gaukelei beiwohnen zu dürfen, die, wie wir sehen werden, ihm hätte theuer zu stehen kommen können.

Seit langer Zeit herrschte große Trockenheit im Lande und drohte die ganze Mais- und Getreideernte zu vernichten. Die Medicinmänner oder Beschwörer hatten sich zu einer Berathung versammelt und erklärten, daß Regen fallen müsse. Alle jungen Leute, welche nach dem wichtigen und vielbeneideten Titel eines Mediciners strebten, hatten nun die Aufgabe, ihren Einfluß zu versuchen. Es war eine hübsche Gelegenheit für sie, ihre Fähigkeiten an den Tag zu legen.

Die Ceremonie ging folgendermaßen vor sich. Jeder der Aspiranten stieg auf einen Wigwam und rief mit Gebehrden oder Worten, Bitten oder Drohungen, wie es ihm am besten dünkte, die Wolke vom Himmel

herab, welche den segenbringenden Regen ausströmen sollte. Es waren ihm dazu vierundzwanzig Stunden gegeben; hatte seine Vermittelung keinen Erfolg, so war es um seinen guten Ruf geschehen. Ein Anderer folgte, und sofort, bis der Regen endlich aus den Schleußen des Himmels herabströmte.

Die Ankunft des Häuptlings und Davidson's unterbrach diese Gaukelei, auf welche die Indianer einen großen Werth legen, für einen Augenblick. Es galt jetzt vor allem, über das Loos des Gefangenen zu entscheiden.

Davidson war ein ziemlich hübscher und kräftiger Junge. Er wäre selbst für eine civilisirte Frau eine gute Partie gewesen; die erste junge Wilde, der er vorgestellt wurde, mußte sich deshalb mit Vergnügen bereit erklären, ihn zum Gemahl zu nehmen. Davidson hatte sogar große Auswahl. Er entschied sich für eine junge Frau, die den Namen Ba-sti-va-na trug (Mädchen, dessen Haare die Sonne geliebkost). Der Gefangene erhielt jedoch die Freiheit erst für den Tag zugestanden, an welchem seine Hochzeit gefeiert würde, was erst nach dem Eintritt des Regens geschehen sollte. Man band ihn deshalb an einen Wigwampfosten, wie man die Ziegen anbindet, die man das Gras abweiden lassen will.

Fünf Minuten später begann die Ceremonie der Anrufung wieder. Der Himmel trug seit mehr als acht Tagen ein verzweifelt blaues Kleid, als endlich Wak-a-da-ha-hu (Mähne des weißen Büffels) sich auf den heiligen Wigwam stellte und in einer sehr anmaßenden Rede der unten stehenden Menge versicherte, daß er allein im Stande sei, dem Zauber ein Ende zu machen, und in der Richtung nach Westen Pfeile schleuderte, die, wie er vorgab, verzaubert waren. Der Zufall schien ihn einen Augenblick zu begünstigen, denn in der Ferne sah man einen nebelhaften Flocken, der sich vom Blau des Himmels ablöste und sich kaum merkbar näherte; bald wurde die Wolke jedoch immer dichter und man hörte ein donnerartiges Rollen; die Menge schlug in die Hände .... aber nach kurzer Zeit löste sich die Täuschung auf ... Es war die Rauchwolke eines Dampfschiffes, das einen der nahen Flüsse herabfuhr, und was man für das Rollen des Donners gehalten, war das Geräusch der Maschinen gewesen. Der Zauberlehrling behauptete dessenungeachtet, sein Zauber sei untrüglich, denn er habe, wenn auch noch keinen

Regen, doch wenigstens ein Donnerboot gebracht (so nennen die Indianer die Dampfschiffe). Wak-a-da-ha-hu trug übrigens einen vollständigen Sieg davon, denn während der Nacht fiel ein üppiger Regen. Unglücklicherweise war er von einem furchtbaren Sturm begleitet, und der Blitz traf die junge Braut Davidson's, Fräulein Ba-sti-va-na. Man beschuldigte Wak-a-da-ha-hu, die Ursache dieses Unglücksfalls zu sein, und er war schon im Begriff, das ihm aufgebürdete Verbrechen durch ein Geschenk von drei prachtvollen Pferden an den Vater des jungen Mädchens zu sühnen, als es ihm doch noch weit einfacher erschien, die Schuld auf Davidson zu schieben. „Mir ist es gelungen", sagte er, „Regen herbeizuführen; ich stehe somit bei dem „großen Geiste" in Gunst. Und da mir der große Geist diesen Beweis seiner Gunst gegeben, wird er den Segen meiner Kraft nicht dadurch wieder haben aufheben wollen, daß er mich zur Veranlassung eines so großen Unglückes macht."

Diese Logik schien den einfachen Zuhörern Wak-a-da-ha-hu's einzuleuchten, da sie ja Zeugen seiner Macht über die Wolken gewesen und erfahren hatten, in welch' geheimnißvoller Verbindung er mit dem großen Geiste stand.

„Der wirklich Schuldige", fuhr der Richter fort, „ist das blasse Gesicht, das ihr hierher gebracht. Schon seine Anwesenheit unter euch hat den Geist des Feuers in den Prairien gereizt, und nun hat gerade seine Braut der Blitz getroffen, um euch zu beweisen, daß er nicht unter euch leben soll."

Der Schluß der Rede Wak-a-da-ha-hu's schien eben so logisch, wie der Eingang; während Aller Augen sich drohend auf Davidson richteten, entfernte sich Wak-a-da-ha-hu, stolz auf den rednerischen Sieg, den er so eben errungen, und glücklich, seine drei Pferde sparen zu können.

Ein Schrei der Verfluchung entfloh Aller Munde; Davidson sah ein, daß er von keiner Seite mehr Gnade zu erwarten habe, selbst nicht von Stu-Micks-o-Suks, der augenblicklich seinen Rath zusammen berief, um über die Art der Todesstrafe, die der weiße Gefangene erleiden solle, zu verhandeln. Selbst die Frauen, die, als er eine Braut unter ihnen wählen sollte, ihm die anmuthigsten Gesichter gezeigt, flohen ihn jetzt. Der Mann, dessen Wahl den Tod brachte, war in ihren Augen keines Mitleids würdig.

Davidson wohnte, auf der Erde ausgestreckt, der Verhandlung bei. Die Einen hielten es für das beste, ihm auf der Stelle durch einen Hieb mit dem Tomahawk den Garaus zu machen, die Andern schlugen vor, ihn in einer gewissen Entfernung aufzustellen und ihre Geschicklichkeit im Schießen an ihm zu üben. Diese Art von Unterhaltung, welche bei den Indianern sehr gewöhnlich ist, wurde einstimmig gut geheißen.

Aber der Häuptling, der seit einem Augenblick in tiefes Nachdenken versunken war, erhob sich, näherte sich Davidson, ohne ein Wort zu sprechen, und durchschnitt die Bande, die ihn bisher festgehalten.

„Steh' auf", sagte er zu ihm.

Davidson gehorchte. Der Häuptling untersuchte darauf seinen Körper nach allen Seiten, befühlte die Muskeln seiner Schenkel und Kniee, mit einem Wort, er machte an ihm einen ordentlichen Kursus der Anatomie durch. Als er damit zu Ende war, nickte er zum Zeichen seiner Zufriedenheit und lächelte.

„Du mußt ein guter Läufer sein?" sagte er zu Davidson.

Dieser ahnte den Gedanken des Häuptlings. Er kannte die Sitten der Indianer zu gut, um nicht zu wissen, daß es sich ganz einfach darum handelte, eine Hetzjagd auf ihn anzustellen. Davidson hatte ein kaltblütiges Naturell und zögerte deshalb keinen Augenblick mit der Antwort auf die Frage des Häuptlings.

„Du täuschest dich, ich laufe sehr schlecht."

„Aber du bist stark", fuhr der Andere fort, du hast ein volles Knie und eine breite Brust."

„Wohl möglich", versetzte Davidson, „aber dies", fügte er hinzu und deutete auf ein Kugelloch in der linken Wade, dies hat mir seit langer Zeit den Vortheil benommen, den du voraussetzest."

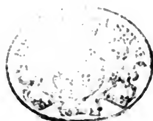
„Gut!" sagte der Häuptling. „Man wird dir einen Vorsprung gestatten. Entkommst du, um so besser für dich."

Er faßte Davidson an den Schultern und führte ihn ungefähr fünfhundert Schritte von der Indianertruppe weg. Sobald er sich frei fühlte, begann Davidson aus Leibeskräften zu laufen. Nach dem furchtbaren Geheul der Meute glaubte er sich die Feinde schon auf den Fersen.

Davidson flog mehr als er lief. Er war selbst über seine Kraft und



Die Menschenjagd.



Leichtigkeit erstaunt. Er hatte nahezu eine Meile zu laufen, bis er an die Gabel des Missouri kam, über den er schwimmend setzen wollte, wodurch seinen Feinden, wenigstens einem großen Theile derselben, ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, das sie nothwendig aufhalten mußte. War es jedoch wahrscheinlich, daß er dahin gelangte? Es schien weit über menschliche Kräfte zu gehen. Zu allem Unglück war die Prairie mit Feigengestrüpp bedeckt, das ihm die Füße und Beine zerriß. Jeden Augenblick glaubte er das Schnarren eines Bogens zu hören und einen Pfeil in sein Fleisch dringen zu fühlen. Er wagte es nicht, den Kopf umzuwenden, aus Furcht, auch nur eine Sekunde von dem Vorsprung zu verlieren, den er seinen Feinden so geschickt abgewonnen und von dem sein Leben abhing.

Als das Geschrei der Indianer jedoch immer schwächer wurde, faßte er einige Hoffnung, und nach langem Zögern wagte er es, einen Blick rückwärts zu werfen. Einige geschicktere Läufer waren ungefähr hundert Schritte von ihm entfernt; der Häuptling, welcher noch gewandter als die Andern war, folgte ihm mit einer langen Pike, die er zum Schleudern bereit hielt.

Der unglückliche Davidson fühlte seinen Muth wieder erwachen. Er verdoppelte seine Anstrengungen, die so heftig waren, daß das Blut, das ihm aus Mund und Nase schoß, über seine Brust rieselte. Je mehr er sich dem Flusse näherte, desto deutlicher hörte er die Tritte des Häuptlings hinter sich. Ein zweiter Blick nach rückwärts ließ ihn seinen unermüdlichen Feind höchstens funfzig Schritte von sich entfernt erkennen. Davidson blieb plötzlich stehen und wandte sich rasch um, entschlossen sein Leben gegen diesen einzigen Gegner zu vertheidigen.

Der Indianer, über diese unerwartete Bewegung nicht wenig erstaunt, blieb gleichfalls stehen, um seine Lanze zu schleudern, aber seine Füße verwickelten sich in dem Gestrüpp und er fiel. Davidson fühlte neue Kräfte; wie ein Löwe sprang er auf seinen Feind los, ehe dieser wieder aufstehen konnte, riß ihm die Pike aus der Hand, spießte den Wilden an den Boden und begann wieder aus Leibeskräften zu laufen.

Als die Indianer zu ihrem sterbenden Häuptling kamen, hielten sie einen Augenblick an und stimmten um seine Leiche ein verzweiflungsvolles

Geheul an. Davidson machte sich, wie man sich denken kann, diese Zeit zu Nutze; er konnte die Lichtung eines Baumwollgehölzes, das sich am Ufer hinzog, gewinnen, und warf sich dann, nachdem er sich einen Augenblick erholt, in den Fluß. Bald hatte er eine kleine Insel erreicht, an der sich die Baumstämme, welche beständig den Strom herabschwimmen, gestaut und eine Art Floß gebildet hatten; Gestrüpp, das sich darauf gelagert, bildete einen für das Auge undurchdringlichen Schlupfwinkel, in dem sich der unglückliche Davidson verbarg.

Kaum war er wieder einigermaßen zu Athem gekommen, als er am Ufer das wilde Geschrei der Indianer hörte. Durch die Lücken zwischen den Zweigen sah er einige derselben sich in das Wasser werfen und der Insel zuschwimmen. Nach vergeblichem Nachforschen entfernten sie sich wieder und campirten am Ufer, wo sie den Rest des Tages mit Wehklagen um den Leichnam ihres Häuptlings zubrachten, den einige von ihnen herbeigeschleppt hatten.

Welch ein Tag der Angst für den unglücklichen Davidson! Er war jedoch gerettet; dieser Gedanke ließ ihn alle Mühen und Wunden vergessen.

Als die Nacht anbrach und die Indianer ihre Feuer auslöschten, um sich zur Ruhe zu legen, trat er aus seinem Hinterhalt hervor und schwamm ein ziemlich beträchtliches Stück den Strom hinab, bis er landen zu dürfen glaubte. Davidson lief die ganze Nacht hindurch, so rasch ihn seine Beine trugen, und kam am andern Morgen, erschöpft von Anstrengung, Kälte und Hunger, an ein Lager von Jägern, wo ihm die Pflege zu Theil wurde, die seine Umstände erforderten.

Davidson verzichtete, wie man sich denken kann, von diesem Tage an auf die Pelzjagd; in den Straßen von Saint Louis begegneten ihm die Blackfeet, welche ihn erkannten, aber sich wohl hüteten, den Tod ihres Häuptlings an ihm zu rächen.

IV.

Der Cuguar.

Die einzige langschwänzige Katze, welche in Amerika nördlich vom 30sten Breitengrade vorkommt, ist der Cuguar. Was man außer ihm wilde Katze nennt, sind Luchse mit kurzen Schwänzen, von welchen es drei verschiedene Arten gibt. Von dem Geschlechte Felis aber gibt es nur einen einzigen wahren Repräsentanten, und dies ist der vorerwähnte Cuguar, der freilich alle möglichen Trivialnamen führt. Bei den englisch-amerikanischen Jägern heißt er Panther. Wegen des Mangels an Streifen aber, wie sie beim Tiger vorkommen — oder an Flecken, wie beim Leoparden — oder von Rosetten, wie beim Jaguar, haben ihm die Naturforscher den Namen Felis concolor gegeben. Früher hieß er discolor, aber der andere Name ist nun allgemein angenommen. Es sind nur wenige Thiere so regelmäßig gezeichnet, wie der Cuguar, denn man hat sogar unter verschiedenen Exemplaren nur wenig Unterschiede wahrgenommen. Einige Naturforscher sprechen zwar von gefleckten Cuguars, d. h. von solchen, an welchen unter einer gewissen Beleuchtung Flecken wahrzunehmen sind, wie sie z. B. an jungen vorkommen, doch sind derartige Flecke noch niemals an ausgewachsenen Exemplaren bemerkt worden. Der ausgewachsene Cuguar ist von lohgelber, fast bräunlichrother Farbe, die am ganzen Körper gleichförmig ist und um Maul und Augen, sowie am Bauche etwas blässer wird. Die Farbe ist nicht das Braungelb des Löwen, sondern etwas mehr in's Röthliche spielend.

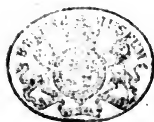
Der Cuguar ist nichts weniger, als ein wohlgeformtes Geschöpf, sondern vielmehr unverhältnißmäßig gebaut. Sein Rücken ist lang und hohl und sein Schweif spitzt sich nach dem Ende zu nicht so zierlich, wie bei andern katzenartigen Thieren. Die Läufe sind kurz und stämmig, zwar nicht plump von Aussehen, doch nicht so fein und wohlgeformt, wie bei andern Thieren dieser Familie. Obwohl der Cuguar für den Repräsentanten des Löwen in der neuen Welt gilt, so hat er mit demselben außer der

Farbe doch nur sehr wenig Aehnlichkeit und ist viel mehr den Tigern, Jaguars und ächten Panthern verwandt. Selten mißt er mehr als sechs Fuß, mit Einschluß des Schweifes, welcher etwa den dritten Theil seiner Länge beträgt. Der Bereich, innerhalb dessen der Cuguar vorkommt, ist ein ausgedehnter, denn man erlegt ihn auf dem ganzen amerikanischen Festlande von den Ebenen Paraguay's bis zu den Seen Nord-Amerikas; doch ist er nirgends häufig anzutreffen, da er nicht nur vorzugsweise Nachtthier seiner Lebensweise nach ist, sondern gleichfalls auch jenen starken, wilden Geschöpfen angehört, welche glücklicherweise nicht in großer Anzahl vorhanden sind. Auch lebt er, wie andere seiner Familie, einsam und weicht vor dem Andrang der Civilisation von selbst scheu zurück nach einsameren und entfernteren Theilen des Urwaldes. Daher kommt es, daß der Cuguar zwar in allen Vereinigten Staaten Nord-Amerikas angetroffen wird, überall aber ein sehr seltenes Thier ist, das man nur nach langen Zwischenräumen in tiefen Gebirgsschluchten oder andern unzugänglichen Stellen des Waldes zu sehen bekommt. Das Erscheinen eines Cuguars in einer Gegend ruft unter der Einwohnerschaft dieselbe Aufregung und Unbehaglichkeit hervor, wie bei uns die Kunde von dem Verspüren eines Wolfs oder tollen Hundes.

Der Cuguar klettert vortrefflich und ersteigt seiner Größe ungeachtet einen Baum mit der Behendigkeit einer Katze; er klettert mit Hülfe seiner gewaltigen Krallen, nicht durch Emporrücken und Sichhinaufheben wie der Bär oder das Opossum. Wenn er einen Baum erklimmt, so kann man seine Klauen beim Hinansteigen an der Rinde kratzen hören. Manchmal liegt er ausgestreckt auf einen niedrigen horizontalen Ast geduckt, um auf Hirsche oder andere ähnliche Thiere zu lauern, denen er nachstellt. Auch der Rand von Felsenklippen ist ein beliebter Hinterhalt von ihm. Er wählt sich eine solche Oertlichkeit besonders gern in der Nähe irgend einer Tränke, oder wo möglich bei einer der salz- oder sodahaltigen Quellen, „Sulzen", welche in Amerika so zahlreich sind. Hier braucht er nicht lange auf dem Anstand zu stehen, denn alle Wiederkäuer: Elchhirsch, Rothhirsch, Antilope oder Büffel — suchen gern derartige „Sulzen" auf, und kommen arglos heran, ohne die Gefahr zu ahnen, welche ihnen droht. Sind sie nahe genug, so springt das Ungethüm mit einem Satz auf die



Der Cuguar.



Schultern seines Opfers und gräbt seine Klauen tief in das Fleisch desselben ein. Das erschrockene Thier prallt vorwärts, springt von einer Seite auf die andere und dringt in die Dickichte von Melonenbäumen oder in das sogenannte Röhricht, um sich hierdurch seines Gegners zu entledigen. Allein vergebens sucht es diesen fürchterlichen Reiter abzuschütteln, der im wildesten Galopp seine Klauen unerbittlich fest in den Hals seines Opfers einschlägt, ihm die Kehle zerreißt und aus der zerbissenen Pulsader sein Blut saugt. Immer schwächer und ohnmächtiger wankt und stolpert endlich der arme Wiederkäuer und bricht zusammen, worauf der grausame Feind sich behaglich auf sein Schlachtopfer oder neben dasselbe hockt und seine blutige Mahlzeit vollendet. Kann er mehrere Thiere zu gleicher Zeit einholen, so tödtet er sie alle, obschon kaum der zwanzigste Theil von ihnen zur Sättigung seines Hungers erforderlich wäre. Bei ihm scheint die Zerstörung fremden Lebens im Instinkt zu liegen.

Es gibt indeß ein sehr kleines und scheinbar hülfloses Thier, mit welchem der Cuguar gelegentlich anbindet, aber meist mit schlechtem Erfolg — dies ist das kanadische Stachelschwein. — Ob es dem Cuguar nicht doch bisweilen gelingt, dasselbe zu erlegen, weiß ich zwar nicht; dagegen ist Thatsache, daß er es angreift und daß sein Tod oft genug die Folge davon ist. Die Kiele des kanadischen Stachelschweins sind an der Spitze mit einem leichten Barte von Widerhaken versehen; stecken sie daher in dem Fleisch eines lebenden Thieres, so dringen sie vermöge ihres eigenthümlichen Baues mechanisch in dem Maßstabe immer tiefer ein, je lebhafter sich das Thier bewegt. Daß das Stachelschwein seine Stacheln auf einige Entfernung hin *schleudern* kann, ist allerdings falsch; dagegen vermag es sie in der That sehr schnell abzulassen, und thut dies stets, wenn es von größeren Raubthieren rasch ergriffen wird. Die Folge davon ist, daß diese merkwürdigen Stacheln sich an der Zunge, den Lippen und Kinnladen des Cuguars oder jedes andern Gegners befestigen, der einen Angriff auf jenes anscheinend schutzlose Thier macht. Der sogenannte Fischer (Mustela canadensis, eine Marderart) soll das einzige Thier sein, welches ein Stachelschwein ungestraft umbringen kann. Jenes äußerst behende wieselartige Thier wirft nämlich das Stachelschwein zuerst auf den Rücken, springt ihm alsdann auf den Bauch, wo es beinahe gar keine

Stacheln hat, und macht ihm mit seinem wirksamen Gebiß rasch den Garaus.

Der Cuguar gilt für ein feiges Thier und soll nach der Versicherung einiger Naturforscher den Menschen nicht anzufallen wagen, — eine Behauptung, die höchst eigenthümlich klingt, nachdem so viele wohlverbürgte Fälle bekannt geworden sind, in welchen Menschen von diesen Thieren angegriffen und sogar getödtet wurden. Besonders die Ansiedler im Urwald hatten vor Zeiten viel von diesem Thiere zu leiden. Heutzutage mag der Cuguar in den Vereinigten Staaten allerdings scheuer und feiger sein, als vormals, was der zweihundertjährigen Verfolgung dieses Thieres durch so kühne und geübte Jäger wohl zuzuschreiben ist; in manchen Gegenden von Süd-Amerika dagegen greifen Jaguar und Cuguar die Menschen immer noch an, und viele von diesen werden ihr Opfer. So sind in Peru auf dem östlichen Abhange der Anden sehr viele Niederlassungen nur darum verlassen worden, weil sich jene gefährlichen Thiere allzuhäufig in der Nachbarschaft gezeigt hatten.

In den Vereinigten Staaten wird der Cuguar mit Hund und Schießgewehr gejagt. Er flieht vor den Hunden, weil er weiß, daß ihnen die sichere Büchsenkugel des Schützen auf dem Fuße folgt; kommt ihm jedoch ein vorwitziger Hund allzunahe, so genügt schon ein einziger Schlag seiner Tatze, den Verfolger niederzustrecken. Wird er zu hart bedrängt, so klettert er auf einen Baum, legt sich in die Gabel einiger Aeste, krümmt den Rücken, sträubt das Haar, schaut mit wildfunkelnden Augen herunter und läßt einen Ton hören, wie das Knurren einer Katze, nur weit lauter. Der Knall der Büchse macht seinen Drohungen gewöhnlich ein Ende, und der Cuguar stürzt todt oder verwundet von seinem Versteck herab. Ist letzteres der Fall, so entspinnt sich ein erbitterter Kampf zwischen ihm und den Hunden, und er hinterläßt dann gewöhnlich mehreren derselben auf Lebenszeit einen Denkzettel.

Man schreibt dem Cuguar auch ein eigenthümliches Geschrei zu, allein es ist noch nicht erwiesen, daß die Töne, welche manchmal nächtlicher Weile durch die dichten Wälder schallen und die man ihm beimißt, auch wirklich von ihm herrühren. Vielmehr dürften sie einer der vielen Eulenarten zuzuschreiben sein, die in den Urwäldern Amerikas ihre Behausung

haben. In kurzen Zwischenräumen macht sich der Cuguar in einem Laute hörbar, welcher einigermaßen einem tiefen Seufzer gleicht und gerade so klingt, als ob Jemand in tiefen Kehltönen die Silben „Kua" oder „Kugar" ausspräche; von diesem Ton hat er vielleicht seinen Namen erhalten.

Vor einigen Jahren hörte ich bei meinem Aufenthalt in Louisiana von einem Squatter folgende Geschichte erzählen, die ich mit gutem Grunde für durchaus wahr und glaubwürdig halte, und die einen merkwürdigen Beitrag zu der Charakteristik des Cuguars und anderer Raubthiere bildet.

„Wir haben zuweilen," erzählte jener Ansiedler, „in Louisiana Ueberschwemmungen," von denen man in der alten Welt keinen Begriff hat. Eine einzige der Art würde vielleicht hinreichen, ganz England zu überfluthen. In meinem Kahne bin ich hunderte von Meilen weit über eine solche Wassermasse hingefahren, wo kaum noch die Gipfel der Cypressen aus den trüben Fluthen emportauchten. Freilich kommen so große Ueberschwemmungen in 12 bis 15 Jahren kaum ein einziges Mal vor.

Vor ungefähr 12 Jahren wohnte ich im Thalgrunde des Red River, etwa funfzig englische Meilen unterhalb Natchitoches, wo ich mir ein Blockhaus erbaut hatte. Mein Weib und zwei kleine Kinder hatte ich im Mississippi-Staate zurückgelassen, von wo ich sie erst abholen wollte, wenn ich ein tüchtiges Grundstück geklärt und tragbar gemacht hätte, und so befand ich mich ganz allein und hatte nichts bei mir, als meinen alten Gaul, eine tüchtige Axt und eine gute Büchse.

Mein Blockhaus war schon fertig und aufgeschlagen; es fehlte nichts, als das Verspänen der Fugen und der Bau eines Kamins, als mir plötzlich eine jener verwünschten Ueberschwemmungen auf den Hals kam. Es war Nacht, als ich ihrer inne wurde. Ich lag schlafend auf dem Boden meiner Hütte und empfing die erste Wahrnehmung davon durch das Wasser, welches meinen Teppich durchnäßte. Ich hatte geträumt und glaubte anfangs, es regne; als ich jedoch einige Sekunden wach war, errieth ich wohl, um was es sich handle; ich sprang also empor, wie ein aufgescheuchter Hirsch, und tappte mich tastend nach der Thür hin. Aber was für ein Anblick begegnete mir dort! Ich hatte ein Stück Grund um

die Hütte herum ausgerodet, wohl drei oder vier Morgen groß, worauf noch die Baumstümpfe gute drei Fuß hoch standen: von diesen war jetzt schon nichts mehr zu sehen. Meine ganze Lichtung mit allem darauf Befindlichen stand unter Wasser, und rings unter den Bäumen glänzte ein heller Schein. Mein erster Gedanke galt meiner Büchse, die ich mir rasch aus der Hütte holte. Dann ging ich, meine alte Stute zu suchen, die sehr leicht zu finden war, denn sie machte einen höllischen Lärm. Ich hatte sie an einen Baum nahe bei der Hütte angebunden, und da stand sie noch, aber das Wasser reichte ihr bereits bis an den Bauch, und sie bockte und schlug aus und rannte rund um den Baumstamm, und hatte nichts mehr an sich, als den Riemen, womit sie angekoppelt war. Sattel und Zaum hatte das Wasser fortgespült. So machte ich denn aus dem Riemen eine Art Halfter und bestieg sie ungesattelt. Jetzt erst besann ich mich, wohin ich gehen sollte. Die ganze Gegend schien unter Wasser zu stehen und mein nächster Nachbar wohnte jenseit der Prairie zehn englische Meilen entfernt. Ich wußte, daß seine Hütte hoch gelegen war, aber wie ich es anfangen sollte, um zu ihm zu gelangen, das wußte ich nicht. Es war Nacht, ich konnte vom Wege abkommen und gerade in den Fluß hineinreiten. Als mir dies einfiel, hielt ich es für gerathener, bis zum Tagesanbruch in meiner Hütte zu bleiben. Ich konnte ja die Stute im Innern anbinden, damit das Wasser sie nicht fortriß und ich selber konnte auf das Dach klettern. Während ich aber so mit mir zu Rathe ging, bemerkte ich, daß das Wasser immer höher stieg, und ich fürchtete, es werde bald so hoch steigen, daß meine Stute darin ertrinken möchte. Für mich selbst hatte ich weniger Sorge: ich konnte auf einen Baum klettern und dort bleiben, bis das Wasser wieder fiel; aber die Stute konnte mir verloren gehen, und das Thier war allzuwerthvoll für mich, als daß ich an ein solches Opfer denken mochte. So entschloß ich mich, geradezu über die Prairie hinwegzureiten, und da keine Minute dabei zu verlieren war, so stieß ich dem Thiere beide Hacken in die Rippen und ritt davon.

Der Weg bis zum Saum der Prairie war leicht zu finden; ich hatte mir ihn bei meiner Herkunft durch Ankerben der Bäume bezeichnet, und die Nacht war nicht so finster, daß ich nicht die Kerben an den Stämmen sehen konnte. Ueberdies kannte mein Gaul den Weg so gut wie ich und

lief im scharfen Trabe vorwärts, als wisse er, daß wir keine Zeit zu verlieren hätten. In fünf Minuten hatte ich die Prairie vor mir, welche, wie ich erwartet, ganz unter Wasser stand und wie ein großer Teich aussah. Ja ich konnte sogar jenseits der Prairie durch eine Lichtung in dem Gehölze drüben noch einen weiten Wasserspiegel überschauen. Zugleich aber sah ich auch, daß eine dichte Gruppe von Bäumen dort drüben, die auf einer Anhöhe standen, noch ganz aus den Fluthen emporragte; diese Bäume standen, wie ich genau wußte, ganz in der Nähe von dem Blockhause meines Nachbars; daher riß ich meine Stute herum und ritt gerade jener Baumgruppe zu. Als ich aus dem Gehölz herausritt, war mein Pferd bis um den Bug im Wasser; ich ließ mir aber nicht beifallen, daß es noch tiefer werden würde, und ritt rüstig darauf los. Noch hatte ich indeß keine vier Meilen zurückgelegt, so sah ich, daß das Wasser stieg, denn es reichte meinem Pferde immer höher. Umzukehren würde vergeblich gewesen sein, denn ich hätte dann meine Stute um so gewisser verloren, wenn es mir nicht gelang, hochgelegenen Grund zu erreichen. So sprach ich also meinem Thiere zu, sein Bestes zu thun, und ritt weiter. Der arme Gaul bedurfte weder Sporen noch Peitsche, denn er wußte so gut, wie ich, in welcher Gefahr wir schwebten, und that sein Möglichstes. Das Wasser stieg immer höher, bis es dem Pferde an die Schultern reichte. Nun erst ward mir wirklich bange, denn wir hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, und ich sah, daß, wenn die Fluth noch höher stieg, wir uns auf's Schwimmen würden legen müssen. Diese Nothwendigkeit blieb auch nicht lange aus, denn kaum eine Minute später schien es plötzlich tiefer zu werden, wie wenn ein Loch in der Prairie wäre: ich hörte das Pferd laut pusten, dann sank es ein, bis mir das Wasser fast um die Brust ging, hierauf hob es sich wieder und ich merkte an dem ruhigen Ritt, den ich nun hatte, daß das wackere Thier keinen Boden mehr unter sich fühlte, sondern schwimmen mußte.

Anfangs dacht' ich daran, umzukehren und nach meiner Hütte zurückzureiten; ich lenkte also meine Stute herum; aber in welcher Richtung ich auch reiten mochte, so fand das Pferd eben keinen Boden mehr unter dem Huf. Nun erst sah ich mich in einer rechten Verlegenheit, und mir war, als hätte für mich und die Stute jetzt das letzte Stündlein geschlagen,

denn ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß das arme Thier mit mir würde hinüberschwimmen können, besonders wenn es mich noch tragen mußte, und weil es damals so mager war, daß man ihm alle Rippen am Leibe zählen konnte. Ich selber wog damals gewiß meine vollen zwei Centner, und das ist wahrlich keine kleine Last. Genug, ich machte mich auf mein Letztes gefaßt, und dachte mit Herzweh an meine Mary und die beiden Kleinen, die ich drüben im Mississippi-Staate gelassen hatte, und an mancherlei Dinge, die ich gern noch in Ordnung gebracht hätte, bevor ich hier in der Prairie ertränke. Das Pferd schwamm indeß unverdrossen, aber ich sah wohl, daß es tiefer und immer tiefer einsank, an Kräften verlor und diese Anstrengung nicht mehr lange aushalten konnte. Da fiel mir ein, daß wenn ich jetzt vom Rücken des Thieres herunterginge, mich an seinen Schweif festhielte und ein wenig hinterher schwämme, seine Kräfte dann noch eine Weile ausdauern möchten. Das that ich denn sogleich und machte es dem Gaule leichter; er schwamm wieder höher und lebhafter; aber dennoch kamen wir unendlich langsam vom Flecke, und ich hatte nur wenig Hoffnung, wieder auf's Trockne zu kommen.

Ich hatte mich ungefähr eine Viertelmeile weit auf diese Art von dem Thiere fortziehen lassen, als ich in einiger Entfernung von mir etwas auf dem Wasser dahin treiben sah. Es war bedeutend finsterer geworden, aber doch noch so hell, daß ich in dem dahertreibenden Gegenstand einen gefällten Baumstamm ohne Aeste erkennen konnte. Das bot mir und dem Pferde wenigstens eine Aussicht mehr auf Rettung, denn wenn die Stute mich nicht mehr mitziehen mußte, so konnte sie vielleicht irgendwo wieder auf festen Boden kommen. So wartete ich denn, bis wir dem Stamme ein wenig näher waren, ließ dann den Schweif der Stute los, ergriff den Stamm und schwang mich rittlings hinauf. Das Pferd schwamm weiter, anscheinend, ohne mich zu vermissen; ich sah es in der Dunkelheit verschwinden; aber ich sagte ihm noch nicht Lebewohl, sondern ließ es gewähren, weil ich fürchtete, wenn ich es herbeiriefe, so möchte es mit den Vorderhufen gleichfalls auf den Baumstamm heraufzukommen suchen und ihn umschlagen machen. Ich lag also ruhig und ließ das Thier seiner Wege ziehn.

Ich ritt noch nicht lange auf meinem Stamme, so bemerkte ich, daß

er in einer gewissen Richtung dahintrieb, denn es war eine Strömung im Wasser, die einen ziemlich bestimmten Zug über die Prairie hin hatte. Ich war an das Ende des Stammes gekrochen und saß, da das Holz ziemlich tief einsank, bis über die Lenden im Wasser. Da dünkte mich, es müßte in der Mitte des Stammes doch behaglicher zu sitzen sein, und wollte eben auf dem Dinge vorwärts rutschen, als ich plötzlich Etwas bemerkte, das auf dem andern Ende des Stammes hockte. Es war gerade ziemlich dunkel, denn der ganze Himmel hatte sich mit Wolken überzogen, seitdem ich meine Hütte verlassen; aber es war immerhin hell genug, um mich unterscheiden zu lassen, daß es ein wildes Thier war; aber was für eines, das vermochte ich nicht zu erkennen. Es konnte ein Bär sein, aber auch ein Panther; doch ich sollte nicht lange über diesen meinen Nachbar im Zweifel bleiben. Der Stamm trieb einige Male im Kreise herum, und als ich bei dieser Gelegenheit die Bestie in einer andern Beleuchtung sah, erblickte ich Augen, die keinem Bären angehörten, sondern wie die eines Panthers funkelten. Ich brauche kaum noch zu sagen, daß mir von diesem Augenblick an gar nicht mehr wohl bei der Sache war. Ich machte keinen Versuch mehr, weiter hinauf nach der Mitte des Stammes zu rutschen, sondern blieb auf dem alleräußersten Ende sitzen, wo ich nur gerade noch einigen Halt fand. Hier saß ich nun eine geraume Zeit und wagte weder Hand noch Fuß zu rühren, noch überhaupt mich zu bewegen, weil ich fürchtete, mir das Ungethüm auf den Hals zu ziehen, während ich keine andere Waffe hatte, als mein Messer; denn als ich von dem Rücken meiner Stute heruntergl itt, hatte ich meine Büchse fallen lassen, die unglücklicherweise alsbald untergesunken war. Ich war also durchaus nicht in der Lage, mit einem Panther anzubinden, und entschloß mich daher, ihn so lange unbelästigt zu lassen, als er sich nicht um mich bekümmere.

Wir mochten eine gute Stunde so dahingeschwommen sein, ohne daß sich eines von uns beiden nur gerührt hätte. Wir saßen einander Auge in Auge gegenüber und die Strömung brachte zuweilen den Baumstamm zum Schaukeln, so daß ich und der Panther einander zunickten und Komplimente gegen einander machten, wie zwei Zimmerleute, die an einer Klobsäge mit einander arbeiten. Ich konnte die ganze Zeit über deutlich bemerken, wie die Augen der Bestie ganz fest auf mich gerichtet waren, und

ich wandte meinen Blick ebenfalls nicht von ihr ab, weil ich glaubte, daß dies das einzige Mittel sei, sie im Zaum zu halten.

Ich überdachte eben im Stillen, was für ein Ende wohl die ganze Geschichte nehmen werde, als ich bemerkte, daß wir dem Gehölze immer näher zutrieben; es war kaum noch zwei englische Meilen weit entfernt, stand aber ganz unter Wasser bis auf die Baumgipfel. Ich nahm mir vor, falls unser Baumstamm zwischen die Wipfel hineingetrieben würde, so rasch als möglich einen der Bäume zu erfassen und mich hinaufzuschwingen, ohne meinem Reisegefährten lange Lebewohl zu sagen. Aber in diesem Augenblick erschien etwas Anderes gerade vor meinem Baumstamme — ein dunkler Gegenstand, welcher wie eine Insel hier aus dem Wasser ragte. Aber wie kam eine Insel hierher? Jetzt erst fiel mir ein, daß ich früher schon in diesem Theile der Prairie einige Erhöhungen gesehen hatte, eine Art großer Grabhügel, welche vermuthlich von den Indianern aufgetragen worden waren. Was mir jetzt wie eine Insel vorkam, war nichts Anderes, als der Gipfel eines derartigen Grabhügels. Der Baumstamm trieb in einer solchen Richtung, daß er kaum zwanzig Schritte von der vermeintlichen Insel vorüberkommen mußte, und ich war nun entschlossen, sobald wir in seine Nähe kommen würden, von meinem schwimmenden Klotz herunterzugleiten, nach dem Grabhügel hinüberzuschwimmen und den Panther seine Fahrt auf dem Baumstamm fortsetzen zu lassen.

Als ich die Insel zuerst zu Gesicht bekam, hatte ich verschiedene Gegenstände darauf gesehen, die ich anfänglich für Büsche hielt, und doch war, wie ich gewiß wußte, keiner dieser Grabhügel mit Gebüsch bewachsen. Sobald wir aber etwas näher kamen, sah ich, daß die vermeintlichen Büsche lauter Thiere waren. Es waren Hirsche darunter, denn ein Paar Geweihe zeichneten sich deutlich am Himmel ab; auch war noch ein größeres Thier dabei, — allein ob es ein Pferd oder ein Ochse war, konnt' ich nicht unterscheiden, obschon ich es eher für ein Pferd hielt. Und diese Vermuthung trog in der That nicht, denn es war nichts andres, als meine eigne Stute. Das gute alte Thier war, nachdem wir uns von einander getrennt hatten, mit der Strömung geschwommen und hatte sich glücklicher Weise in schnurgerader Richtung nach dieser Insel gerettet, wo es nun so glatt und schmuck dastand, als ob man es eben gestriegelt hätte.

Als nun der Baumstamm, meinem Ermessen nach, der Insel hinreichend nahe gekommen war, rutschte ich mit so wenig Geräusch als möglich, um den Panther nicht aufmerksam zu machen, von dem Ende meines Klotzes herunter und schwamm der Insel zu. Ich war aber kaum recht im Wasser, so hörte ich hinter mir etwas plumpen, drehte mich um und sah, daß der Panther mir nachgesprungen war und nun gleich mir dem Trocknen zuschwamm. Erst glaubte ich, er habe es auf mich abgesehen, zog mein Messer mit der einen Hand, und schwamm mit der andern. Aber der Panther schien diesmal gar nicht rauflustig gesinnt, und tummelte sich nur, um in's Trockne zu kommen. Wir schwammen daher harmlos an einander vorüber, ohne ein Wort zu wechseln, und ich ließ ihn voranschwimmen, damit er mir nicht etwa an die Beine gerathen oder hintenauf springen möchte. Natürlich landete er zuerst und ich konnte am Stampfen und Klappern der Hufe wahrnehmen, daß sein Erscheinen unter den auf dem Hügel befindlichen Thieren nicht geringen Schreck verursachte. Ich sah die Hirsche sowie meine Stute über den Boden hinfliegen, als wäre der leibhaftige Satan hinter ihnen her. Aber trotzdem getraute sich keines von den Thieren wieder in's Wasser — sie mochten alle genug daran haben.

Ich schwamm ein wenig bei Seite, um nicht neben dem Panther zu landen, stand dann auf den Füßen und kletterte ruhig vollends den Hügel hinauf. Kaum aber hatte ich meinen triefenden Körper gänzlich über den Rand der Hügelfläche emporgezogen, so hörte ich das mir wohlbekannte Gewieher meines treuen Pferdes, und im nämlichen Augenblick kam es herangetrabt und rieb seine Schnauze an meiner Schulter. Ich erfaßte den Halfter, trat ein wenig zur Seite und schwang mich dann hastig auf seinen Rücken, denn hier hielt ich mich vor den möglichen Angriffen des Panthers noch am sichersten. Demnächst schaute ich mich ein wenig näher nach der Gesellschaft um, in die ich so unvermuthet gerathen war. Der Tag begann schon zu grauen und so konnte ich mit jeder Minute meine Umgebung deutlicher erkennen. Derjenige Theil des Grabhügels, welcher aus dem Wasser hervorragte, war kaum mehr als ein halber Morgen groß und so frei von Baumwuchs, wie nur irgend ein Theil der Prairie, so daß ich jeden Zollbreit davon bequem überschauen konnte. Kaum traute ich meinen Augen, als ich das merkwürdige Gemisch von Thieren erblickte,

welche sich hier zusammengefunden hatten, und der Gedanke an Noah's Arche kam mir unwillkürlich in den Sinn. Da waren zunächst meine alte Stute und ich, die wir uns lieber irgendwo andershin gewünscht hätten; da waren ferner der Panther, mein alter Bekannter, sammt zwei Hirschen und drei Hinden. Dann kam ein Luchs, und dann ein schwarzer Bär, fast so groß wie ein Büffel. Ferner sah ich einen Waschbären und zwei Opossums, ein Paar graue Wölfe, ein Sumpfkaninchen und endlich — zu meinem Erstaunen — gar noch ein kleines häßliches Stinkthier! Letzteres war allerdings nicht das gefährlichste Ungethüm auf diesem Fleckchen Erde, aber jedenfalls die unangenehmste Nachbarschaft, indem es die Luft bestialisch verpestete.

Wenn mich schon diese Menge verschiedener Thiere, die sich auf einem so kleinen Erdfleck versammelt hatten, überraschte, so überraschte mich noch weit mehr, daß sie sich trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen so friedlich gegen einander benahmen. Der Panther lag ruhig fast hart neben den Hirschen, seiner natürlichen Beute; die Wölfe befanden sich daneben, und der Luchs hockte keine drei Schritte von den Opossums und dem Sumpfkaninchen; da waren ferner der Bär und der Waschbär, aber alle so zahm, ruhig und friedfertig, als wären sie schon seit Jahren gewöhnt, miteinander in demselben Käfig zu leben. Es war das seltsamste Schauspiel, das ich jemals gesehen hatte. Die ganze Gesellschaft zeigte sich in solcher Zahmheit, als ob ihnen sämmtlich ihr Muth durch das jähe Wasserbad abhanden gekommen sei. Mir selbst erging es nicht um ein Haar besser, denn ich verhielt mich ebenfalls so ruhig als möglich und wich nicht von meinem Pferde, so lange ich eine derartige Nachbarschaft hatte. Doch weder Bär noch Panther zeigten sowenig an diesem Tage als in der darauf folgenden Nacht auch nur die mindeste feindselige Absicht.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle die verschiedenen Bewegungen und Auftritte schildern wollte, welche in diesen vierundzwanzig Stunden unter den Thieren stattfanden. Aber keines derselben krümmte dem andern auch nur ein Haar. Ich selbst war entsetzlich hungrig, und hätte mich gar zu gern an einem Rippenstück oder Halsbraten eines der Hirsche gestärkt, aber ich hatte nicht den Muth, einen Angriff zu wagen. Ich fürchtete mich

vor dem Friedensbruch, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein allgemeines Blutvergießen herbeigeführt hätte.

Als der Morgen des zweiten Tages anbrach, sah ich, daß die Fluth zu fallen begann. Sobald das Wasser seicht genug war, nahm ich stillen Abschied von meinen Gefährten, schwang mich auf mein Pferd und ritt davon. Das Wasser reichte dem Gaul noch immer bis um die Flanken, so daß ich wohl wußte, es konnte mir keines der größeren Thiere folgen, ohne zu schwimmen, und hierzu schienen sie sämmtlich keine Lust zu haben. Ich ritt also schnurgraden Weges auf die Hütte meines Nachbars zu, die ich in einer Entfernung von ungefähr drei Meilen wahrnehmen konnte, und erreichte in etwas mehr als einer Stunde seine Thür. Ich hielt mich hier nicht lange auf, sondern borgte mir nur von ihm eine Flinte, die er zufällig besaß, und nahm ihn selber sammt seiner Büchse mit — so traten wir auf unseren Gäulen den Rückweg nach der Insel an.

Wir fanden unser Wildpret nicht mehr in gleichem Zustande, wie ich es verlassen hatte. Das Fallen des Wassers hatte dem Panther, dem Luchs und den Wölfen neuen Muth eingeflößt. Das Sumpfkaninchen und die Opossums waren schon verzehrt bis auf ein wenig von ihrer Wolle, und von den Hinden war ebenfalls schon eine halb zerrissen. Mein Nachbar und ich ritten nun, jeder von einer andern Seite, hart heran und belagerten den Hügel. Ich erlegte den Panther auf den ersten Schuß, er gleicherweise den Bären. Dann machten wir den Wölfen und dem Waschbären den Garaus, und hierauf ging es über die Hirsche her, welche sammt dem Bären die einzig werthvolle Beute für uns lieferten. Das Stinkthier schossen wir zuletzt, damit es uns mit seinem Gestank nicht von dem Platze vertreibe, wo wir den Bären und die Hirsche abstreifen und zerlegen mußten. Wir luden nun das Bärenfleisch und das Wildpret, welches wir in die Häute einschlugen, auf unsere Pferde, und ritten nach der Behausung meines Nachbars, wo ich mich im Verlauf weniger Tage von meinem Schrecken wieder erholte. Als sich die Ueberschwemmung ganz verlaufen hatte, fand ich auch meine Büchse wieder, die beinahe mitten in der Prairie, halb im Schlamme vergraben, lag; sie ließ sich indeß leicht wieder in Stand setzen.

Ich sah nun wohl, daß ich mein Blockhaus am unrechten Ort aufgeschlagen hatte, fand aber bald eine geeignetere Oertlichkeit, wo ich mich

ansiedelte. Als ich im nächsten Frühjahr das neue Blockhaus fertig und ein paar Morgen Land geklärt, eingezäunt und bebaut hatte, ritt ich hinüber in den Mississippi-Staat und holte meine Mary nebst unsern beiden Kleinen in die neue Heimath.

V.

Die Auffindung des Goldes in Kalifornien.

Man wußte längst, daß Capitain Sutter, ein ehemaliger Offizier der französischen Schweizergarde, welcher nach der Juli-Revolution auswanderte und in Kalifornien bedeutenden Grundbesitz erwarb, Entdecker des Goldreichthums jener Gegend sei; allein erst neulich hat derselbe die kurze Geschichte dieser Entdeckung erzählt, welche nach amerikanischen Blättern folgendermaßen lautet:

„Im Monat Juni 1848", so berichtet Herr Sutter, „wollte ich mich eines Tages nach gehaltener Siesta hinsetzen, um einen Brief an meine Verwandten in Luzern zu schreiben, als sich eilige Schritte hören ließen und mein Factotum Marschall, der damals gerade den Bau einer Sägemühle beaufsichtigte, hastig bei mir eintrat. Er hatte mich erst vor zwei Tagen verlassen und ich dachte ihn nicht vor Beendigung des noch nicht weit vorgeschrittenen Baues wiederzusehen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich Marschall ganz unbeweglich mit starrem Blick, offenem Mund, ohne ein Wort zu sprechen und die Arme ausstreckend, vor mir stehen sah.

„Da er gar nicht zum Sprechen kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Habt Ihr den Verstand verloren?" — „Den Verstand verloren?" wiederholte er. „„Ich glaube;"" und dann, nachdem er sich umgesehen, ob kein Lauscher in der Nähe sei, flüsterte er mir halblaut zu: „„Unerhörte Schätze! Berge von Gold!"" — „„Wie wollt Ihr

dazu kommen?"" — „„Wie ich dazu kommen will? Wollen Sie einen unermeßlichen Reichthum besitzen, Millionen von Dollars, um dieses Zimmer zu füllen?""

„Ich bezweifelte gar nicht, daß Marschall verrückt geworden sei, und sagte es ihm unverhohlen. Aber als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieseln ließ.

„Jetzt fühlte ich, daß ich nun die Miene annahm, die mir vorhin bei Marschall aufgefallen war, und war geneigt, ihn in der That für einen Zauberer zu halten. Als ob er sein Herz von einer großen Last befreit hätte, setzte er sich neben mich und erzählte mir die Geschichte seiner Entdeckung.

„Er war am Ufer des Mühlenflusses auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufsichtigend, als er in den Schlammschichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande sehr häufig ist, und setzte seinen Weg fort. Zwanzig, dreißig Mal wurden seine Blicke von dem Glanze dieser Gegenstände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerksamkeit schenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens setzte ihn jedoch in Erstaunen, und mehr als einmal stand er schon im Begriff, an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieser Steine näher zu besehen, allein er machte sich Vorwürfe über seine kindische Neugier und ging weiter. Indeß auf einmal sah er unmittelbar vor sich eines dieser glänzenden Steinchen liegen, und diesmal war der Instinkt rascher, als die Ueberlegung. Er bückte sich, hob es auf und hatte zu seinem größten Erstaunen ein Korn reinsten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und sammelte sorgfältig alle Steinchen, die er vorhin verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß sein Fund die Sache des reinen Zufalls sei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten versteckt hätten; aber bald lehrte ihn eine genauere Untersuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig sei, und zwar in sehr hohem Grade. Er füllte nun die Taschen, setzte sich zu Pferde und sprengte mit verhängtem Zügel nach Hause, um mir die überraschende Nachricht zu bringen.

„Mein erstes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwisser

habe. Darüber beruhigt, saß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marschall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und gruben mit unsern Taschenmessern eine solche Menge Goldkörner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz starr vor Erstaunen waren. Beherrscht von der ganz natürlichen Aufregung über eine so wunderbare Entdeckung, kehrten wir stillschweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem lauten Rufe: „Gold, Gold!" entgegenkamen. Wie wir später erfuhren, hatte einer von ihnen uns während der Nacht beobachtet und war unserm Beispiele gefolgt, jedoch ohne sein Geheimniß lange bewahren zu können. Alle versprachen mir zwar das unverbrüchlichste Schweigen, aber am nächsten Tage waren schon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren schon mehr als 4000 Goldsucher an Ort und Stelle."

VI.

Wie man in Kalifornien Gold gräbt.

Die Goldgewinnung in Kalifornien findet auf vierfache Weise statt; wir wollen uns bei der Beschreibung derselben der im Lande selbst üblichen Kunstsprache bedienen.

Die am meisten lohnende Art ist das Flußgraben (river-digging), wodurch das Gold vom Grunde des Stromes aufgenommen wird. Das river-digging ist nichts Anderes, als das Trockenlegen eines Flusses dadurch, daß man seine Wässer durch Dämme oder Kanäle nach einer anderen Richtung, als seiner ursprünglichen, oder in ein neugegrabenes Flußbett leitet. Es ist keineswegs ungewöhnlich, bei solchen river-diggings Kanäle von 1800 Ellen Länge anzulegen, und wenn man sie sieht, stellt man sich nicht vor, wie viele Arbeitskräfte und Kapitale hier niedergelegt sind, oft ohne die geringste Ausbeute zu erlangen. Wenn auch die steigende

Fluth nicht in einigen Stunden alle diese Dämme vernichtet und die Kanäle überschwemmt, wie nur zu oft geschieht, so ist es doch keineswegs eine Seltenheit, daß ein Fluß, aus dem man mit großen Anstrengungen und Kosten das Wasser abgeleitet hat, sich nicht im Geringsten auf seinem entblößten Boden goldhaltig zeigt und nicht ein einziges Goldkörnchen zum Ersatz für Monate angestrengter Arbeit giebt. — Ist das Wasser auf eine gewisse Strecke aus seinem alten Flußbette abgeleitet, so beginnt die Goldgräberei. Mehrere tiefe Löcher, ein Paar Ellen weit, werden gegraben und der Sand und die kleinen Steine (dirt), welche herausgeholt werden, in eine Einrichtung, den sogenannten „tom-long", geworfen. Dieses ist eine Wasserrinne von Brettern, etwa eine Elle breit und ziemlich schräg. Das niedrigste Ende ist etwas breiter und hier liegt auf dem Grunde eine Eisenblechplatte, die einem Siebe mit dichten, 3—4 Linien breiten Löchern gleicht. Dieser ganze niedrigste Theil mit der durchlöcherten Platte ruht auf einem größeren Troge, der durch zwei Querhölzer getheilt ist und etwas weiter hinausgeht, als das darüber ruhende Brettende. In das oberste Ende dieses tom-long hat man aus dem oberhalbliegenden Wasserbecken einen Leinewandschlauch mit einer 5 Zoll weiten Oeffnung hingeleitet. Der dirt wird nun von denen, die den Flußgrund aufgraben, in das oberste Ende des tom-long geworfen, das Wasser strömt aus dem Schlauche, spült den dirt ab und führt ihn auf die Löcherplatte nieder. Der Sand und alle die feineren Theilchen fallen durch die Löcher in den unten befindlichen Trog, während zwei dort postirte Männer ununterbrochen damit beschäftigt sind, die Steine fortzutragen. Das beständig niederströmende Wasser führt aus dem darunter liegenden Troge allen den feineren Sand weg, wodurch dann allmälich vor dem tom-long eine Sandbank gebildet wird, und der Sicherheit wegen erleidet der dirt noch einmal das Reinigungsverfahren mit dem tom-long. Dieses Waschen wird fortgesetzt, bis man alle Sand- und Steinlager durchbrochen hat, ja selbst ein Stück des Felsengrundes, unter welchem das Gold sich niemals findet, auf welchem es aber oft unmittelbar oben aufliegt. Oft ist der Grund so hart, daß man ihn nicht mit dem Spaten zu durchdringen vermag; man wendet dann den Hammer an, um durchzubrechen, und wo sich große Steine finden, müssen Mehrere ihre Anstrengungen vereinigen. Dieses Aufnehmen des

dirt ist somit keine leichte Arbeit, zumal bei einer alles versengenden Sonnenhitze, bei welcher man bis an die Kniee im Wasser steht. Ist der dirt sehr mit Lehm gemischt, so wird natürlich ein stärkerer Wasserstrom erfordert, um den Lehm von den Steinen zu reinigen. Man verlängert dann den tom-long, indem man mehrere ähnliche Rinnen oder Schleusen in einander fügt. Wenn nun der Abend kommt, so ergreift Jeder sein „pan", ein Blechbecken, eine Elle weit und anderthalb Viertelelle tief, füllt es mit dem dirt, der durch die Löcherplatte gegangen und nun im Troge ist, setzt sich dann am Flüßchen nieder und wäscht ihn in einer ununterbrochenen kreisförmigen Bewegung unter der Wasserfläche, bis aller Schmutz weggespült ist und dann auf dem Boden sich nur eine Lage von schwarzem Eisensand befindet. Nun wäscht man vorsichtig diesen Eisensand ab und das Ganze wird in ein kleines Blechgefäß gelegt, um zu trocknen, worauf der Sand entweder abgeblasen oder durch einen Magnet oder durch Quecksilber abgezogen wird, und so hat man alsdann des Tages goldene Ernte endlich erworben.

Das zweite Verfahren ist das sogenannte Dry-Digging (Trockengraben). Nach ihm gräbt man das Gold in Sandbänken, Hügeln am Rande tiefer Höhen, auf Ebenen oder Bergen. Der Gräber begiebt sich mit seinem Spaten, der etwas rundlich wie eine Schaufel ist, mit seinem Hammer und pan hinaus, um, wie es heißt zu prospecta oder auf Untersuchungen zu gehen. Er wählt sich eine passende Stelle aus, wobei weder Erfahrung noch theoretische Anleitung besonders nützt, gräbt sich in die Erde ein, haut sich durch 40, ja 100 Fuß tiefe Sand- und Kieslager, bis er auf das Gestein kommt, wo er seinen pan mit dem dirt füllt, der oben aufliegt, und welcher dann auf die beschriebene Weise gewaschen wird, um nachzusehen, ob die Arbeit hier sich lohne. Lohnt sie nicht, so wandert er weiter.

Nichts ist im Allgemeinen unglücklicher als dieses Wanderleben. Oft verzweifelt der Gräber, bevor er sich bis auf den Felsengrund hineingearbeitet hat, verläßt die Stelle und geht weiter; ein Anderer folgt ihm, benutzt seines Vorgängers Arbeit, gräbt etwas tiefer und findet viel Gold. Verbreitet sich das Gerücht, daß Der oder Jener große Geschäfte macht, wie man sich ausdrückt, so sieht man die Gräber rasch nach den angren-

zenden Orten aufbrechen; aber binnen einigen Stunden ist oft die erwartete Goldgrube wieder als unergiebig verlassen. Bei diesen beständigen Wanderungen, diesem rastlosen Jagen nach ergiebigeren Fundorten, geht die kostbare Zeit verloren, die hohen Transportpreise verzehren den früheren Verdienst und Krankheiten erzeugen sich durch Anstrengungen und unregelmäßige Lebensweise, abgesehen davon, daß gar mancher Gräber bei diesem Umherschweifen sich verirrt hat und elend umgekommen ist. Gelangt der Gräber indessen zu einer Stelle, wo er Aussicht hat, einige Zeit bleiben zu können, so mißt er sich einen 12 Fuß breiten Platz ab und schlägt Stäbe in die Erde, woran er eine Anzeige befestigt, daß er „claim", d. h. Besitz, von der Stelle genommen habe. Er bringt sein bischen fahrende Habe hierher, errichtet sich eine Hütte aus runden Bauhölzern, ein Zelt, oder häuft blos einige Zweige unter einem schattigen Baum zusammen, schlägt einige Pfähle zur Bettstelle in die Erde, macht eine Vertiefung zur Feuerstelle, und ist nun „zu Hause". Bearbeitet er jedoch seinen Claim nicht jeden dritten Tag, so hat der Erste Beste das Recht, ihm den Besitz streitig zu machen. Die Bearbeitung der dry-diggings geschieht im Ganzen genommen ebenso, wie die zuvor beschriebenen Flußgrabungen, nur macht der Wassermangel hier einige besondere Maßregeln nothwendig. Ist der Erdboden von solcher Beschaffenheit, daß ein tom-long nöthig ist, um den Lehm abzuwaschen, so muß man auf den Sandebenen und Hügeln Wasser dazu von Gesellschaften kaufen, die auf Spekulation Wasserleitungen durch alle die Bezirke angelegt haben, wo Goldgräbereien im Gange sind. Um Colonna finden sich mehrere solche, die eine Länge von 15—25 englische Meilen haben, über hohe Berge und durch tiefe Thäler, gestützt von ungeheuren Mastbäumen, hinlaufen. Wenn man erwägt, daß jede Planke 3—4 Dollars kostet, der Tagelohn für einen Mann bis zu 10 Dollars steigt, so läßt sich leicht ermessen, welche ungeheuren Kapitale zur Anlegung solcher Wasserleitungen nothwendig sind. Doch nicht bei allen dry-diggings ist man genöthigt, den tom-long anzuwenden, und große Summen für das Wasser auszugeben. Wo das Erdreich frei von Lehm ist, und das Graben in der Nähe des Flusses stattfindet, bedient man sich nur einer sogenannten „cradle", eine Wiege von 1½ Ellen Länge, bestehend aus zwei Abtheilungen über einander, in rechtwinkliger Form, getrennt durch einen Zwischenboden von

Leinwand, von welcher die oberste Abtheilung einen Boden von Eisenblech hat, durchbohrt von zahlreichen kleinen Löchern, wie der unterste Theil des tom-long; die unterste Abtheilung ist wiederum in zwei Theile getheilt. Diese cradle ruht auf zwei transversalen Wiegenfüßen, die sich in zwei ausgehöhlten Querhölzern bewegen, so daß sie mit Leichtigkeit in eine wiegende Schwingung gesetzt werden können. Da fast niemals ein digging von einem einzigen Gräber bearbeitet wird, sondern in der Regel von zwei Mann, die sich vereinigen, so trägt der Eine dirt in Schöpfkellen aus dem Loche zum Flusse, während der Andere bei der cradle sitzt. Der dirt wird in den obersten Absatz geschüttet, der Wäscher greift mit der linken Hand in einen Griff, der an der Kante der cradle angebracht ist, und wiegt ihn hin und her, während er in der rechten eine Schöpfkelle hält, womit er Wasser aus dem Flusse schöpft und es in die Wiege gießt, so daß der dirt unaufhörlich überspült wird; der Sand fällt in die unterste Abtheilung, das Gold bleibt auf dem Leinwandzwischenboden, während die Steine auf der Löcherplatte liegen bleiben, von wo sie, nachdem man die oberste lose Abtheilung aufgehoben hat, herausgeworfen werden. Der niederfallende dirt wird dann in dem pan auf die oben beschriebene Art gewaschen und endlich das Gold von dem ihn begleitenden schwarzen Eisensand gereinigt.

Cioting-diggings wird das dritte Verfahren genannt. Dieses unterscheidet sich von den beschriebenen Goldgewinnungsarten nur dadurch, daß man hierbei sich wagerecht in den Sandhügel eingräbt und den goldhaltigen dirt losbricht. Ihren Namen haben diese Grabungen von einer Thierart „Cioten" erhalten, die auf diese Weise Gänge und Höhlen in die Erde graben, um sich darin zu verbergen.

Die Bearbeitung der Quarzminen endlich wird als vierte Goldgewinnungsweise in Kalifornien für die lohnendste erachtet. Da sie 2—5 Procent Gold von jedem Pfund Steine abwirft, so macht sie einen längern Aufenthalt an einer und derselben Stelle möglich, wodurch man die Vortheile eines mehr geordneten Lebens genießt. Die Behandlungsweise besteht darin, daß man mit Hammer und Eisenstangen die Quarzsteine losbricht, sie durch ein starkes Feuer brennt, wodurch sie in kleine Stücken zersplittern, worauf sie dann ganz fein zermalmt werden; man zieht das

Gold mit Hülfe von Quecksilber heraus, das später durch Lederbeutel ausgepreßt wird.

Wir lassen dieser Beschreibung noch zwei Charakterzüge aus dem Leben und Treiben der Goldgräber folgen, die sehr bezeichnend sind für den Geist der Entsittlichung und Verkehrtheit, den das Goldfieber in Kalifornien heraufbeschworen hat.

Ein Ansiedler in San Francisco war unlängst von folgendem Vorfall Zeuge: Einer von den Goldgräbern starb, und da er in vorzüglicher Achtung gestanden, so ward beschlossen, ihn feierlich zur Erde zu bestatten. Ein Goldgräber in der Nachbarschaft, der, dem Gerüchte zufolge, vormals ein gewaltiger Prediger in den Vereinigten Staaten gewesen war, wurde mit der Verrichtung des bei dem Leichenbegängniß erforderlichen Rituals beauftragt. Nachdem das Leichenessen beendet war, zog die Versammlung nach der Grabstätte, welche etwa hundert Schritte vom Lager entfernt war. So weit ging Alles gut; aber das Gebet war ungebührlich lang, so daß einige von den um das Grab Knieenden vor Ungeduld mit den Fingern in der aufgeworfenen losen Erde zu wühlen anfingen. Sie war reich an Gold, und unter der knieenden Menge zeigte sich alsbald eine bedeutende Aufregung. Dies bemerkend, hielt der Prediger in seinem Gebet inne und fragte: „Kinder, was habt Ihr?“ — „Gold!“ — „Gold?“ erwiederte er, „und, wie es scheint, eine sehr ergiebige Fundgrube, — die Versammlung ist entlassen!“ Der schon eingesenkte Leichnam ward wieder herausgenommen und anderswo beerdigt, während die goldgierige Menge, den Prediger an der Spitze, keine Zeit verlor, den neuen Goldschacht auszubeuten.

Ein anderer glaubwürdiger Reisender erzählt folgende Geschichte, die er in Sacramento selbst mit ansah: Ein Matrose, der in die Minen ging, kam nach Jahresfrist wieder zurück und brachte zwei mit Goldstaub, als seiner dort gewonnenen Ausbeute, beladene Mules (Maulthiere) mit sich. Er wußte nun nicht, wie er sein Gold los werden sollte. Daß er Jeden, den er antraf, und der sich von ihm tractiren lassen wollte, fürstlich tractirte, mochte allerdings noch hingehen; allein damit war er nicht zu-

frieden, sondern er kaufte sechs goldene Uhren, von denen jede ihre zweihundert Dollars hier in Kalifornien werth war. Sodann nahm er einen Kessel, in den er Schweinefett that, zündete unter dem Kessel in Sacramento auf öffentlicher Straße ein tüchtiges Feuer an, that dann seine Uhren, nachdem er sie erst gehörig zerstampft und zu Pulver gestoßen hatte, in den Kessel, und begann sie in dem Fette zu sieden. Tausende von Menschen standen herum; alle lachten, aber keiner wunderte sich über den unsinnigen Streich des Matrosen!

VII.

Die Perlenfischerei in Kalifornien.

Wie schön ist der Golf von Kalifornien! — Ein wolkenloser blauer Himmel ruht über ihm, und in den langen angenehmen Tagen des ewigen Sommers der Tropen wird die Oberfläche der kleinen Buchten, auf welche die Sonne stets ihre glühenden Strahlen niederschießt, von keiner Welle gekräuselt, wenn nicht ein munterer Delphin oder ein phlegmatisches Meerschwein sie mit ihren Spielen beleben. Ueber den Busen des Golfs erheben sich grüne smaragdartige Eilande, an deren Fuß der Seehund und die Fischotter ihr glückliches Dasein vertändeln und die träge, gravitätische Schildkröte in der warmen Sonne schlummert. Weit unten in der Tiefe liegen Haufen von Perlmuscheln, welche Schätze in sich schließen, die der Stirn selbst der stolzesten Königin zum Schmuck gereichen würden. Längs den Ufern macht früh Morgens das Rauschen der stets von blühenden Früchten gekrönten Kokosnuß- und Dattelpalmbäume eine sanfte Musik, und am Abend des langen Tages breitet ein Himmel sich über sie aus, auf dem das scheidende Sonnenlicht seine glänzendsten Farben sammelt. Von einer unwiderstehlichen Sucht nach Abenteuern angezogen, verlebte ich mehrere Monate an diesen Küsten, und der Eindruck, den ihre liebreiche Natur auf mich hervorbrachte, war zu mächtig, als daß ich ihn je vergessen könnte.

Im Jahre **1847** war eine amerikanische Militairabtheilung in der Stadt La Paz, hundert englische Meilen von dem Eingange des Golfs, an der inneren Küste von Nieder-Kalifornien einquartirt. Die Lage der jetzigen Stadt ist auf derselben Stelle, wo Cortez landete, als er nach der Eroberung Mexiko's im Westen neue Juwelen aufsuchte, um die Krone Spaniens damit zu schmücken. Wir belustigten uns hier mit Soldatenspielen, fingen Austern und Schildkröten, sammelten Muscheln, aßen Weintrauben und frische tropische Früchte, und lauschten den sanften Tönen der Guitarre und den noch sanfteren Stimmen, die in der fließenden und leidenschaftlichen Sprache Spaniens unter den breiten, immergrünen Zweigen der Feigenbäume ertönten, durch welche der helle Mond auf unsere Vergnügungen herabschaute.

Die Menschen um uns zeigten sich freundlich und gastfrei, und in manchem Auge glänzte eine Thräne, als am Ende des Krieges die „Amerikaner" fortsegelten und die Erinnerung an so viele angenehme Stunden zurückließen, welche zu unserm Bedauern gar oft durch mitternächtliche Scharmützel, den Donner der Kanonen, das Wehklagen der Sterbenden und die Beerdigung der Gefallenen unterbrochen werden mußten.

Ermüdet von unserm angenehmen, aber etwas einförmigen Leben, verabredeten vier von uns eines Octobernachmittags einen Ausflug nach der Perlenfischerei von San Lorenzo, ungefähr zwanzig Meilen von La Paz. Am Tage war es windstill und ruhige Luft; wir wählten daher den Abend zu unserer Abfahrt, wo die vom Lande wehende Brise unser Boot über das Wasser tanzen lassen und uns der Mühe des Ruderns überheben würde, welches, obgleich eine vortreffliche Leibesbewegung und der Erweiterung des Brustkastens höchst zuträglich, bei einem Thermometerstande von zwanzig bis fünfundzwanzig Grad doch wenig Liebhaber findet. Da wir zwei bis drei Tage abwesend zu sein gedachten, so hatten wir bei unserm kommandirenden Offizier um Urlaub nachgesucht, ein Fäßchen Wasser, einen guten Vorrath von gekochtem Schweinefleisch, einige getrocknete Feigen und frische, eben von den Bäumen im Garten unserer Kaserne gepflückte Limonen mitgebracht und alles zu unserer Abreise in Bereitschaft gesetzt. Kurz nach Sonnenuntergang legten wir die Uniformen, Epauletten und Seitengewehre ab, mit denen wir soeben auf der Parade

erschienen waren, schulterten jeder eine Büchse und bestiegen dann unser Boot, welches bald über die Gewässer des Golfs dahinschoß.

Es war ein stiller, lieblicher Abend, wolkenleer und sternenklar, wie es die Abende in Nieder-Kalifornien immer sind. Am Horizont weilten noch die sanften, goldenen Farben der untergehenden Sonne. Der Landwind fächelte unsere Wangen, mit den Wohlgerüchen der Orangenhaine und tropischen Blumen erfüllt. Als es Nacht zu werden begann, erschien in der Tiefe des Meeres ein zweiter Himmel, gleich dem über uns mit Sternen besäet und durch das volle, anmuthige, lachende Gesicht des Mondes erleuchtet. Auf der Oberfläche schwammen Millionen von kleinen, smaragdfarbenen Punkten phosphorischen Lichtes, und die Spuren der goldenen Delphine und spielenden Meerschweine glänzten wie flüssiges Feuer. Am Meeresstrande erblickten wir in einiger Entfernung ein Licht, das von einem dort angezündeten Feuer herzurühren schien, und da der Wind sich nach und nach legte, so steuerten wir dahin, indem wir den Gedanken aufgaben, San Lorenzo noch während der Nacht zu erreichen. Als wir an's Land stiegen, fanden wir zwei vierschrötige, halbnackte Indianer, die nach beendetem Tagewerk, das im Schildkrötenfang bestand, ihre Abendmahlzeit zubereiteten. Wir zogen unser Boot den sandigen Strand hinauf, zündeten auch unsererseits ein Feuer an, kochten Kaffee, schmauchten unsere Pfeifen, breiteten unsere wollene Decken aus und schickten uns an, unter diesem prachtvollen Himmel zu übernachten.

Die Schildkrötenfischer im Golf von Kalifornien gehören zu einer Raçe Indianer, deren Heimath am Tage auf dem Wasser und des Nachts auf dem nächsten Ufer ist, wo sie die eintretende Dunkelheit überrascht. Vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne plätschern sie in dem Golf herum, aber so geräuschlos als möglich, um nicht die Schildkröten zu stören, die sie während ihres Schlummers auf der Oberfläche des Wassers fangen. Zu diesem Zweck gebrauchen sie eine kurze Stange, an deren Ende ein eiserner, mit Wiederhaken versehener Pflock sich befindet, der so tief in die obere Schale eindringt, daß man letztere rund herum zerbrechen muß, um ihn herauszuziehen zu können.

Mit diesem Instrument bewaffnet, schwimmen oder treiben die Fischer stundenlang in lautloser Stille auf dem Wasser, bis sie eine Schildkröte

erblicken; dann nähern sie sich leise und erwecken den Schläfer dadurch, daß sie ihm den grausamen Pflock in den Rücken stoßen, und während das arme Thier sich vielleicht noch in süßen Träumen wiegt, wird es bereits als Gefangener fortgeschleppt und ihm bald die schöne Unterschale abgenommen, um weit von seiner anmuthigen, wässerigen Heimat die glänzenden Locken eines lächelnden Mädchens zu schmücken. Arme, träge Schildkröte! Giebt es für sie eine Seelenwanderung, so wird sie immerdar trauernd den Tag verwünschen, an welchem sie einst so ruhig und ohne Verdacht auf dem Busen des Golfs von Kalifornien schlummerte. Schildkrötenschalen waren früher ein bedeutender Handelsartikel, aber seitdem die Yankees mit so vielen neuen Erfindungen hervorgetreten, sind die niedlichen, ächten Schildpattkämme bei den Amerikanerinnen außer Mode gekommen und der größte Theil der Schalen wird jetzt nach Europa gesandt.

Nach einer erquickenden Nachtruhe nahmen wir ein Frühstück von Schweinefleisch, Früchten und Kaffee zu uns und benutzten den Morgenwind, um gegen 10 Uhr Vormittags die sandige Spitze von San Lorenzo zu umschiffen. Wir wurden am Strande von hundert Indianern empfangen, die nur mit einer um den Leib befestigten und fast bis an die Kniee reichenden Schürze bekleidet waren und eben sich anschickten, nach dem Fischereirevier abzugehen. Sie drangen in uns, sie mit Maskal zu traktiren, einem starken, berauschenden Getränk, das aus einer im Lande wachsenden Wurzel bereitet wird und bei den unteren Klassen sehr beliebt ist. Wir hatten jedoch nichts vorräthig und suchten es, so gut es anging, durch Orangen und Limonen zu ersetzen, die wir unter die Frauen vertheilten. Da wir mit dem Hauptarmador oder Fischereipatron, einem in La Paz wohnenden Portugiesen, bekannt waren, so erhielten wir ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, sechs von den Tauchern mitzunehmen, und in wenigen Minuten gingen wir von Neuem unter Segel, indem wir nach dem hohen felsigen Eilande Espiritu Santo, zwei Meilen vom Strande San Lorenzo, steuerten. Uns begleitete die ganze Flotte von zwanzig aus Baumstämmen ausgehöhlten Kanots, ein jedes mit fünf Tauchern bemannt; wir führten diese unüberwindliche Armada an, die sich in die Tiefe des Golfs wagen und ihn seiner Perlenschätze berauben sollte. In einer Viertelstunde waren wir am Platze und die Taucher machten An-

stalten, ihre Arbeiten zu beginnen. Sie zogen sich nackt aus, und wir befestigten das Boot mit einem großen Steine, der statt des Ankers diente, und setzten uns im Spiegel desselben, um den Operationen beizuwohnen. Jeder Taucher hatte einen fußlangen Stock von einer harten Holzart, die in Kalifornien wächst und „Eisenholz" genannt wird. Dieser Stock, der an beiden Enden zugespitzt ist, wird von den Tauchern zu einem doppelten Zweck gebraucht: um nämlich die Austern loszubrechen, die zwischen dem Sande und dem Felsen sitzen, und sich gegen den furchtbaren Hai, den Todfeind des Tauchers, zu vertheidigen. Mit einem solchen Stock bewaffnet, bestieg einer der Taucher die Schanze des Bootes, richtete sich straff in die Höhe, und mit einem kurzen gellenden Ton pfeifend, um die Lungen mit Luft zu füllen, stürzte er kopfüber auf's Wasser und tauchte behend wie ein Delphin in die Fluthen. Mit einer froschähnlichen Bewegung seiner Glieder drang er alsdann immer weiter in das durchsichtige Element, bis er den Grund erreichte. Die anderen folgten ihrem Führer, und das Tauchen dauerte unaufhörlich fort, bis die Taucher mit ihrer schwarzen, glänzenden Haut einem Rudel Meerschweine glichen, die ihr fröhliches Spiel in der Tiefe des Oceans treiben.

Das Wasser, in welchem unsere Taucher fischten, war beinahe drei Klafter oder 18 Fuß tief, aber so klar, daß man das mit Muscheln gepflasterte Bett deutlich wahrnehmen konnte. Mit ihren Stöcken lösten die Taucher die Erde von den Austern oder brachen sie von derselben ab und kamen von einem Augenblick zum andern mit einem Arm voll zurück, die sie in's Boot warfen, um, nachdem sie eine Minute geruht, von Neuem unterzutauchen. Einige von ihnen brachten Seegewächse mit, andere überaus schöne Muscheln, und ein alter Kerl fing einen kleinen noch lebenden Hai, der kräftig um sich schlug und den er zum Schrecken von uns Landratten in's Boot warf. Um uns her ward nun eine lustige Scene aufgeführt. Hundert nackte Neger sprangen, spielten und überschlugen sich im Wasser. Lachend und schreiend forderten sie einander auf zum Wettstreit im höheren und graziösen Tauchen, oder sie brachen in einen ihrer musikalischen, nationalen Gesänge aus, durch welche sie ihren freudigen Gefühlen Luft zu machen schienen. Aufgeregt von diesem fortwährenden Schreien, Plätschern, Singen und Tauchen, kamen wir beinahe in Versuchung, selbst einen Sprung

zu probiren; aber nachdem wir die Sache überlegt hatten, gelangten wir zu dem vernünftigen Schluß, daß, obgleich wir aller Wahrscheinlichkeit nach den Grund ohne Schwierigkeit erreichen würden, es äußerst ungewiß sei, ob wir auch wieder die Oberfläche erreichen dürften, und blieben daher klüglich in unserm Boot sitzen.

Die Taucher suchen oft Muscheln in weit tieferem Wasser, als dasjenige, in welchem die unseren fischten; an einzelnen Stellen bis sechszig Fuß unter dem Meeresspiegel. Der Stoß, den sie ihrem Körper im Untertauchen geben, treibt sie sechs Fuß in das Wasser hinein, und jeder folgende Schlag bringt sie dem Grunde um drei Fuß näher; in der Regel beträgt die Zeit, welche sie unten verbringen, zwischen einer und drei Minuten.

Als die zwei Stunden, die das gewöhnliche Tagewerk der Perlenfischer bilden, verflossen waren, gingen wir wieder unter Segel und die ganze Flotte steuerte dem Lande zu. Unsere Taucher hatten nahe an dreihundert Austern gesammelt; die anderen Mannschaften hatten ungefähr denselben Erfolg. Uns ward die Ehre zu Theil, den Gobernador oder Chef der Tauchergesellschaft von San Lorenzo, der über seine Untergebenen eine unumschränkte Gewalt ausübt, in unser Boot aufzunehmen. Es war ein alter Mann von gegen sechszig Jahren, von denen er funfzig als Taucher verbracht hatte, und er machte sich lustig über meine Bemerkung, daß dieses Gewerbe das Leben abkürzen müsse. Er erzählte mir indeß eine Reihe von Fällen, wo Taucher in harten Sträußen mit dem furchtbaren Hai getödtet oder verstümmelt wurden. Die Busos des Golfs von Kalifornien sind Indianer vom Jaqui-Fluß im Staate Sonora. Ein sorgloses, träges Geschlecht, widmen sie die Hälfte des Jahres, so lange die Fischerei dauert, ihrer eigentlichen Beschäftigung, die übrige Zeit aber schlagen sie sich für den, der sie am besten bezahlt, und spielen und trinken, bis die Tauchersaison wiederkehrt.

Bei unserer Ankunft in St. Lorenzo wurden die Austern von jedem Boot an's Land gebracht und am Strande in einzelnen Haufen zusammen geworfen. Dann wurden unter Aufsicht der verschiedenen Patrone die Muscheln eines jeden Haufens in zwei Hälften getheilt, wovon eine dem Armador überlassen, die andere aber in so viele kleinere Häufchen zerlegt

wurden, als sich Taucher in dem Boot befanden. Hierauf schritt man zum Oeffnen der Austern; die Gesellschaft bildete einen Kreis um den Haufen des Armador, welchen man zuerst öffnete, und, sobald man die Perlen herausgenommen, händigte man sie dem Eigenthümer ein. Für diesen Löwenantheil, der dem Armador zufällt, liefert er den Tauchern während der Fischereisaison die Boote und die nöthigen Lebensmittel; was die Kleidung betrifft, so ist sie in diesem tropischen Klima von so geringer Bedeutung, daß keine Sorge dafür getragen wird. Die Muscheln werden von den Indianern mit großer Schnelligkeit geöffnet und die Austern beim Herausnehmen zwischen dem Daumen und Zeigefinger durchgezogen, um die Perle zu entdecken, die sich etwa im Innern der Auster befindet, und der man auf diese Art sogleich auf die Spur kommt. Inzwischen werden bisweilen hunderte von Austern geöffnet, ohne daß man eine Perle antrifft, die einen Werth von fünf Silbergroschen hätte. Der Eigenthümer steht mit weit aufgesperrten Augen dabei, wenn sein Stoß geöffnet wird, um die Arbeiter zu kontroliren, welche die eigenthümliche Gewohnheit haben, in unbewachten Augenblicken die Austern, in welchen sie eine große Perle fühlen, in den Mund zu stecken und zu verschlucken. Sobald man mit den, dem Armador gehörigen Austern fertig ist, fängt jeder Taucher an, die seinigen zu untersuchen, und die in denselben gefundenen Perlen werden gewöhnlich dem Armador auf der Stelle verkauft. Der Werth der Perle hängt von drei Eigenschaften ab, von ihrer Größe, ihrer Form und ihrer Farbe. Die ei- und birnförmigen werden als die vorzüglichsten betrachtet, und wenn diese groß sind und eine Milchfarbe haben, so werden sie mit den höchsten Preisen bezahlt. Einzelne Perlen sind schwarz wie Dinte, besitzen aber eine hohe Politur. Die kleinen und unregelmäßig geformten werden gewöhnlich zusammen geworfen und zu fünf bis zwölf Dollar das Loth als Schnüre verkauft. Einige Schalen haben inwendig eine Erhöhung, die man eine falsche Perle nennt, und die, obgleich von außen einer Perle ähnlich, von innen hohl ist. Die innere Schale ist unter dem Namen „Perlmutter" bekannt und wird zu Messergriffen, Hemdknöpfen und vielen andern Artikeln gebraucht. Die Perlen, welche früher als sehr werthvolle Zierden betrachtet wurden, haben im Laufe des jetzigen Jahrhunderts eine bedeutende Preiserniedrigung erfahren und gehen jetzt

meistentheils nach Rußland. Das Geschäft in denselben ist jedoch immer noch ein sehr vortheilhaftes zu nennen, sogar in der Art, wie es heutzutage betrieben wird. Vor einigen Jahren versuchte ein Engländer, Namens Hardy, bei Loreto im Golf von Kalifornien, mit einer Taucherglocke Perlen zu sammeln. Aus irgend einer Ursache jedoch hatte das Experiment keinen Fortgang, und nach einigen Wochen erfolgloser Arbeit ward der Versuch aufgegeben. Es ist merkwürdig, daß man noch keine wissenschaftlichere Methode, als die von den Indianern angewandte, erdacht hat, um die Schalen in dem reich gepflasterten Golf von Kalifornien zu sammeln. Wenn die Austern alle geöffnet sind, nehmen die Taucher ihr erstes Mahl an diesem Tage zu sich, welches aus nichts als gekochtem Mais nebst einer kleinen Portion getrocknetem Rindfleisch besteht, zu dem man etwas Salz thut, um es schmackhaft zu machen. Ihrer Erfahrung nach, geht die Taucherarbeit mit leerem Magen am besten von statten; sie fasten daher bis Mittag drei Uhr, dann trinken sie Maskal und spielen bis spät in die Nacht Monte.

Es war der letzte Tag der Fischersaison, und ehe wir das Ufer verließen, wurden die kleinen Häuser von Strauchwerk, die den Tauchern als Wohnungen gedient hatten, in Brand gesteckt und ein allgemeines Fest gefeiert. Wir gingen beim Dunkelwerden unter Segel, und nachdem wir eine Nacht auf unserm alten Lagerplatz zugebracht, erreichten wir am folgenden Morgen La Paz. In weniger als einem Monat nach unserm Besuch in San Lorenzo waren die nämlichen Taucher, die uns mit so viel anscheinender Freundlichkeit aufgenommen hatten, eifrigst damit beschäftigt, mit Pfeilen nach uns zu schießen, die aus derselben „madera de hierro“ gearbeitet waren, mit der sie die Perlmuscheln aus ihrem felsigten Bette graben.

VII.

Die Büffeljagd in der Prairie.

Der Büffel ist zwar nicht so zierlich und ebenmäßig gebaut wie das Mustang oder wilde Pferd, aber für den Reisenden in den Prairien ein weit nützlicheres Thier. Mit den Büffeln in Indien haben diese Thiere nur geringe Aehnlichkeit, sie werden von den Naturforschern für eine Art des Bison gehalten. Die Mexikaner nennen sie Cibolos.

Ihre dunkle Farbe wird weit blasser während der Zeit, wo sie lange Haare haben. Sie verlieren das Haar gewöhnlich im Frühling, von den Schultern abwärts, aber nicht auf dem Vorderkopfe, wodurch sie ein ganz löwenartiges Ansehen erhalten. Man hat in den Prairien oft einen weißen Büffel bemerkt, da aber, wie man sagt, die weiße Haut bei den geheimnißvollen Gebräuchen vieler nördlichen Indianerstämme gebraucht wurde, so hat dies wahrscheinlich einen so großen Bedarf hervorgebracht, daß sie fast ausgestorben sind. Ihre ungewöhnliche Farbe hat man wohl als ein Naturspiel betrachtet, es ist aber wahrscheinlich, daß sie ungefähr in demselben Verhältnisse zu den schwarzen oder braunen Büffeln stehen, wie das schwarze Schaf zu dem weißen. Die Hörner des Büffels sind kurz und schwarz und fast verborgen unter dem furchtbar zottigen, langen und wolligen Haare, das den Vorderkopf bedeckt, und dies, wie auch der ziegenartige Bart und der häßliche Höcker, machen den Hauptunterschied zwischen ihnen und dem zahmen Rindvieh.

Zwischen den männlichen und weiblichen Thieren findet man eine noch größere Ungleichheit der Gestalt als unter dem zahmen Rindvieh. Eine Büffelkuh ist ungefähr so schwer wie ein gewöhnlicher Ochse; während ein großer fetter Stier doppelt so viel wiegt. Die Büffel leben sehr gern heerdenweise. Zu manchen Jahreszeiten halten sich die Kühe gern zusammen; zu anderen Zeiten sind sie meist inmitten der Heerde, während die Stiere in beträchtlicher Entfernung umher sich zerstreuen, offenbar in der Absicht, die Kühe und die Kälber zu hüten. An den Grenzen der

Büffelweide begegnet man zuweilen kleinen Schaaren von Stieren, eine oder zwei Tagereisen weit, als ob sie der Hauptheerde zu Vorposten dienten.

Das Fleisch des Büffels ist von außerordentlicher Feinheit, und ein alter Jäger wird nicht leicht zugestehn, daß noch irgend etwas darüber gehe. Der Umstand aber, daß in den Prairien die Eßlust sehr geschärft wird und daß man gewöhnlich von gesalzenem Fleische gelebt hat, ehe man Büffelfleisch erhält, mag dazu beitragen, daß man es in solchem Grade schmackhaft findet. Das Fleisch ist gröber als Rindfleisch, aber saftiger, und Fettes und Mageres sind besser vertheilt. Auch ist es sehr leicht zu verdauen. Der Umstand, daß Stiere von jedem Alter, wenn sie fett sind, gute Speise geben, ist gleichfalls ein Beweis von der Vortrefflichkeit des Büffelfleisches. Die Stiere werden gewöhulich für den Verbrauch im Winter und in der ersten Frühlingszeit ausgewählt, wo die Kühe gewöhnlich mageres Fleisch haben, in den übrigen Jahreszeiten aber geben diese das fetteste und zarteste. Das Euter ist ein Leckerbissen, der kaum der Zunge nachsteht. Was für den Trapper der Biberschwanz, das ist für den Jäger die Büffelzunge. Auch sind die Markknochen, das Schwanzstück und die Höckerrippen beliebt. Der Höcker besteht nicht aus einer knorpeligen Masse, wie man wohl behauptet hat, sondern aus senkrechten Rippen, die vom Rückgrat auslaufen und allmälig eine Krümmung über den Schultern bilden, während die mittleren Rippen zuweilen zwei Fuß lang sind. Das Büffelkalb ist selten gut, da es gewöhnlich mager ist, weil es von der Mutter sehr wenig Milch erhält und zu sehr von den Jägern und Wölfen gehetzt wird.

Der Büffel liefert den Prairie-Indianern fast ausschließlich ihre Nahrung, gleichwie die Bedeckung ihrer Hütten und meist ihre ganze Bekleidung, ferner ihr Bettzeug, Beutel für ihre Speisen, Sehnen für ihre Bogen, Zwirn für ihre Schuhe und Beinbekleidung, Stricke u. s. w. Auch den zahlreichen Reisenden und Jägern, welche die Weideplätze durchstreifen, dienen die Büffel zur Nahrung. Wenn man sie bloß zur Nahrung erlegte, so würde ihre natürliche Zunahme diesen Verlust vielleicht ersetzen; die beständigen und muthwilligen Metzeleien aber, welche die Reisenden und Jäger unter ihnen anrichten, und die noch größeren Verheerungen,

die von den Indianern gemacht werden, nicht bloß des Fleisches wegen, sondern oft nur um die Häute und die Zungen zu erhalten, die sie wiederum an die Kaufleute leicht absetzen — alle diese Umstände vermindern schnell ihre Anzahl und müssen endlich ihre gänzliche Vertilgung auf dem Festlande herbeiführen. Man glaubt, daß jährlich aus den Prairien und dem angrenzenden Weidegebiet gegen hunderttausend Büffelkittel ausgeführt werden, und die Anzahl der muthwillig oder nur der Nahrung wegen getödteten Thiere ist ohne Zweifel noch größer, da die Häute kaum ein halbes Jahr lang zur Kleidung tauglich sind. Die große Ausdehnung der Prairieen, auf welchen die Büffel jetzt weiden, ist kein Grund gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer gänzlichen Vertilgung, wenn man bedenkt, daß sie, wie die äeltesten Ansiedler sich erinnern, fast eben so zahlreich östlich vom Mississippi gefunden wurden als heutiges Tages in den westlichen Prairieen, und wir wissen aus der Geschichte, daß sie einst bis an die Küste des atlantischen Meeres streiften. Noch vor dreißig Jahren waren sie häufig in den Staaten Missouri und Arkansas, jetzt aber sieht man sie selten in geringerer Entfernung als zweihundert Meilen von der Gränze. Auf den Hochebenen haben sie in den letzten zehn Jahren merklich abgenommen. In den Prairieen dagegen ist die Zahl der Büffel noch immer unermeßlich; da sie jedoch gern in großen Haufen von Ort zu Ort wandern, so trifft es sich wohl zuweilen, daß man mehrere Tage lang reist, ohne nur einem einzigen zu begegnen, an andern Stellen aber sieht man oft auf einen Blick viele Tausende.

Die Indianer und Mexikaner jagen die Büffel meist mit Bogen und Pfeil. Zu diesem Zwecke richten sie ihre schnellsten Pferde dazu ab, den Büffel dicht zu verfolgen, und wenn sie nahe genug sind, durchbohren sie, fast nie fehlend, das Thier mit ihren Pfeilen, gewöhnlich hinter den kurzen Rippen, die vorn vorstehen, worauf der Büffel schnell entkräftet niederstürzt. Wenn ein Pfeil nicht gut gerichtet gewesen ist, oder nicht tief genug eindringt, und wohl auch, wenn er in's Leben gedrungen ist, aber noch ein Pfeil abgeschossen werden muß, reitet der Jäger zuweilen nach und zieht ihn heraus, während das Thier noch läuft. Ein rüstiger Indianer schießt nicht selten seine Pfeile mit solcher Kraft ab, daß man einen Pfeil, dreißig Zoll lang, ganz in den Leib eines Büffels eindringen sieht,

und Jäger versichern, daß die Pfeile, wenn sie nicht auf die Knochen trafen, mitten durch den ungeheuren Leib gingen und auf der anderen Seite herausfielen.

Die Gewandtheit, welche diese wilden Jäger in der Erlegung der Büffel erlangen, ist wahrhaft erstaunlich. Als einst, erzählt der Amerikaner Gregg, in den Prairieen ein Haufen Witchita-Indianer neben uns gelagert war, ließ sich eine Büffelheerde in der Nähe sehen, und ich bat einen Häuptling, mein Pferd zu nehmen und einen Büffel zu schießen, den ich mit ihm theilen wollte. Der Vorschlag gefiel ihm; er nahm seine Pfeile, stieg auf mein Pferd, das nicht schnell und sehr mager war, und den Büffeln nachjagend, hatte er in einigen Minuten schon zwei niedergeschossen, und zwei entkamen so schwer verwundet, daß er sie mit geringer Anstrengung auch hätte erlegen können. Die Comanche-Indianer aber sind in der Büffeljagd noch weit gewandter als die übrigen Stämme. Die mexikanischen Ciboleros sind in dieser Jagd gewiß nicht weniger geschickt als die Indianer. Ich ging einst auf die Jagd mit einem Cibolero, der keine andern Waffen hatte, als einen Bogen mit Pfeilen nebst einem Fleischermesser. Als er eine Büffelheerde erspähte, spornte er sein Pferd, und obgleich ich ihm folgte, so schnell als mein Maulthier nur traben konnte, so hatte er den Büffel doch schon abgehäutet, als ich ihn nach einer Jagd von zwei bis drei Meilen einholte. Dies war allerdings eine ungewöhnliche Schnelligkeit, denn meist lebt das Thier noch eine Weile, nachdem der tödtliche Pfeil es getroffen hat.

Der erfahrene Jäger wählt sich den besten Büffel als sein Opfer, und nachdem er ihm eine tödtliche Wunde versetzt hat, sucht er einen anderen aus und so weiter, bis die Ebene zuweilen im eigentlichen Sinne mit todten Thieren bedeckt ist.

Indianer sowohl als Mexikaner jagen oft mit einer langen Lanze, womit sie, wenn das Pferd gut abgerichtet ist, die Büffel noch leichter tödten als mit Bogen und Pfeil. Ein geübter Lanzner dringt auf einen Haufen ein, und seitwärts reitend, durchbohrt er einen Büffel nach dem anderen, bis eine Menge niedergestreckt sind. Haben sie weder Bogen noch Lanze, so jagen sie mit der Flinte, aber selten so glücklich als mit jenen Waffen. Die Amerikaner jagen den Büffel lieber mit der Reiter-

Pistole; der Indianer aber tödtet doppelt so viele mit seinem Pfeil oder seiner Lanze. Zuweilen wird der Büffel auf seiner Jagd gefährlich, denn wenn seine Wunden ihn wüthend machen, springt er oft verzweifelt auf seinen Verfolger los, und wenn das Pferd nicht gut abgerichtet ist, werden ihm die Eingeweide herausgerissen, während der Reiter dem Büffel preisgegeben ist, wie man es zuweilen erlebt hat. Ist aber das Pferd gewandt, so wird es dem Büffel wie ein geschickter Fechter ausweichen.

Büffelkälber, nicht aber ausgewachsene Thiere, werden von Mexikanern und Indianern mit dem Lasso gefangen; wenn sie aber von ihren Müttern und von der Heerde während der Jagd getrennt sind, so folgen die kleinen Thiere nicht selten den Pferden der Jäger bis in das Lager, so zahm, als wenn sie bei ihren Müttern wären. Hat man zahme Kühe im Lager, so können die Kälber ohne Mühe aufgezogen werden.

Einige nördliche Indianer, besonders die Assinaboins, fangen, wie man sagt, die Büffel auf eine eigenthümliche Weise. Es wird an einem passenden Patze eine starke Verpfählung gemacht, und nachdem ihre Aerzte geheimnißvolle Gebräuche verrichtet haben, gehen sie an's Werk. Die Büffel werden nach der Hürde getrieben, während ein Indianer, in eine wollige Haut gekleidet, in einiger Entfernung voran läuft. Sehen ihn die Thiere, so halten sie ihn für eiuen Büffel und folgen ihm in die Hürde. Sind sie einmal in der Einfriedigung eingefangen, so erlegen die Indianer sie mit ihren Pfeilen, weil sie angeblich glauben, daß es den großen Geist beleidigen und künftige Jagden unglücklich machen würde, wenn sie das gefangene Wild mit Feuergewehren erlegten.

Die Hinterwäldler ziehen allen andern Jagden die Schleichjagd vor, indem sie zu Fuße mit dem Rifle den Thieren nachschleichen. Man kann sich dem Büffel weit leichter nähern als dem Rothwild. Sieht der Jäger eine Heerde gelagert oder ruhig weiden, so kriecht er ohne Schwierigkeit hinter einer Erhöhung, einem Strauche oder dicken Grase ihr entgegen, vorausgesetzt, daß er den Wind von ihr hat, wie die Jäger sagen, d. h. wenn der Wind von den Büffeln herweht. Im umgekehrten Falle aber wird er es unmöglich finden, sich ihnen zu nähern, mag er sich noch so sicher vor ihren Blicken verborgen haben. Ihr Geruch ist so fein, daß sie sich mehr auf diesen als auf ihr Gesicht

zu verlassen scheinen; denn wenn Büffel aus irgend einer Gegend aufgeschreckt werden, so richten sie ihren Lauf gegen den Wind, um unterwegs die Witterung von dem Feinde zu haben. Ist es dem Jäger gelungen, seinen ersten Schuß abzufeuern, so kann er oft mehrere Büffel aus derselben Heerde erlegen; denn wenn die Büffel ihn weder sehen, noch wittern, so hören sie das Gewehr knacken und sehen ihre Gefährten einen nach dem anderen niederfallen, ohne darauf zu achten, ausgenommen, daß sie die Köpfe aufrichten und vielleicht bei jedem Schusse ein wenig stutzen. Es könnte scheinen, daß sie glauben, die gefallenen Thiere hätten sich nur zur Ruhe niedergelegt, und daß sie dieselben nicht gern verlassen möchten. Einst sah ich, erzählte Gregg, am Cimarron zehn bis zwölf Büffel in geringer Entfernung von einander auf der Erde liegen, die einige unserer Jäger aus derselben Heerde niedergeschossen hatten. Hätte nicht die Annäherung der Karawane die Thiere aufgeschreckt, so würde man vielleicht noch eben so viele erlegt haben.

Ein geübter Jäger schleicht zuweilen auf einer ganz flachen Ebene gegen eine Büffelheerde. Da ihr Gesicht wenigstens nicht scharf ist und immer mehr oder minder durch das zottige Stirnhaar verdunkelt wird, so bemerken sie kaum beim Weiden einen sich nahenden Feind, wenn anders nicht der Wind ihnen die Witterung bringt. Der Jäger kriecht also gegen den Wind langsam und dicht auf der Erde fort, bis er in Schußweite ist. Hat er den ersten Büffel erlegt, so entfernen sich die anderen vielleicht auf eine kurze Strecke, und er nähert sich dann zuweilen hinter dem getödteten Thiere und schießt noch mehrere.

Die Büffel haben ein ungemein zähes Leben. Oft scheint ein tödtlich verwundeter gar nicht verletzt zu sein und nicht fliehen zu wollen, sondern krümmt seinen Schwanz und trabt weiter, als ob er nichts fühle oder fürchte. Läßt man ihn aber ungestört, so schwankt und fällt er in wenig Augenblicken todt nieder; wogegen er gereizt zuweilen noch meilenweit läuft. Ich sah einmal, wie eine Jagdgesellschaft einen verwundeten und wüthenden Büffel umringte, in geringer Entfernung viele Schüsse abfeuerte, die alle auf das Herz gezielt waren, aber dem Anschein nach ohne jede Wirkung; sobald sich aber die Wuth des Thieres abgekühlt hatte, stürzte es augenblicklich todt zu Boden. In solchen Fällen zielt der ungeübte Jäger

meist auf das Gehirn, doch ohne Erfolg. Der Schädel ist so dick und das wollige Haar auf dem Vorderkopfe so verflochten, daß nie eine Kugel in das Gehirn eines Büffelstieres dringt.

Der Schleichjäger muß auf seiner Hut sein; denn der verwundete Büffel setzt sich leicht zur Wehre, wenn sein Feind ihm zu nahe kommt. Bei einiger Geistesgegenwart aber kann man diesen Angriffen leicht ausweichen. Macht das Thier einen Satz, so braucht der Jäger nur plötzlich auf die Seite zu springen, da der Büffel meist in gerader Linie vorübergeht.

Die Annäherung dieser Thiere hat etwas furchtbares; ihr donnernder Trab über die trockene Ebene, ihre löwenartigen Stirnen und herabhangenden Bärte, ihr offener Rachen und die heraushangende Zunge, ihr Schnauben bei jedem Satze, den Tönen eines Dampfwagens gleich, können wohl Furcht einjagen.

Der Gang der Büffel ist ein plumper Galopp, und jeder gewöhnliche Klepper kann sie auf der Jagd leicht einholen. Die Kühe sind gewöhnlich schneller als die Stiere. Reisende haben die Bemerkung gemacht, daß der Büffel ganz anders als die übrigen vierfüßigen Thiere vom Boden aufspringt. Das Pferd erhebt sich zuerst auf den Vorderfüßen, die Kuh auf den Hinterfüßen, der Büffel aber scheint mit allen vier Beinen zugleich aufzustehen.

Die amerikanischen Jäger sowohl als die Indianer legen den Büffel, um ihn auszuschlachten, gewöhnlich auf den Bauch und fangen mit dem Rücken an. Haben sie die Höckerrippen, die Schwanzstücke und einige andere erlesene Bissen sich zugeeignet, so lassen sie den Ueberrest gewöhnlich für die Wölfe liegen. Die Haut wird hauptsächlich zu Büffelkitteln gebraucht, die Indianer aber benutzen sie dazu nur im Herbst und Winter, und dann auch selten anders als von Kühen und Stieren, da das Haar zu jener Zeit lang und wollig ist. Man findet nie, daß Büffelhäute gegerbt werden; sie scheinen zu porös und schwammig zu sein, um festes Leder geben zu können. Besäßen sie höheren Werth, so würde man mehrere tausend Häute, die jährlich den Wölfen auf den Prairieen überlassen werden, wohl in Sicherheit bringen.

Obgleich der Büffel das größte Thier in den Prairieen ist, so hat

er dennoch keineswegs über die anderen Mitbewohner der Ebene die Herrschaft, die vielmehr dem großen grauen Wolfe zusteht. Derselbe ist zwar nicht viel größer als der Wolf in den Vereinigten Staaten, aber bei weitem wilder. Häufig findet man die nämliche Gattung im nördlichen Mexiko, wo diese Wölfe Pferde, Maulthiere und Rindvieh tödten, während sie in den Prairieen große Verheerungen unter den Büffeln anrichten.

Man erzählt viele merkwürdige Geschichten von den Listen und Mitteln, die diese Thiere zur Erlangung ihrer Beute anwenden. Wie man versichert, sammeln sie sich in Haufen und jagen abwechselnd einen Büffel, bis er ermattet ist, vereinigen sich dann wieder und machen ihm ein Ende; nach anderen Berichten aber schnappen sie, während sie den Büffel hetzen, nach der weit heraushängenden Zunge, bis sie abgerissen ist, worauf dann das Thier, weil es nicht mehr fressen kann, vor Hunger ermattet und sehr bald überwältigt wird; wieder Andere erzählen, daß der Wolf im Laufe die Beine und Kniefledhsen des Büffels zernagt und zerfleischt, bis er seinen Gegner entkräftet hat, und dann der Trupp ihn tödtet. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Wölfe viele der größten Büffel überwältigen, wobei sie vielleicht verschiedene Mittel anwenden und ohne Zweifel auch das zuletzt erwähnte, denn ich habe selber Büffel mit grausam zerfleischten Schenkelmuskeln gesehen, unstreitig eine Folge solcher Angriffe. Büffelkälber werden immer das Opfer der Raubgier dieser Wölfe; sind aber Büffelheerden beisammen, so vertheidigen sie ihre Abkömmlinge mit großer Tapferkeit.

Man findet diese Wölfe in unermeßlicher Anzahl auf den Prairien. Oft sieht man Schaaren wochenlang Karawanen, Jagdgesellschaften und wandernden Indianerhaufen folgen, nicht aber, wie der Schakal, um die Leichen auszugraben, wiewohl auch dies zuweilen geschieht, sondern um sich von den zurückgelassenen Gerippen der Büffel zu nähern, die so oft muthwillig getödtet und verwüstet werden. Außer in diesen Fällen, sieht man sie selten anderswo als in der Nähe von Büffeln, und wenn daher der hungrige Wanderer Wölfen begegnet, so findet er darin eine gewisse Bürgschaft, daß seine Lieblingsnahrung nicht fern ist.

Daß die Wölfe, so raubgierig sie auch siud, Menschen anfallen, kommt

selten vor; ich werde indeß nicht so leicht ein Abenteuer vergessen, das ich vor vielen Jahren an der Grenze von Missouri mit einem Wolfe zu bestehen hatte. Als ich am Rande der Prairieen ritt, erblickte ich einen der größten und grimmigsten Wölfe, der eben aus dem Westlande herabgekommen war und verzweifelt hungrig zu sein schien. Ohne Waffen, hob ich einen Knüttel auf und rüstete mich tapfer zum Angriffe. Der Wolf aber hatte nicht Lust zu fliehen, sondern kam mir kühn auf halbem Wege entgegen. Ich war bald wehrlos, da mein Knüttel auf dem Schädel des Wolfes zerbrach. Er griff sogleich nach den Beinen meines Pferdes, das aber von einem Kampfe nichts wissen wollte, auf die Seite sprang, mich über seinen Kopf warf und die Flucht nahm, während ich und der Wolf uns zu vertheidigen hatten. Kaum war ich wieder aufgesprungen, als mein Gegner seinen Angriff wiederholte; da ich aber unbewaffnet war und ihm nur durch die Einbildung einen Schreck einjagen konnte, so nahm ich meinen großen schwarzen Hut ab, den ich wie ein Schild brauchte, und seinem geöffneten Rachen entgegen hielt. Meine List hatte den gewünschten Erfolg. Der Wolf machte einige Sprünge gegen mich, schwenkte sich dann, trabte einige Schritte weg und blieb stehen, um mich anzustieren. Ich fürchtete, er möchte sich besinnen und zu einem neuen Angriffe umkehren, und da ich einsah, das ich bei einem Vergleich ohne Zweifel am besten fuhr, so machte ich mich kurz entschlossen auf die Beine und ließ gern das Spiel unentschieden, obgleich ich selber dazu herausgefordert hatte.

VIII.

Der Büffel und sein Kamerad.

Ich reiste, erzählt ein deutscher Jäger, mit Bents Karavane von Independance nach Santa Fé. Eines Abends, nachdem die Wagenburg aufgefahren und die Pferde etwas ausgeruht und gefüttert waren, sattelte ich, und ritt aus, um mir einen frischen Braten zum Abendessen zu erjagen. Die Prairie erhob sich wellenförmig, das Lager war bald in seiner Vertiefung verschwunden, aber ich verließ mich auf den Himmel, um meine Gefährten wieder zu finden, und ritt lustig fort. Nach einer Viertelmeile Weges gerieth ich auf Büffelspuren. Ich verstehe mich darauf, und sah gleich, daß sie frisch waren, und nicht von Kühen, sondern von Stieren herrührten. Gleich darauf kam ich an eine Stelle, wo der Boden aufgewühlt war, wie von einer Trift Säue. Hier hatten ein Paar Stiere mit einander gekämpft, es möchten also auch Kühe in der Nähe sein, und ich ritt eifrig fort und, voller Hoffnung auf ein gutes Wild, der Spur nach.

So wurde ich wohl eine Meile vom Lager fortgezogen, bis ich in der Ferne einen seltsamen Lärm hörte. Er war hinter dem Berge, den ich hinanritt, weshalb ich nichts sehen konnte; aber ich erkannte die Stimme eines brüllenden Büffelochsen und hörte deutlich die heftigen Stöße, womit zwei Nebenbuhler in ihrem Kampfe gegen einander anprallten. Vorsichtig ritt ich den Kamm hinauf und sah nun eine Wolke von Staub um zwei mächtige Thiere emporwirbeln, so arbeiteten sie gegen einander. Sie waren ganz allein, ich konnte in dem ganzen Thale keine Heerde entdecken, mußte also auf das zartere Kuhfleisch verzichten und griff die Büffel sofort an. Nur um mein Zündhütchen zu besichtigen und den Hahn zu spannen, hielt ich; dann sprengte ich darauf los. Sie waren zu eifrig beschäftigt, als daß ich noch hätte daran denken sollen, mich heranzuschleichen.

Aber ganz gegen mein Erwarten bekamen sie Wind von mir und

rannten fort. Doch waren sie nicht sehr in Angst, schienen vielmehr ungehalten zu sein, daß ich ihren Kampf gestört hatte, und während sie rannten, drehten sie sich von Zeit zu Zeit kurz herum, schnoben und stampften wüthend auf den Boden. Schon dacht' ich, sie wollten mich angreifen, und unberitten wäre ich thöricht gewesen, ihnen so nahe auf den Leib zu rücken. Es war ein furchtbarer Anblick. Ihr Umfang, ihre Größe, ihre zottigen Stirnen, ihre wilden stieren Augen gaben ihnen ein gefährliches, boshaftes Ansehen, und dazu ihr Gebrüll und ihre drohende Haltung!

Aber ich fühlte mich ganz sicher in meinem Sattel, ergötzte mich an ihrer ohnmächtigen Wuth, galoppirte an den einen heran und schoß ihn in den Bug. Die Kugel wirkte. Er fiel auf die Knie, erhob sich wieder, spreizte die Beine, als ob er einem zweiten Fall zuvorkommen wollte, schwankte von einer Seite zur andern und fiel noch einmal auf die Knie; nach einigen Minuten, während ihm das Blut aus den Nüstern strömte, sank er auf die Seite und lag todt da. Ich hatte ihm aufmerksam zugesehen und den andern Büffel laufen lassen; ein Seitenblick hatte mich überzeugt, daß er über den Kamm hinüber galoppirte und verschwand. Ich brauchte ihn nicht, und war zufrieden, daß er fort war, stieg vom Pferde und traf alle Vorbereitungen, dem Getödteten seine kostbare Zunge auszulösen. Etwa 50 Schritt von meinem Büffel stand eine verkrüppelte Ulme; dorthin führte ich mein Pferd, und nahm die Halfterleine vom Sattelknopf, um das eine Ende um den Baumstamm, das andre in den Zaumring zu binden; dann ging ich zu dem Büffel zurück, zog mein Jagdmesser und machte mich an's Werk.

Doch kaum hatte ich mein Messer gewetzt, als ich durch ein Geräusch hinter mir aufgeschreckt wurde, so daß ich aufsprang und mich umsah. Auf den ersten Blick wußte ich, woran ich war. Eine dunkle Gestalt wackelte den Kamm herab und auf mich los. Es war der Kamerad meines Büffels. Das gefiel mir nicht übel. „Also du willst deine Zunge auch verlieren?" dachte ich. Rasch steckte ich mein Messer ein und ergriff meine Büchse, die ich, wie gewöhnlich, wieder geladen hatte. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich zu meinem Pferde laufen und aufsitzen, oder schießen sollte, wo ich stand. Doch dies entschied sich bald. Der Büffel machte das Pferd wild, und das Springen, Ausschlagen und Schnauben des Pfer-

des reizte nun wieder den Büffel. Er stürzte mit aller Gewalt auf das Pferd los. Dieses schoß nun fort, so lang der Halfterstrick war, ein Ruck, und fort sprengte es über die Prärie, als hätte es Disteln unterm Schwanze. Der Knoten am Zaumringe war nachlässig geschürzt gewesen und aufgesprungen. — Dies war mir unangenehm, aber es beunruhigte mich nicht sehr.

Natürlich lief das Pferd geradezu in's Lager und das Aergste war, daß ich, anstatt zu reiten, eine Meile zu Fuß zu machen hatte. Dagegen dachte ich den Büffel zu züchtigen und ihm den Streich einzutränken, den er mir gespielt hatte. Mit dieser Absicht wandte ich mich gegen ihn; denn er hatte das Pferd bald laufen lassen und kam wieder auf mich los. Die Sache wurde nun Ernst. Wenn ich ihn verfehlte, hatte er mich in drei Minuten auf den Hörnern.

Er ließ mir keine Zeit zum Zaudern, denn er war nicht zehn Schritte mehr entfernt und schäumte vor Wuth. Ich erhob meine Büchse, zielte uach seiner Schulter und gab Feuer. Der Schuß traf, aber zu meinem Schrecken wirkte er nicht. Der Büffel fiel nicht, wankte nicht einmal, sondern stürzte wüthender vorwärts als bisher. Ich konnte nicht wieder laden; meine Pistolen steckten im Sattel des Pferdes; auch den Baum konnte ich nicht erreichen; der Büffel kam von dorther gerannt. Ich konnte nichts thun, als auf der andern Seite davonrennen; und ich wußte, daß dies mich für wenige Minuten rettete. Ich kann laufen wie Einer; aber kaum zwei Minuten mochten es sein, da fühlte ich schon den Büffel mir dicht auf den Fersen. Ich hörte ihn; mich umzusehen wagte ich nicht.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde ich etwas gewahr, das diese Jagd so oder so unterbrechen mußte. Ein tiefer Graben, oder vielmehr ein Felsenriß gähnte vor mir. Sein Bette war trocken, die Wände senkrechter Stein. Ich mußte hinein- oder hinüberspringen, mein Verfolger ließ mir keine Wahl, und ich sah sogleich, daß ich gerettet wäre, wenn ich hinüberkäme, der Büffel konnte mir nicht folgen. Es war ein tüchtiger Sprung, wenigstens 15 Fuß von einem Ufer zum andern, aber ich hatte in meinem Leben schon mehr geleistet, und ohne Aufenthalt rannte ich an den Rand des Grabens und sprang zu. Ich setzte geschickt an der andern Seite auf, und nun wandte ich mich herum, meinen Verfolger in's Auge

zu fassen und mußte gewahr werden, wie nahe ich meinem Ende gewesen war. Der Büffel stand schon am Rande des Grabens. Hätte ich einen Augenblick gezaudert, ich wäre ein Spielball seiner Hörner gewesen. Er selbst war vor dem Sprunge zurückgeschreckt und sah bedenklich in die Tiefe. Da stand er mit gesenktem Haupte und aufgeblasenen Nüstern, schlug seine Weichen mit dem Schwanz und drückte in seinen feurigen schwarzen Augen die volle Wuth über seine Täuschung aus. Ich sah, daß mein Schuß in die Schulter gefaßt hatte, denn das Blut träufelte aus seiner Mähne.

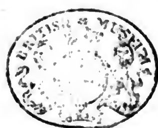
Schon wünschte ich mir Glück zu meiner Rettung, als ein rascher Blick zur Rechten und ein anderer zur Linken meine Freude bedeutend abkühlte. Auf beiden Seiten, kaum 100 Schritte weit, lief der Graben flach in die Ebene aus und konnte also leicht umgangen werden. Und nun bemerkte der Büffel es auch, wandte sich plötzlich vom Rande des Grabens weg, rannte an ihm entlang und wollte offenbar weiter unten herüberkommen. In wenigen Minuten waren wir beide auf derselben Seite, und meine Lage wurde wieder so gefährlich als vorher. Ich nahm einen kurzen Anlauf und sprang über die Kluft zurück. So waren wir wieder einander gegenüber und ich hinter meinem Schanzgraben.

Bei allen diesen Wendungen hatte ich meine Büchse festgehalten, und ich dachte nun daran, sie wieder zu laden. Als ich aber nach meinem Pulverhorn griff, konnte ich es nicht finden. Ich sah auf meinen Gürtel, er war fort; Gürtel, Pulverhorn, Kugelbeutel — Alles war fort. Es fiel mir ein, daß ich die Sachen abgelegt, als ich dem erlegten Büffel die Zunge auslösen wollte. Dort mußten sie liegen. Ein neuer Verdruß für mich. Ohne diese Nachlässigkeit wäre ich jetzt Herr über meinen Feind geworden. Ich konnte mein Pulver und Blei nicht erreichen; der Büffel war schon wieder um den Graben herum und auf meiner Seite.

Ich mußte sogleich noch einmal springen. Ich weiß wirklich nicht, wie oft ich hin und her sprang. Es muß wenigstens 20 Mal gewesen sein. Ich wurde der Sache müde. Der Sprung war gerade so viel als ich leisten konnte, und ich wurde immer schwächer, je öfter ich sprang. Endlich sah ich wohl ein, daß ich nächstens fehl springen und mir an der Felswand gegenüber den Kopf zerschlagen würde. Wenn ich fiel, so war ich bald im Bereiche meines Verfolgers, der an beiden Enden in den



Der Büffel und sein Kamerad


BRITISH MUSEUM

Graben hineinkonnte. Das rachsüchtige Thier zeigte keine Lust zum Rückzuge, im Gegentheil, die vielen Täuschungen schienen seinen Aerger nur zu steigern.

Jetzt ging mir ein Gedanke durch den Kopf; sollte ich nicht den Baum erreichen können, an den mein Pferd gebunden gewesen war? Wenn ich's richtig anstellte, konnte ich 100 Schritt Vorsprung gewinnen; also versuchte ich mein Heil und rannte, als wenn mir der Kopf brennte, gerade als ich den Büffel oben hinauf an dem hohen Rand gelockt hatte. Ich erreichte den Baum; wie eine Katze sprang ich hinauf; aber der heiße Athem des Büffels dampfte hinter mir her wie ich hinaufkletterte; und die Erschütterung des Baumes von seinem Stoß dagegen schüttelte mich fast wieder auf seine Hörner hinunter. Endlich, nach harter Arbeit, saß ich in den Zweigen fest und war in Sicherheit.

In Sicherheit, ja; aber was sollte weiter aus mir werden? Ich wußte ja, daß mein Feind stunden- ja tagelang bei dem Baume Wache halten konnte; und kaum stundenlang konnte ich es aushalten. Mich hungerte und, was noch schlimmer war, — mich durstete; die heiße Sonne, der Staub, die gewaltige Anstrengung der letzten Stunde, Alles zusammen hatte mich durstig gemacht, so durstig, daß ich mein Leben für einen Schluck Wasser gewagt haben würde. Was sollte wohl aus mir werden, wenn ich keine Hülfe bekam? Ich hatte nur eine Hoffnung, daß meine Reisegefährten kommen möchten; sie mußten mich vermissen, mein Pferd mußte ja zum Lager zurückkehren, — das konnte sie bewegen, nach mir zu suchen, — aber nicht vor Einbruch der Nacht, — im Dunkeln konnten sie meiner Spur nicht folgen, — konnten sie das bei Tage? Diese Frage beunruhigte mich. Wie leicht konnten sie sich irren! Unzählige Pferdespuren liefen über die Prairie, wo die Indianer fortwährend hin und her jagten. Dies hatte ich wohl bemerkt, als ich der Büffelfährte nachritt. Oder wenn gar ein Regen fiel und die Spuren alle mit einander verdarb! Und daß sie mich zufällig finden sollten, war nun gar nicht wahrscheinlich. Die Prairie war überall Thal und Hügel, und der Baum, auf dem ich saß, stand in einem so engen Kessel, daß er nirgends über 600 Schritt weit gesehen werden konnte. Die mich suchten, konnten mir so nahe kommen, daß ich sie anrufen konnte, ohne daß sie weder meinen Baum noch mein Thal entdeckten.

Eine gute Weile beschäftigte ich mich mit diesen düstern Gedanken und Ahnungen. Die Nacht kam heran; aber das wilde hartnäckige Thier machte gar keine Anstalt, die Belagerung aufzuheben. Es bewachte mich nach wie vor, wanderte wie ein Nachtposten um meinen Baum herum, schlug mit dem Schwanze und schnaubte und grunzte wie ein aufgestörter Eber.

Während ich seine Wendungen beobachtete, fielen meine Augen auf einen Gegenstand, der mich auf bessere Gedanken brachte — es war der Halfterstrick, den mein Pferd an dem Baum zurückgelassen hatte. Das eine Ende war mit einem festen Knoten um den Baumstamm geschlungen, das andere lag weit davon im Grase. Der Büffel hatte mich selbst darauf aufmerksam gemacht; er beschnüffelte es und stampfte mit dem Fuße darauf, wenn er es überschritt.

Da fiel mir plötzlich ein guter Gedanke ein. Neue Hoffnung erwachte in meiner Brust; ein Plan, zu entkommen, bildete sich, so leicht, so ausführbar, daß ich bei dem Gedanken daran vor Freude in meinen Zweigen emporhüpfte. Zuerst mußte ich das Seil haben; aber wie sollte ich es erreichen? Der Knoten um den Stamm war bis auf die Erde hinabgerutscht, und hinunterzusteigen konnte ich nicht wagen.

Die Noth machte mich erfinderisch. Mein Büchsenstocher, ein Stückchen geraden Drathes hing mit seinem Oehr an einem meiner Westenknöpfe. Diesen nahm ich und bog ihn zu einer Angel zurecht. Nun brauchte ich eine Leine; ich schnitt also mit meinem Jagdmesser verschiedene Streifen aus meinem Taschentuche, knüpfte sie zusammen, band den Stocher als Angel daran und fing an, nach dem Seile zu fischen. Ein paar Mal rutschte meine Angel hinunter, dann faßte sie es, und mit unbeschreiblicher Freude zog ich es vorsichtig zu meiner Laube hinauf, bis ich das lose Ende in der Hand hielt. Das andre Ende ließ ich wo es war. Ich wollte den Büffel mit dem Lasso fangen und begann aus dem losen Ende eine Schlinge zu machen. Ich flocht sie mit großer Sorgfalt und so geschickt als ich konnte. Das Seil war sicher und von der besten rohen Haut geflochten. Doch durfte es hier an gar nichts fehlen, sonst kostete es mich das Leben. Mit diesem Gedanken flocht ich das Oehr und versicherte es zweifach und dreifach; dann zog ich die Schlinge durch und

mein Lasso war fertig. Ich verstand ihn wohl zu werfen, aber die Zweige hinderten mich am Ausholen. Ich mußte also meinen Büffel in die gehörige Stellung unter den Baum bringen. Ich hatte seinen Polizeieifer kennen gelernt, stellte mich also als wenn ich entspringen wollte, angelte mit den Beinen so tief hinunter als sie reichten und machte mich durch Schelten bemerklich. Ich verließ mich darauf, daß er kein Deutsch verstand, und rief ihm zu: „Komm her, du Lümmel und laß dich hängen." Sonderbar, daß er bei diesen Worten herankam und sich gerade unter mir aufstellte. Jetzt war es Zeit. Die Schlinge fiel, legte sich um seinen Hals, und hastig zog ich sie zu. Das Seil lief prächtig durch die Oese und verschwand unter den zottigen Mähnen meines Widersachers.

So wie er den Ruck an seiner Kehle fühlte, sprang er wie toll von dem Baume fort, und als er nicht weiter konnte, rannte er straff an der Leine immer im Kreise um den Baum herum. Mir war das Seil gleich beim ersten Ruck entschlüpft, und ich konnte nun wieder nichts weiter thun, als zusehen. Der Büffel war nun zwar angebunden, aber das konnte mir nicht genügen. Ich überlegte also, ob ich wohl aus dem Bereich seines Seiles entschlüpfen könnte. Meine Büchse hatte ich fallen lassen. Ich merkte mir, wo sie lag, und als der Büffel auf seiner Rundreise um den Baum keuchend auf der entgegengesetzten Seite angelangt war, glitt ich hinab, ergriff die Büchse und sprang aus seinem Kreise heraus. Das Seil konnte höchstens 20 Ellen lang sein, aber ich rannte gewiß fünfmal so weit, ehe ich stand. Ich traute dem Seile doch nicht so ganz, das Thier war zu gewaltig; wie leicht konnte das Seil reißen, der Knoten am Baum aufgehen, oder sein Kopf aus der Schlinge schlüpfen! Endlich mußte ich meiner Neugier nachgeben. Ich sah mich um und siehe da, zu meiner größten Befriedigung fand ich das mächtige Ungethüm ausgestreckt am Boden liegen. Das Seil war so straff wie eine Bogensehne, die Zunge hing dem Thier aus dem Munde heraus und zeigte, daß es sich selbst erwürgte.

Jetzt fiel mir mein Abendessen und frische Büffelzunge dazu wieder ein, und ich gelobte mir, gerade seine Zunge zu essen und keine andere. Also lief ich eilig zu meinem Pulverhorn und Kugelbeutel, schüttete eine Ladung Pulver ein, rammte eine Kugel in den Lauf und schlich mich

behende hinter den Büffel, der noch immer lebte, hielt ihm die Mündung des Gewehrs dicht vor die Herzgrube und gab Feuer. Er zuckte zwei oder drei Mal mit den Beinen, dann lag er still. Ich hatte ihn überwunden, es war aus mit ihm.

Im Nu hatte ich ihm die Zunge ausgelöst; ebenso seinem Kameraden, von dem er mich vor einer Stunde aufgestört hatte. Viel Fleisch konnte ich nicht mitnehmen. Ich schlug die Zungen über meinen Büchsenlauf und suchte meine Spur zum Lager zurückzuverfolgen. Der Mond war aufgegangen. Er leuchtete mir mit seinem ganzen südlichen Glanze. So ging es ganz gut vorwärts. Bevor ich jedoch die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, begegnete ich einem Trupp meiner Reisegefährten. Kurz vor Sonnenuntergang war mein Pferd zurückgekommen und hatte durch sein Erscheinen Alles in Bewegung gesetzt. Das halbe Lager war aufgebrochen, mich zu suchen. Nachdem sie mir ein Pferd zur Rückkehr in's Lager gelassen hatten, galoppirte der Trupp zu den Büffeln und holte sich die übrigen Delicatessen, die ich nicht hatte fortbringen können. Vor Mitternacht waren Alle wieder im Lager, und beim Braten ihrer Rippspeerstücke erzählte ich der Gesellschaft mein Abenteuer mit allen seinen Wechselfällen und Wendungen.

IX.

Mexikanisches Leben.

Um Kühe einzukaufen, erzählt ein in Texas angesiedelter Deutscher, machte ich dieses Frühjahr einen Ausflug nach einer Gegend, deren Besuch mir schon um deswillen von Interesse war, weil daselbst fast ausschließlich Mexikaner wohnen. Da mein Begleiter der spanischen Sprache vollkom-

men mächtig und mit den meisten der dortigen Ansiedler persönlich bekannt und befreundet war, so hatte ich dadurch zum erstenmale Gelegenheit, einen Blick in das Innere des mexikanischen Haushalts und Familienlebens zu thun und mir dadurch mancherlei zu erklären, was mir bis dahin räthselhaft erschienen war. Namentlich war mir vordem oft unerklärlich, wovon die mexikanische Bevölkerung eigentlich lebt, allein ich habe den Schlüssel zur Lösung dieser Frage damals freilich auf Kosten meines zwar an frugale, allein deshalb noch lange nicht an mexikanische Kost gewöhnten Magens, gefunden.

Mein Begleiter, ein geborner Schweizer, der schon als Kind nach Frankreich gekommen war, erlernte in Spanien später das Bäckergeschäft, ging dann nach Mexiko und war zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in Texas. Er focht als Freiwilliger mit und war einer der Wenigen, die von der verunglückten Santa-fé-Expedition zurückkamen. Jetzt lebt er als Kaufmann und Bäcker in San Antonio. Diesen hatte ich gebeten, mich zu begleiten, weil ich einen Dolmetscher durchaus nöthig hatte. Da die Entfernung des Platzes, zu dem wir wollten, nicht sehr groß war, und mein Begleiter mich versicherte, daß wir überall die gastlichste Aufnahme finden würden, so unterließ ich, mich mit Mundvorrath zu versehen. Gegen Mittag, als wir einen Bach passirten, machte mich mein Begleiter darauf aufmerksam, daß ich nunmehr Wasser zum Vorrath trinken solle, weil von jetzt an kein für andre Menschen als Mexikaner trinkbares Wasser mehr anzutreffen sei. Bald darauf erreichten wir einige Mexikaner-Hütten und obgleich wir weiter reiten wollten, so nöthigte uns doch der Bewohner der einen mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit, abzusteigen und sein Mittagessen mit ihm zu theilen.

Ein solches Mexikanerhaus besteht aus einem Viereck, dessen Wände von aufrecht stehenden, nicht einmal geschälten Baumstämmen gebildet werden, die in einem Graben so dicht aneinander gestellt werden, als die Geradheit ihres Wuchses es erlaubt. Die Zwischenräume zwischen diesen Pallisaden werden sodann mit Lehm ausgeschmiert, den Regen und Sturm im Laufe des Winters wieder herausspülen, und die dann wieder vorhandenen Zwischenräume versehen im Sommer die Dienste der Fenster. Das Ganze ist mit Schilfgras gedeckt und an der einen Seite

ein Kamin, der übrigens, weit entfernt gemauert zu sein, ebenso von Holz aufgeführt ist. Die Grundfläche des Kamins ist von Lehm, worauf das Feuer brennt. Da der Kamin groß genug ist, daß die in der Mitte brennende Flamme die Wände nicht berührt, so denkt kein Mensch an Feuersgefahr und zudem meinte der Eigenthümer der Hütte, dem ich mein Befremden deshalb ausdrücken ließ, „es wäre bequemer, einen Kessel voll Wasser auf den brennenden Balken zu schütten, als ein steinernes Kamin zu bauen."

Ganz im Contrast mit dem Aeußern dieser Wohnung ist übrigens die vollkommene Sauberkeit ihres Innern. Der Fußboden, obgleich nur ein Stück der das Haus umgebenden Prairie, von welchem das Gras durch das ewige Drüberhingehen verschwunden ist, war sauber gekehrt, das Bett rein und weiß gedeckt und die beiden recht hübschen Signora's, die die Wirthinnen machten, waren sehr sittsam in einen gelben Baumwollenstoff gekleidet. Ein rothes um den Kopf geschlagenes Tuch, unterm Kinn zusammengebunden, schien nur dazu vorhanden, den Glanz der kohlschwarzen Augen zu heben und die Bräune des Teints zu mildern. Vor dem Hause im Schatten der ebenfalls mit Schilf gedeckten Gallerie lagen auf einer ausgebreiteten Ochsenhaut zwei Männer, die augenscheinlich eben erst von einem Ritt zurückgekommen waren, wie ich aus dem neben ihnen liegenden Sattelzeug und den an einen Baum gebundenen, von Schweiß und Staub bedeckten Pferden schließen konnte. Einige Jungen von 10—12 Jahren liefen im Hofe umher und belustigten sich damit, mit einer ledernen Schlinge, die an einem langen, aus Leder geflochtenen Seil angebracht war, einander zu fangen. Die ganze Familie, die Signora's nicht ausgenommen, rauchten Cigaritos, die sie sich selbst verfertigen und die aus fein geschnittenem Tabak bestehen, der in ein Stück von dem Deckblatt einer Maisähre gewickelt wird. Im ganzen Hof umher waren aus Rohhaut geschnittene lange Riemen ausgespannt, auf welchen Fleisch, in fingerdicke Streifen und Lappen geschnitten, zum Trocknen in der Sonne hing. Ein zweirädriger Karren, von einer Bauart, daß man hätte glauben sollen, es sei der erste Versuch der Ackerbau treibenden Menschheit, einen Wagen zu bauen, stand im Hofe. An dem ganzen Fuhrwerk, weder an den Rädern, noch an den dabeistehenden Ochsenjochen, war auch nicht ein einziges Loth

Eisen verwendet. Alles von Holz und von Rohhaut, und deutlich war zu sehen, daß kein anderes Werkzeug zur Verfertigung gedient hatte, als eine Axt und ein Bohrer. Einen Sägeschnitt konnte ich nirgends entdecken.

So ärmlich dies alles erschien, so überraschte mich, als die ältere der beiden Signora's mit der gastlichsten Freundlichkeit uns zum Mittagessen rief, ein rein gedeckter Tisch und ebenso reines Porzellangeschirr, das offenbar eine hier durchaus nicht vermuthete Wohlhabenheit verrieth. Unser Mittagessen bestand aus den vorhin erwähnten Fleischstreifen, die eine kurze Zeit über glühenden Kohlen gebraten waren, aus Tortillas, das sind ganz dünne, aus Maismehl gemachte Brödchen, die zu jeder Mahlzeit frisch gebacken werden, aus Milch und Kaffee, der sogar in vergoldeten Tassen servirt wurde, und gesottenen Eiern. Die Bestandtheile des Mahles, Fleisch, Brod, Milch und Eier waren von der Art, daß ich mich erinnere, häufig einfachere Kost gehabt zu haben, allein die Quantität war so unglaublich klein, daß ich überzeugt bin, ein einziger Mann mit gesundem Appetit hätte die ganze Mahlzeit verzehren können, die doch für 7 Menschen berechnet war. Trotzdem wurden die Mexikaner wenigstens alle satt, und da weder ich noch mein Begleiter etwas anderes genossen als eine Tasse Kaffe, so blieb noch etwas übrig.

Da ich bei dem Hause weder ein Feld sehen, noch aus der Größe der für das Rindvieh gemachten Einrichtungen schließen konnte, daß der Eigenthümer irgend Viehzucht von Bedeutung triebe, so fragte ich meinen Begleiter, wovon die Leute eigentlich lebten. Da erfuhr ich, daß dieselben sich vom Mustangfang ernährten und daß die beiden Männer, die ich unter der Gallerie der Ruhe hatte pflegen sehen, so eben von der Jagd zurückgekommen seien und einen prachtvollen Hengst gefangen und mitgebracht hätten. Mustang's sind wilde Pferde, die schon seit Generationen verwildert in zahlreichen Heerden die wenig bewohnten Prairien des Westens von Texas durchstreifen. In den unermeßlichen Prairien der Küstenregion zwischen dem Nueces und Rio grande sind Heerden von Hunderten solcher Pferde zu finden, und dort wird der Fang derselben im Großen betrieben, indem man die Pferde in meilenlange trichterförmige Umzäunungen treibt, die sich, immer enger werdend, in einem Sack endigen. Häufig, wenn die Mannschaft zum Treiben nicht hinreicht, nimmt man bei günstigem Winde

das Feuer zu Hülfe, indem man die Prairie anzündet. In unseren oberen Regionen, wo unangebaute Prairien von großer Ausdehnung seltener sind, sind die Mustang's weniger zahlreich und nur in kleineren Trupps zu finden. Ich selbst habe wenigstens nie mehr als 10—12 zusammen gesehen. Desto interessanter ist der Fang derselben hier, wo es sich nicht verlohnen würde, große Anstalten dazu herzurichten.

Alles, was zum Fang erforderlich ist, besteht aus einem guten Pferd, einem noch besseren Reiter und einer ledernen Schlinge, dem Lasso der Mexikaner. Mit dieser Schlinge, deren eines Ende am Sattelknopf befestigt ist, zieht der Mexikaner aus auf die Jagd. Hat er die Stelle ausgefunden, wo die Pferde zum Wasser gehen, so erwartet er, in irgend einem Busch versteckt, die Ankunft derselben, die gewöhnlich in den ersten Nachmittagsstunden ihren Durst zu löschen pflegen. Sind dieselben nun so nahe herangekommen, als der Hinterhalt es erlaubt, so bricht der Jäger mit Blitzesschnelle aus seinem Verstecke hervor, und nun beginnt eine Jagd, die schwerlich Einer mitzumachen Lust hätte, der nicht wie ein Mexikaner, ich möchte sagen, zu Pferde geboren und erzogen worden ist. Wie vom Winde getragen stürmen die Verfolgten dahin, und nach stürmt der Verfolger über Stock und Stein. Mit lautem Schreien und Rufen beständig seine Schlinge mit der Rechten überm Kopfe schwingend jagt er dahin, das schönste und stärkste der Thiere zu erreichen. Die Entfernung zwischen Verfolger und Verfolgten wird beim Beginn der Jagd immer größer; die flüchtigen Pferde haben keinen Reiter zu tragen; aber die Angst der Entfliehenden läßt sie ihre Kräfte nicht schonen. Zu immer neuer verzweifelter Anstrengung treibt sie das Rufen und Johlen des nacheilenden Jägers, bis nach einem Rennen von wenigen Meilen der Zwischenraum kleiner und kleiner wird und der Jäger auf Wurfweite seiner Beute sich nähert. Sich dieser stets zur Seite haltend, schwingt er seine Schlinge und mit fast nie fehlendem Wurf wirft er sie dem geängstigten Thiere um den Hals. In demselben Augenblick wendet er sein Pferd, so daß die Richtung des fliehenden mit der seinigen sich kreuzt. Mit einer Kraft, die der Schnelligkeit der beiden Thiere entspricht, zieht die Schlinge dem Gefangenen sich um den Hals und der mächtige Ruck reißt es zu Boden. In der Regel sind zwei Mexikaner zusammen auf der Jagd und der Gehülfe

eilt herzu, dem Thiere eine zweite Schlinge überzuwerfen. Der Gefangene wird dann zwischen den beiden Pferden befestigt und alles Sträubens ungeachtet nach Hause geschleppt.

Von einer solchen Jagd waren die beiden Männer zurückgekehrt und boten uns ihre Beute zum Kaufe an. Mein Begleiter, der Lust hatte, das Thier zu kaufen, forderte dieselben auf, es erst zu brechen, d. h. zu satteln und zu reiten. Der Ausdruck „brechen" ist für diese Art, ein wildes Pferd zu zähmen, das nie vielleicht einen Menschen gesehen, viel weniger einen Sattel oder Reiter getragen hat, der bezeichnendste, den man erdenken kann. So oft ich es auch schon gesehen hatte, so war es mir doch interessant, gerade dieses Pferd, das stärkste, das mir bis jetzt vorgekommen war, zum erstenmale geritten zu sehen und seinen fruchtlosen Widerstand gegen die Ueberlegenheit des Menschen zu beobachten.

Da wir an demselben Tage noch weiter reiten mußten, so machten sich die Mexikaner sogleich an's Werk. Behutsam näherte sich einer derselben dem angebundenen Thiere, das bei seiner Annäherung mit aller Kraft seine Bande zu zerreißen strebte, dadurch aber nur die Schlinge fester und fester zuzog, so daß es zuletzt dem Ersticken nahe schwankte und umzustürzen drohte. Diesen Moment benutzte der Mexikaner, dem Pferde eine handbreite Binde an beiden Ohren so zu befestigen, daß sie des Pferdes Augen bedeckte, worauf er eilte, die Schlinge so weit zu lockern, daß das Pferd nicht wirklich erstickte. Das plötzlich blind gemachte Thier stand mit gespreizten Beinen, am ganzen Leibe zitternd vor Angst, ruhig wie ein Lamm und holte mit langen tiefen Zügen wieder Athem. In demselben Augenblick, als die Blende befestigt war, legte ein Zweiter rasch einen besonders zu diesem Zwecke gemachten außerordentlich starken und schweren Sattel auf's Pferd und zog rasch den doppelten Gurt zu, während der Andre das Seil vom Baume löste und schnell dem Pferde eine Schlinge um die Nase befestigte. Dies alles ließ das Thier, ohne ein Glied zu rühren, über sich ergehen. Aber nun zog der Eine mit einem raschen Griff die Blende von den Augen, während der Andere das Ende des Seiles festhaltend in die Mitte des Hofes eilte. Noch einen Moment stand das Thier, das bei dem plötzlichen Uebergang von Nacht zum hellsten Tageslicht nicht wußte, was mit ihm geschah, regungslos still, bis plötzlich bei

der leisesten Bewegung es ihm zum Bewußtsein kam, daß es eine Last auf dem Rücken trage. Es wäre vergeblich, die furchtbaren Anstrengungen des geängstigten Thieres zu beschreiben, die es machte, um sich des Sattels zu entledigen. Je mehr es sich bäumte, desto mehr suchten seine Bändiger es durch Schreien und Schlagen mit weißen Tüchern scheu zu machen, um es desto eher zu erschöpfen und die Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen ihm zum Bewußtsein zu bringen. Nur wenige Minuten dauerte dies Vorspiel, das nur dazu diente, das Pferd die erste Kraft verbrauchen zu lassen, als die Mexikaner es wieder an den Baum festbanden und durch Wiederholung desselben Kunstgriffs ihm die Blende wieder über die Augen warfen. Dann ergriff Einer das Ende der um die Nase befestigten Schlinge und mit der Behendigkeit einer Katze schwang er sich in den Sattel. Das Pferd stand wie vorhin ruhig wie ein Lamm. Aber in dem Augenblick, wo der Reiter die Blende wegzog und dem Thiere die Sporen in die Weichen drückte, begann ein Kampf, den man gesehen haben muß, um sich eine Vorstellung davon zu machen. So oft ich auch schon Zeuge einer solchen Scene war, so versäume ich sie nie, wenn sich mir die Gelegenheit darbietet. Alles hängt davon ab, daß es dem Pferde nicht gelingt, den Reiter abzuwerfen. Gelingt ihm dies das erstemal, so versucht es dasselbe immer und immer wieder; aber noch nie habe ich gesehen, daß der Mexikaner im Sattel auch nur gewankt, oder einmal den Bügel verloren hätte. Der Reiter saß wie aus einem Stück mit dem Pferde im Sattel, es unaufhörlich spornend, daß das Blut in Strömen floß, während die Anderen mit spitzen Stäben es stachelten und zu der alleräußersten Verzweiflung trieben. Das Pferd versuchte keine Flucht, es hätte seinen Bändiger mit sich fortgetragen. Hier auf der Stelle sollte der Kampf entschieden werden. Nach langem vergeblichen Springen und Bäumen und Schütteln warf das Thier sich plötzlich nach einem hohem Luftsprung platt auf die Erde, um seinen Peiniger abzuwälzen. Aber kaum hatte es den Boden berührt, als der Reiter auch schon aufrecht daneben stehend nur den Moment erwartete, daß es wieder aufschnellen würde; und noch hatte das Thier sich nicht vollständig wieder erhoben, so saß der Mexikaner schon wieder so fest im Sattel wie zuvor, mit immer tiefer dringenden Sporenschlägen es noch zu weiterer Anstrengung zu reizen. Aber es machte keine Anstrengung mehr, es gab sich geduldig

für überwunden, es war gebrochen. Von jetzt an kann jeder gewöhnliche Reiter das Thier besteigen, es versucht nicht mehr, sich seiner zu entledigen. Von jetzt an bedarf es nur noch geringer Mühe, das Pferd dahin zu bringen, den Zügel sich anlegen zu lassen, und eine humane Behandlung von wenigen Tagen reicht hin, es für immer dem Menschen dienstbar zu machen.

Mein Begleiter wurde über den Handel einig und kaufte das Pferd für 25 Dollars unter der Bedingung, daß die Bändiger es noch einige Tage behalten und ihm dann nach San Antonio reiten sollten.

Wir nahmen von unseren Wirthen Abschied und ritten gegen Abend weiter. Unser Weg führte uns durch eine lange Prairie, mit einzelnen Eichen bewaldet. Einen prachtvollen Anblick gewährten die Tausende von der Abendsonne beleuchteten Cactuspflanzen, die gerade damals ihre Blüthenpracht entfaltet hatten.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir das Ziel unseres Rittes, die Wohnung des Don Miguel de Cantun, eines wohlhabenden Mexikaners, der, offenbar spanischer Abkunft, kaum eine dunklere Gesichtsfarbe hatte, als wir selbst. Seine Wohnung, sein Feld, seine ganze Einrichtung verrieth kultivirtere Menschen, als unsere Mustangjäger gewesen waren. Er forderte uns auf, für die Nacht seine Gäste zu sein, was wir jedoch ablehnten, weil wir erfahren hatten, daß seine Tochter todtkrank sei. Wirklich starb dieselbe am folgenden Tage noch während ich unseres Handels wegen mit ihm zu thun hatte.

Da ich die ganze Heerde, aus der ich zu kaufen beabsichtigte, ohnehin erst am folgenden Morgen sehen konnte, so ritten wir noch ein paar Meilen weiter zu einem anderen Mexikaner, der mit meinem Begleiter befreundet war. Es war ein ganz junger Mann von höchstens 18—20 Jahren, der erst vor zwei Tagen eine wirklich sehr hübsche Mexikanerin, die wohl kaum mehr als 14—15 Jahre zählen mochte, geheirathet hatte. Wir wurden mit derselben Gastfreundlichkeit empfangen, wie am Mittag und dasselbe frugale Mahl wurde uns vorgesetzt, das wir am Mittage vorgefunden hatten, nur in wo möglich noch kleineren Portionen. Die jungen Leute hatten uns, da das Haus nur aus einem Zimmer bestand, in diesem ein Bett zurecht gemacht, so gut es eben ging; allein mein Begleiter und ich dankten höflichst für die große Gastfreundlichkeit, trugen unsere Satteldecken

unter einen Baum in's Freie und legten uns dort zur Ruhe. Schläfrig waren wir Beide nicht und um so mehr hatte mein Begleiter Muße, mir von seinem vielbewegten Leben, namentlich aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Texas zu erzählen. Die Stunden vergingen wie Minuten, und als der Morgen anbrach, hatten wir nicht geschlafen, sondern geplaudert. Jetzt erst fiel es uns ein, daß wir klüger gethan hätten, zu schlafen, weil uns für diesen und den folgenden Tag eine harte Tour bevorstand, wenn wir den beabsichtigten Handel wirklich abschließen sollten. Doch das half uns nichts, und vor Sonnenaufgang saßen wir wieder zu Pferde, um nach dem am Abend verlassenen Platze zurückzukehren.

Ich schloß den Handel ab, und nun war es meine Sorge, die gekauften Kühe nach Hause zu treiben. Dies ist nun gar nicht die leichte Aufgabe, die derjenige sich darunter vorstellen mag, der nur in Deutschland etwa einen Bauer die erhandelte Kuh auf der Landstraße mit einem Stecken hat nach Hause treiben sehen. Das Rindvieh, das nie im Leben einen Stall gesehen hat, ist so leichtfüßig und flüchtig wie ein Pferd, und nur der Umstand, daß es eher ermüdet, als die Pferde der Treiber, macht es möglich, es von einem Platze wegzutreiben, an dem es bleiben will.

Drei Mexikaner, die ich angeworben hatte, mein Begleiter und ich und außerdem noch vier Mexikaner, die aus Gefälligkeit uns die ersten paar Meilen treiben halfen, begannen die Jagd. Erst nach stundenlangem Jagen, als ob das wilde Heer mit Hurrah und Peitschenknall losgelassen wäre, hatten wir die schon ermüdenden Kühe auf einen Trupp zusammengebracht und sie in die beabsichtigte Richtung gelenkt. Nun handelte es sich darum, durch Treiben im Galopp sie früher zu ermüden, bevor die Sonne hoch am Himmel heraufkäme, weil die Hitze und das Treiben unfehlbar mehrere Kälber getödtet haben würde. Erst als wir dies erreicht hatten und nur noch einzelne Kühe mitunter auszureißen versuchten, verließen uns unsere gefälligen Mexikaner. Wir Uebrigen setzten nun langsam, um die Kälber zu schonen, unseren Weg fort.

Wir mußten an diesem Tage eine Stelle erreichen, wo eine verlassene Farm, von welcher noch einige Umzäunungen übrig waren, uns es möglich machte, über Nacht die Kälber einzusperren, weil uns sonst die Kühe weggelaufen wären; deshalb mußten wir unausgesetzt bis Sonnenuntergang zu

Pferde sitzen. Unser Weg hatte an keiner menschlichen Wohnung vorüber geführt, und da ich des Morgens vor dem Frühstück von unserem Nachtlager aufgebrochen war und in dem Hause, wo ich die Kühe kaufte, durch den Tod der Tochter an kein Frühstück gedacht wurde, so hatte ich in Wahrheit den ganzen Tag nichts und Tags vorher nur sehr wenig gegessen, und getrunken hatte ich an diesem Tage nicht einen Tropfen. Durch meines Begleiters Schuld hatte ich nichts mitgenommen, und so kamen wir des Abends in unserm Bivouak erschöpft, hungrig und durstig, mit der Aussicht auf eine ähnliche Tour für den folgenden Tag, an.

Wäre ich allein gewesen, so würde ich mich in mein Schicksal ergeben und mich zum Schlafen angeschickt haben, was nach der durchwachten Nacht und dem zweitägigen Ritt für mich das vorherrschendste Bedürfniß gewesen wäre; da aber die von mir gedungenen Mexikaner sich auf mich verlassen hatten, so blieb mir nichts übrig, als für uns Alle zu sorgen, mein müdes Pferd wieder zu besteigen und so rasch, als es laufen mochte, nach San Antonio zu reiten, das etwa 4 Stunden von uns entfernt war. Dort kaufte ich in aller Eile, was uns nöthig war, Brod, Fleisch, gemahlenen Kaffee, Blechgeschirr, um diesen zu kochen, und einige Flaschen Wein, und eilte, so rasch ich konnte, wieder zurück. Um Mitternacht war ich wieder auf dem Platze, wo ich meine Gefährten alle im tiefen Schlafe fand. Als mein Rufen sie erweckte, erfuhr ich, daß unterdeß mehrere Mexikaner, die in gleicher Absicht wie wir die verlassene Farm aufgesucht hatten, angekommen und ihren Vorrath mit ihnen getheilt hatten. Trotzdem hatten Alle noch Appetit genug, von Neuem anzufangen, und im Augenblick loderte eine lustige Flamme, bei der wir unseren Kaffee kochten und die eine Gruppe beleuchtete, die mit sichtbarem Wohlbehagen sich's wohl sein ließ. Die gastlichen Mexikaner, die im Begriff waren, Schlachtvieh nach Kalifornien zu treiben, nahmen Theil an unserer Mahlzeit, und der Wein, der wohl selten genug ihre Lippen genetzt haben mochte, lösete ihnen die Zunge, so daß sie in der ihnen eigenen ausdrucksvollen Weise gestikulirten und sich noch lange unterhielten, als ich ermüdet mich schon zur Ruhe gelegt hatte, da ich von ihrer Unterhaltung doch nichts verstand. Am andern Morgen nach dem Frühstück, zu welchem unsere Kühe die Milch lieferten, brachen wir wieder auf und erreichten ohne weitere Beschwerde Nachmittags mein Haus.

XI.

Die Cuyoten.

Der Ursprung der „Cuyoten" oder wilden Hunde in Central-Amerika ist unbekannt und wird es immer bleiben. Sie werden häufig Wölfe genannt, aber sie sind keine Wölfe und dennoch unterscheiden sie sich in ihren Gewohnheiten auch bedeutend von den Hunden. Der „Cuyote" kann nicht bellen, aber sein Geheul gleicht ungefähr der Stimme eines Hundes, der den Mond anbellt, oder dem Geheul, welches sehr häufig die in einem Hofraum eingesperrten Hunde ausstoßen, wenn sie den Ton eines Jagdhorns vernehmen. Er scheint der großen Bluthundrace von Cuba anzugehören, die man ehemals zum Hetzen der Eingeborenen benutzte. Ich selber, erzählt der Engländer Byam, habe viele sehr junge Cuyoten gehabt und sie mit Hunden aufgezogen, die zu allem zu brauchen waren und es mit jedem Gegner aufnehmen — und dennoch zeigten sich jene faul und unbrauchbar, wenn es einen Kampf galt. Sie scheuten sich, dem geringsten Raubthiere die Stirn zu bieten, führten aber stets einen listigen heimlichen Krieg gegen das Federvieh und die zahmen Thiere, die sie hätten vertheidigen sollen, obgleich sie gut behandelt wurden und hinreichend zu fressen hatten, denn sie konnten nie dazu veranlaßt werden, ihren Herrn auf seinen Wanderungen zu begleiten, wo ihnen allerdings zuweilen schmale Kost hätte zu Theil werden können. Ich mußte sie daher sämmtlich, ehe sie neun Monate alt waren, erschießen. Viele Leute haben es versucht, den Cuyoten im zweiten und dritten Gliede zu zähmen, aber es ist ihnen eben so wenig gelungen wie mir.

Auffällig war mir die Bemerkung eines alten Indianers. „Warum bellen diese Cuyoten nicht wie andere Hunde?" sprach ich zu ihm, auf einen Cuyoten deutend, den ich zu zähmen versuchte. „Und warum heulen und grunzen sie bloß?" Seine Antwort lautete: „Seht diesen Hund an — er kann nicht bellen und wird es nie lernen, denn er ist ein Cu-

yote." — „Nicht lernen!" sprach ich, „Was meint Ihr?" — „Nein, er wird es nie lernen," erwiederte er; „denn wenn er von guter Rage wäre, so würde er bellen und seinen Herrn oder wenigstens die anderen Hunde nachahmen; denn wenn die Hunde bellen, so ist dies nur eine Nachahmung der Stimme ihres Herrn. Der Herr schreit, um die Rinder von seinem Maisfelde hinwegzujagen — augenblicklich bellt auch der Hund; der Herr schreit, um seine Heerde in die Hürde zu treiben, und der Hund bellt ebenfalls; kurz der Hund ahmt seinen Herrn nach, wenn er bellt; er versucht zu sprechen; aber er vermag es nicht."

Der Cuyote ist ein gefährlicher Gegner und bei einem nahen Zusammentreffen würde zwischen ihm und einem großen Wolfe kein wesentlicher Unterschied sein; ich habe in meinem Leben beide Thierarten genau kennen gelernt und glaube, daß der Cuyote schwerer und plumper ist; beide aber sind berüchtigte Feiglinge, außer wenn sie hart bedrängt werden. Der Cuyote hat gewöhnlich eine röthliche oder gelbliche Farbe und ungefähr die Größe eines großen Neufundländers, ist aber mit kurzen Haaren versehen, und obgleich die Ohren von Natur ziemlich hängend sind, so können sie doch so weit aufgerichtet werden, daß nur noch die Spitze herabhängt. Wenn sich ein Cuyote, was ich häufig gesehen habe, in einer Savanne auf einige Augenblicke auf die Hinterbeine stellt, um sich genauer umsehen zu können, sind seine Ohren lang und gespitzt.

Eine Koppel von Cuyoten jagt eben so regelmäßig wie eine Koppel von Jagdhunden, und im Fall sie die Spur verlieren, theilen sie sich nach allen Richtungen. Sie galoppiren nicht, wenn sie jagen, sondern laufen wie die Wölfe in einem langen schwingenden Trabe und verlassen sich auf Zeit und Ausdauer. Es ist wahrhaft mitleiderregend, wenn man einen Hirsch erblickt, der mit geschwollener, weit heraushängender Zunge sich in's Wasser stürzt, den Fluß bald nach dieser, bald nach jener Seite durchkreuzt, um seinen Verfolgern die Spur zu entziehen. Es hilft ihm nichts; bald nachher erscheinen die dürren Cuyoten in ihrem langgestreckten Trabe, und den Fluß erreichend, nehmen einige von ihnen die rechte, andere die linke Seite, einige laufen stromaufwärts, andere stromabwärts und diejenigen, welche die Spur wieder auffinden, verkündigen dies ihren Gefährten durch ein eigenthümliches Geheul. Es würde dem Jäger nicht

viel nützen, einen solchen Hirsch, selbst wenn er nahe vorüber liefe, zu erlegen, da das Fleisch in einem so erhitzten Zustande und in einem solchen Klima schon nach zwei oder drei Stunden faul werden würde. Aber es ist zuweilen möglich, dem armen Thiere das Leben zu retten. Nur das erste Mal, als ich nicht wußte, daß der Hirsch auf diese Weise verfolgt wurde, gab ich ihm eine Kugel; später aber habe ich ihn stets vorüber laufen lassen und, in der Nähe der Spur mich verbergend, die Anführer der Cuyoten-Koppel mit einigen Schüssen empfangen, was gewöhnlich genügt, die übrigen von der Fährte zu verscheuchen und zurückzutreiben. Wenn der unglückliche Hirsch lange gehetzt worden ist, so ist sein Entrinnen selten eine Rettung; er sucht den nächsten Fluß und die in der Luft sich drehenden Geier verkünden bald, daß der Kampf um's Leben zu lang und zu schwer gewesen sei, und das abgehetzte Thier nun todt am Ufer des Flusses liege.

Es ist mir zu verschiedenen Malen und in weit von einander entfernt liegenden Gegenden eine wunderliche Geschichte von den Gewohnheiten des Cuyoten mitgetheilt worden. Die verschiedenen Berichte stimmten in der Hauptsache überein und unterschieden sich nur nach der Oertlichkeit — und ich gebe einen derselben hier wieder, wie ich ihn von einem alten Indianer vernahm, muß aber zuvor bemerken, daß zwischen den Cuyoten und dem Panther eine sehr heftige Feindschaft besteht und daß der letztere, sobald er unter einen Haufen dieser Hunde geräth, gewöhnlich verloren ist. Die Cuyoten pflegen nicht die Spur eines Panthers zu verfolgen, außer wenn sie durch eine Gewaltthätigkeit desselben beleidigt worden sind. Sollte zum Beispiel das gefleckte Thier plötzlich unter eine Schaar wilder Hunde gerathen, so würde es mit seinen furchtbaren Pfotenschlägen höchst wahrscheinlich einige niederschlagen und dann mit aller Eile entfliehen. Aber die Cuyoten sind ihm in einem solchen Falle hart auf den Fersen. Der Panther ermüdet zuerst und flüchtet sich dann auf einen acht oder zehn Fuß hohen Ast; die Cuyoten entdecken ihn hier sehr bald und beginnen, da er sich nicht erreichen läßt, eine regelmäßige Belagerung, die fast immer von Erfolg ist, wenn nicht die Hundeschaar durch die Annäherung eines Menschen gestört und der Panther auf diese Weise befreit wird. Ich gebe Folgendes ziemlich mit den Worten des Erzählers:

„Der Tiger war auf einen Baum getrieben worden, Don Jorge, und die Cuyoten waren ungefähr ihrer funfzig, die fortwährend um den Baum herum gingen, auf welchem der Panther saß, und dann und wann ein wüthendes Geheul ausstießen. Ich bemerkte dies am Vormittag,“ fuhr der Indianer fort, „und zwar von einem hohen Baume herab, welchen ich bestiegen hatte, um Honig zu suchen; gegen Sonnenuntergang bestieg ich denselben Baum auf's neue, und der Tiger saß noch immer auf seinem Aste und zwar noch immer von den Cuyoten belagert, die sich aber um die Hälfte vermindert hatten, da die übrigen wahrscheinlich nach Futter gegangen waren; bei Sonnenuntergang kehrten diese jedoch zurück und lösten die andern ab, die sich nun ebenfalls entfernten. Ich begab mich in mein Rancho, war aber bei Sonnenaufgang wieder auf meinem Posten, denn ich wollte gar zu gern sehen, wie die Sache enden würde. Der Tiger und die Cuyoten befanden sich noch an derselben Stelle; aber der Geruch war selbst da, wo ich meinen Platz gewählt hatte, wahrhaft entsetzlich; und wenn er mir schon so empfindlich war, wie mußte sich dann erst der Tiger befinden, der unmittelbar darüber saß. Endlich machte er einen verzweifelten Sprung mitten unter die Belagerer, war aber, obgleich er selber einige seiner Feinde tödtete, bald in Stücke zerrissen.“

Ich kann die Wahrheit von diesem seltsamen Berichte einer Belagerung nicht verbürgen, aber ich habe ihn häufig bestätigen hören, und ich bin fest überzeugt, daß der Panther vollständig ausgehungert und von Ekel erfüllt war.

Der wilde Hund wird häufig von der Wasserscheu ergriffen und es läßt sich denken, welches Unheil die Folge sein kann, wenn diese furchtbare Krankheit unter einer Schaar solcher Thiere ausbricht. Ein toller Cuyote verliert alle Furcht vor Menschen und zahmen Hunden, er sucht die Wohnplätze der einsamen Ansiedler auf, dringt in die Dörfer und überfällt alles, was ihm in den Weg kommt. In den Walddörfern ist es nicht eben selten, daß bei Tage und bei Nacht tolle Cuyoten eindringen und bedeutende Verheerungen anrichten, denn man muß alle zahmen Hunde, welche von ihnen gebissen werden, sogleich erschießen und leider hört man nur zu oft von Menschen, welche in Folge solcher Bisse gestorben sind.

Die Cuyoten sind zuweilen dreist genug, was ich durch ein Beispiel

belegen kann. Um der Sonnenhitze zu entgehen, trat ich einst in einer schönen mondhellen Nacht eine Reise an. Ich war von einem Indianer begleitet, der mir als Führer einige Schritte voranritt, und nachdem uns der Weg eine Zeit lang durch einen dichten Wald geführt hatte, erreichten wir endlich eine große Savanna, die nach dem Geheul zu urtheilen, das nach allen Richtungen hin sich vernehmen ließ, mit allerlei wilden Bestien sehr reichlich versehen sein mußte. Ich hatte mein Augenmerk auf einen sehr großen Cuyoten gerichtet, der uns einige hundert Schritte weit verfolgt hatte. Er verbarg sich dabei zum Theil hinter dem niedrigen und dichten Gebüsche, welches an dem Rande des Pfades stand, als dieses aber aufhörte, trat er ruhig und kaltblütig hinter dem letzten Busche hervor, ging dreist zwischen den beiden Pferden hindurch und schien zu überlegen, welches von den nackten Beinen des Indianers er wählen sollte. Eine Kugel aus meiner Sattelpistole streckte ihn zu Boden, aber obgleich er nicht ganz todt war, so stieß er doch weder ein Geheul noch sonst einen Ton aus, während der Wiederhall des Schusses dem unharmonischen Conzerte der Savanne plötzlich ein Ende gemacht hatte.

Ich machte meine Reisen durch den Wald häufig in Begleitung eines sehr liebenswürdigen und unternehmenden Engländers. Er war einer der unermüdlichsten und enthaltsamsten Reisenden, die ich kennen gelernt habe; kein Lager war für ihn zu hart, keine Nahrung zu schlecht, kein Getränk zu einfach, aber er hatte eine ganz besondere Eigenthümlichkeit, die darin bestand, daß ihn um zehn Uhr Abends keine irdische Macht mehr wach erhalten konnte. Sobald einmal diese Stunde herangekommen war, konnte er sich, ohne ein Schläfchen gemacht zu haben, nicht mehr im Sattel erhalten; er brauchte aber immer nur eine zwei- oder dreistündige Ruhe und war dann wieder bereit, jede Beschwerde zu ertragen.

Als wir daher eines Abends, von einem indianischen Diener begleitet, um zehn Uhr noch unterwegs waren, erklärte er mir, daß er nicht mehr fort könnte, wenn er nicht im nächsten Augenblick vom Sattel fallen sollte, und daß er nur einige Minuten zu schlafen brauchte und dann für den übrigen Theil der Nacht wieder vollkommen rüstig sein würde. Wir wählten die offenste Stelle, die wir im Walde finden konnten, stiegen ab und mein Freund warf eilig seine Sattelkissen oder Schaffelle auf den Boden,

legte sich nieder und war bereits fest eingeschlafen, ehe wir noch entschieden hatten, was wir mit den Pferden vornehmen sollten. Wir ließen ihn allein und führten die drei Pferde nach der nächsten Stelle, wo sie einiges Futter finden konnten, befestigten sie an unsren Lassos und kehrten dann mit unsren eignen Sattelkissen und meinen Pistolen zu dem Schläfer zurück. Als wir die Stelle erreichten, wo er schlief, fanden wir ihn in ziemlich gefährlicher Lage, denn er war, ohne zu ahnen, welche Gefahr ihn bedrohte, von wenigstens einem Dutzend Cuyoten umgeben, die ihn lüstern berochen und beschnüffelten. Wir warfen beide unsere Schaffelle mitten in die Gruppe und erschreckten dadurch die Thiere sowie auch meinen schlafenden Freund, der schnell aufsprang und nicht wenig überrascht war, sich in solcher Gesellschaft zu sehen. Wir waren gerade noch zu rechter Zeit gekommen, denn die Bestien schienen eben im Begriff zu sein, über ihn herzufallen und sie waren ihm so nahe, daß ich mich fürchtete, von meinen Pistolen Gebrauch zu machen. Sie entfernten sich jedoch und meines Freundes Schläfrigkeit war nachdrücklich geheilt; wir zäumten daher unsere Pferde wieder, ritten weiter und erreichten früh am Morgen seine wohlbekannte gastliche Wohnung.

XII.

Der Untergang von San Salvador.

Die Hauptstadt San Salvador in Central-Amerika, die nahe an 18000 Einwohnern zählte, wurde in der Osternacht 1854 von einem Erdbeben gänzlich zerstört, nachdem sie früher schon einigemal von Erdbeben gelitten und theilweise verheert worden war. Ein Augenzeuge dieser furcht-

baren Katastrophe, der bekannte Reisende Dr. Moritz Wagner, schildert dieselbe mit folgenden Worten:

In dem oberhalb der Stadt San Salvador gegen Südwest gelegenen Theil der Hochebene hörte man am 12. und 13. April ein dumpfes unterirdisches Rollen, das in Pausen wiederkehrte, und oft mehrere Minuten unausgesetzt anhielt. Es schien von den Bergen zu kommen, die vom Fuß des nahen Vulkans, in südwestlicher Richtung einen großen Halbkreis bildend, auslaufen. Sehr deutlich hörte man dieses unheimliche Getöse, das von keiner Erschütterung begleitet war, auf Monserrate und in der kleinen Hacienda, welche die deutsche Familie Bogen aus Ostpreußen bewohnte.

Am Charfreitag morgens um halb 8 Uhr verspürte man in der Hauptstadt San Salvador und in deren nächster Umgebung zwei schwache, aber rasch auf einander folgende Erdstöße, welchen, zehn Minuten darauf, ein etwas stärkerer Stoß folgte. Dach und Mauern meines Wohnhäuschens erzitterten, ohne daß ich im ersten Augenblick den Grund errieth. „Es un temblor" sagte Martino, der junge Neuspanier, der mich bediente, sehr ruhig. Er war ein Kind des Landes, und also an dieses Phänomen des Schaukelns und Bebens, das uns Europäern so tiefes Entsetzen einflößt, gewöhnt. Die Umgebung von San Salvador ist dieser Schütter- und Schaukelgewohnheit wegen im Lande übel berüchtigt, und die Eingebornen selbst pflegen sie deshalb die „Hängematte" zu nennen. So viele kleine Erdstöße hier aber auch alljährlich, besonders bei Anfang und Ende der trocknen Jahreszeit vorkommen, so war doch seit Menschengedenken das unterirdische Rütteln hier nie von der zerstörenden Art wie in Valparaiso oder in Lima, wo man durchschnittlich in jedem Jahrhundert auf Eine totale Zerstörung rechnet. Auch betrachtete man den Vulkan Isaleo, der 16 Leguas südlich von der Hauptstadt San Salvador in permanenter Thätigkeit ist, als einen ableitenden Schornstein für die Dampf- und die flüssigen Materien des tiefen Feuerheerdes, oder nach Humboldt's Wort als ein „Sicherheits-Ventil" gegen verheerende Erderschütterungen.

Die Stöße dauerten den ganzen Charfreitag in ziemlich regelmäßigen Pausen, zwei bis drei in jeder Stunde, fort. Alle hatten die gleiche Richtung von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost. In dieser Richtung liegt,

ungefähr 500 Fuß höher als die Stadt, der große Krater von Guscatlan, eine kleine Legua entfernt. Dieser Krater scheint älter als der Krater des Vulkans von San Salvador zu sein, und ist theilweise von einem See ausgefüllt. Von dorther schienen die Stöße zu kommen, nicht in der Richtung des Vulkans.

In San Salvador, wo die Charwoche mit allem möglichen religiösen Pomp gefeiert wird, ließ man sich durch die Erdbeben des Charfreitags in der Theilnahme bei den Processionen und am Besuche der Kathedrale wenig stören. Gleichwohl kam es ein paarmal vor, daß die andächtige Menge, angstbleich aus den Hallen fliehend, den Thüren zustürzte, sobald Ruck und Stöße ungewöhnlich stark wurden. Denn selbst an der heiligen Stätte vertraut dieses andächtige Volk nicht so ganz dem Schutz der überirdischen Mächte, wenn die unterirdischen grollen.

Um halb 9 Uhr Abends desselben Charfreitags kam ein so heftiges Erdbeben, daß die Häuser bis auf den Grund wankten und die Dächer krachten. Die Mauern bekamen einige Risse, der Kalk fiel von den Wänden und verschiedene Dachziegel stürzten herab. Der Stoß hatte in starken Wellenschwingungen wenigstens 8 Sekunden gedauert, und wäre die Bauart der Häuser (sie sind alle niedrig in die Breite gebaut, ohne obere Stockwerke, mit Wänden von Lehmkoth, welche bedeutende Elastizität besitzen, und mit Dachstühlen von biegsamem, enggeflochtenem Rohr) nicht so trefflich zum Widerstand gegen die stärksten Erschütterungen geeignet, so würden die Gebäude wahrscheinlich in Masse gefallen sein. Alles flüchtete in's Freie. Obwohl darauf eine volle Stunde ohne weiteres Schwanken verstrich, beschlossen wir doch, unser Lager im Freien aufzuschlagen. Unser Landsmann, Herr Kronmeyer, preußischer Vice-Consul, kam um 11 Uhr Nachts nach Hause, belächelte unsere Vorsicht, und legte sich im Zimmer schlafen. Derselbe war an diese unheimliche Erscheinung gewohnt, obwohl auch er gestand, während eines 16jährigen Aufenthalts in Centralamerika und Mexiko noch keinen so erdbebenreichen Tag erlebt zu haben. Die Stöße dauerten die ganze Nacht fort. Innerhalb 24 Stunden zählten wir deren zweiunddvierzig. Von Sonnabend Morgens an wurde es wieder ruhig.

Die Hauptstadt San Salvador lag 2100 Fuß über dem Meer, auf

einer fruchtbaren Hochebene von etwa 7 Quadrat-Leguas Ausdehnung, an deren Nordwestseite sich der Vulkan erhebt. Die Entfernung der Stadt vom Fuße des Vulkans beträgt eine kleine Legua. Der alte Feuerberg bildet, von dieser Seite gesehen, einen schönen Kegel mit sanft gerundetem Gipfel; die Abhänge sind nach oben bis zum höchsten Gipfel mit Wald bedeckt. Der Krater ist ganz erhalten, hat aber eine halbe Legua im Umfang und ist in der Tiefe mit Wasser angefüllt. Derselbe erhebt sich etwa 1000 Fuß über dem Tafelland, dem er aufgesetzt ist. Tief unter seinem Kegel senkt sich am Vulkan ein halbkreisförmiger Höhenzug herab, der die Fortsetzung des Berges gegen Süden bildet. Andere Berge setzen jenseits des Hochthals von Santa Tecla den halbkreisförmigen Höhenzug fort. Sie überragen in wechselnder Höhe von 1000 bis 1600 Fuß die Hochebene.

Bestimmte Kunde von einer frühern Thätigkeit des Vulcans hat man nicht. Der Sage nach soll im Jahre 1659 ein Lava-Ausbruch aus einer Spalte des Vulcans stattgefunden und das Dorf Nehapa an der Nordwestseite verschüttet haben. Nach andern Sagen war es keine wirkliche Feuer-Eruption, sondern nur ein Schlammausbruch, der jenes Dorf verheerte.

Der Frühmorgen des Ostersonntags wurde uns durch das Knallen der Raketen und das fröhliche Spiel der Militairmusik angekündigt. Die Menge zog in festlichen Processionen nach der Kathedrale zur Messe und zum Hochamt. Die Häuser waren mit Pisanglaub und Palmenzweigen hübsch geputzt. Das Sanctissimnm wurde im Triumph durch die geschmückten Straßen geleitet. Lange Prozessionen folgten, die Sennoras und Sennoritas der Stadt trugen ihren reichsten Putz zur Schau. Nachmittags war der große „Spaziergang der Heiligen." Kolossale Heiligenbilder, aus Holz geschnitzt und mit neuen kostbaren Kleiderstoffen prachtvoll aufgeputzt, wurden nämlich am Ostersonntag nach herkömmlicher Sitte aus den Kirchen durch die Straßen getragen. Wo sich die Heiligen in den Straßen begegnen, hält man still, und läßt sie sich gegenseitig umarmen. Die begleitende Volksmenge begrüßt diese Scene mit unendlichem Jubel, und viele Hunderte von Raketen steigen dabei in die Lüfte. Das streng katholische Volk überläßt sich am heiligen Ostertag erst seiner Andacht,

dann seiner muntersten Lustbarkeit. Der Tag wurde mit Musik, Raketenlärm und Schmausereien geschlossen.

Gleich nach 9 Uhr Abends erfolgte plötzlich ein sehr heftiger Erdstoß, weit stärker als die stärksten des Charfreitags. Er war von dumpfem Getöse bis an's Ende begleitet. Die Mauern schienen diesmal bis zum Grunde zu wanken, die Dächer knarrten und klapperten, hie und da stürzten Mauerstücke ein und besonders viele Dachziegeln herunter. Sehr viele Häuser hatten Risse bekommen. Ich lag im leichten Fieberschlummer, und wurde durch das Getöse geweckt. In demselben Augenblicke stürzte in meiner Stube die obere Kalkbedeckung der Wand herab; ein Theil davon fiel mir auf den Kopf und das Gesicht, während der Staub dermaßen meine Augen traf, daß ich einige Minuten unvermögend war zu sehen. Ich sprang aus dem Bett und tappte nach der Thür, die ich unglücklicherweise verschlossen hatte. Endlich gelang es mir, dieselbe zu finden und den Hof zu erreichen, wo ich bereits alle übrigen Hausbewohner laut schreiend und betend beisammen fand.

Nach einigen Minuten hatte sich jedoch der Todesschrecken der Leute wieder gelegt. Man scherzte nnd lachte sogar über die Flucht und die Bestürzung. Das furchtbare Phänomen kommt hier zu häufig vor, um einen nachhaltigen Schrecken zu verursachen, selbst wenn die Stöße sehr stark sind. Man ist schon zufrieden, wenn nur die Häuser nicht fallen. Meine Hausgenossen ließen gleichwohl ihre Betten in den Hofraum stellen, und die Thüren ihrer Wohnungen öffnen. Man bezeugte viel Mitgefühl als man hörte, daß ich etwas beschädigt worden, und trug mein Bett unter die Galerie des Corridors. Ein junger Doctor, mein nächster Stubennachbar, meinte zwar: es werde diese Nacht kein starker „temblor" mehr kommen, dagegen äußerte ein Geistlicher: das Haus sei alt, der Dachstuhl morsch, und Vorsicht stets empfehlenswerth. Meine Hausgenossen gingen dann in ihre Zimmer zurück, verzehrten bei offenen Thüren die Reste des Osterschmauses, und die Conversation handelte natürlich eine Stunde lang fast ausschließlich von dem schrecklichen „temblor."

Schlaflos schaute ich mir inzwischen unter der offenen Halle den nächtlichen Himmel an. Der Tag war wie gewöhnlich sehr warm gewesen und das Thermometer in der Mittagsstunde bis auf 88° Fahrenh.

gestiegen. Eine gethürmte Haufenwolke (Strato-Cumulus) lagerte gebirgsartig um den abnehmenden Mond. Gegen 10 Uhr verschwand sie. Der Mond leuchtete freundlich durch eine kleine und ruhige Atmosphäre. Nur einzelne dunstige Schleier, die leichten Wolkenformen des Cirrus und des Cirro-Stratus, lagerten unbeweglich an einzelnen Punkten des Horizonts. Nichts schien in der Atmosphäre ein ungewöhnliches Naturereigniß zu verkündigen.

Um 10 Uhr 30 Minuten erfolgte der schreckliche Stoß, der San Salvador zum Schutthaufen machte. Er begann mit einem heftigen Getöse und Rütteln, die Erde schwankte wie gehoben von einem unterirdischen Meere. Die Erschütterung und der sie begleitende Donner, immer in derselben Richtung wie die früheren Erdstöße, dauerten 10 bis 12 Secunden. Das Krachen und Stürzen der Mauern und Dächer übertäubte den Donner. Es erhob sich eine ungeheure Staubwolke. Das Angst und Jammergeschrei der sich Flüchtenden war unbeschreiblich. Es folgte ihm ein allgemeines lautes Beten, ein jammernder Anruf der „Maria Sanctissima" und „aller Santos," endlich ein tausendstimmiger Klage- und Bittgesang von allen Plätzen, wohin die Menge sich geflüchtet hatte. Die deutsche Familie Bogen aus Königsberg, die eine halbe Stunde oberhalb der Stadt ein Landhaus bewohnte, hörte deutlich, selbst von so großer Entfernung, das aus den Trümmern tönende Jammern, das Beten und das Singen.

Es begann jetzt eine Scene, welche meine Feder kaum zu schildern vermag. Wie matt waren neben ihr die schauerlichsten Episoden meines Lebens — wie blaß alle Kriegs- und Revolutionsscenen, die ich in der alten Welt mit angesehen! Dort hatte man es mit bekannten Erscheinungen und mit Gegnern von Fleisch und Blut zu thun, nicht mit den unbekannten grauenvollen Mächten der Tiefe, deren Wesen wir kaum ahnten. Die Erdstöße dauerten bald schwächer, bald mit furchtbarer Stärke in den kürzesten Pausen fort. Man zählte bis zum Abend des Ostermontags gegen 120 Erdstöße! Der dumpfe Donner, der sie begleitete, glich den schweren Geschützsalven einer unterirdischen Schlacht. Zuweilen rasselte es, und der Boden schwankte minutenlang ohne eigentlichen Erdstoß. Haus und Habe gab man verloren, die Leute zitterten nur noch für ihr Leben. Denn bei so starken Schwankungen des Bodens, der in allen Richtungen Risse be-

kommen, fürchtete man jeden Augenblick, daß die Erde sich unter unsern Füßen öffnen und alles Lebendige in ihrem Schlunde begraben würde. Die Menge wechselte nach jedem neuen Erdstoß das Gebet und den Namen des Heiligen, der helfen sollte. Aber sei es, daß die Santos nicht hörten, daß sie nicht helfen wollten oder nicht konnten, die Erdwellenstöße und die unheimliche unterirdische Artillerie arbeiteten und brüllten unerbittlich fort. Nach einigen Stunden hatten sich die gefaßteren Männer auch an diesen Spuk fast gewöhnt, und trafen Maßregeln polizeilicher Sicherheit, denn man fürchtete Plünderungen und Diebereien, besonders von Seiten der Indianer.

Etwa um 1 Uhr nach Mitternacht kam einer meiner Bekannten über die Mauertrümmer unseres Hofes gestiegen, um sich nach mir, den er fieberleidend wußte, umzusehen. Er schlug mir einen Gang durch die Stadt im Mondschein vor. Wir schlugen zunächst die Richtung nach dem Marktplatz ein, wo die Kathedrale stand. Daß die ganze Stadt zerstört sei, davon überzeugte ich mich erst jetzt: auch nicht ein Haus hatte dem furchtbaren Erdstoß widerstanden. Was von den Gebäuden nicht in Trümmern lag, hatte so viele Risse und Beschädigungen bekommen, daß an ein ferneres Wohnen darin nicht zu denken war. Am besten hatte noch die Kathedrale, ein mehr elegantes als imposantes Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, dem Erdbeben widerstanden. Doch war auch von dieser Hauptkirche der Glockenthurm eingestürzt und das Portal in Trümmern, und die Mauer klaffte an einigen Stellen in weiten Rissen auseinander. Alle übrigen Kirchen hatten noch mehr gelitten, mit Ausnahme des alten Franziskanerklosters. Im Innern dieser heiligen Hallen, deren Thüren zum Theil offen standen, sah es jetzt gar wüst aus. Es waren so viele Steine vom Dachstuhl und so vieles Mauerwerk herabgestürzt, daß die meisten Altäre entweder ganz in Trümmern oder doch mit Schutt bedeckt lagen. Mehrere von den kolossalen geputzten Heiligenfiguren waren aus den Nischen gefallen, und Staub und Steine bedeckten ihre schönen Kleider. Das Volk, das sie noch Tags zuvor im jubelnden Triumph durch die Straßen getragen, kümmerte sich jetzt nicht um sie. Jeder dachte in diesem Augenblick nur an die Rettung seines Lebens und seiner besten Habe. Von dem Universitätsgebäude war ein Flügel mit dem neuen Thürmchen stehen

geblieben, und die Glocke der Uhr schlug regelmäßig ihre Stunden fort. Vom bischöflichen Gebäude war die Decke eingestürzt; der Bischof, Don Tomaso Saldana, ein wegen seiner Frömmigkeit und seines tugendhaften Wandels mit Recht hochverehrter Mann, hatte gleichfalls einige Steine auf das Haupt bekommen, so gut wie wir Andern. Noch stärker verletzt war der Ex-Präsident der Republik, Sennor Duenas, einst Mönch, dann Advokat und Staatsmann — unstreitig die erste Capazität des Landes.

Die Straßen waren öde, nur von einzelnen Wachtposten besetzt, und man mußte, um zu passiren, oft über viele Trümmer steigen. Im Innern der Häuser herrschte Grabesstille. Das Volk hielt sich selbst in den breitesten Straßen nicht sicher, sondern kauerte auf den großen Plätzen, Vornehme und Arme unter einander. Die steife spanische Etikette, welche hier die verschiedenen Stände trennt, hatte in dieser Schauernacht aufgehört. Reiche und Bettler schrieen, beteten und sangen vereint, so oft ein neuer starker Erdstoß mit seinen Detonationen sie erschreckte. Der neue Präsident, Don Jose Maria San Martin, zeigte Geistesgegenwart und Fassung, und gab energische Befehle zum Schutz des Eigenthums.

An der Ecke der Kathedrale begegneten wir dem Franziskanermönch Don Estevan Castillo, unserm lieben Bekannten, der einer der besten Familien des Landes angehört. Er ist der geistreichste und merkwürdigste Mann, den ich in Central-Amerika gefunden; ungemein wißbegierig, voll von philosophischen Grübeleien, und hatte besonders einen Geisteszug mit Pascal gemein: er liebte es, mit mir von den großen Weltgeheimnissen zu reden, an welchen die Denker und Philosophen aller Völker und Zeiten sich längst zu Schanden gedacht. Unser letztes Gespräch über das blinde Walten der Naturkräfte paßte seltsam zu der Schauerscene, die uns umgab. Der Mönch drückte mir schweigend die Hand. Er war von handfesten Leuten begleitet, um Verschüttete aufzusuchen und auszugraben, während der Bischof mit dem übrigen höhern Clerus inzwischen die Flucht in der Richtung von Cojutepeque ergriffen hatte. Bei Tagesanbruch hatte man schon gegen hundert Leichen aus dem Schutt hervorgezogen. Die Gesammtzahl der Getödteten ist mir nicht bekannt. Ohne den vorausgegangenen starken Warnungsstoß, der den Bewohnern Vorsicht empfohlen hatte, wären Tausende verschüttet worden, und ich selbst würde wohl nie wieder

die Feder geführt haben, da auch die Decke meines Zimmers dem Erdbeben nicht widerstanden hatte.

Die aufgehende Sonne des Ostermontags beleuchtete eine klägliche Scene. Verstört und angstbleich irrte die Bevölkerung in der Stadt umher. Die Mehrzahl floh in der Richtung von Apopa und Cojutepeque mit Zurücklassung aller Habe. Unter den Frauen, deren viele im äußersten Negligé sich zeigten, bemerkte ich die Frau des Präsidenten, die ihren Mann beschwor, von dieser Stätte des Grauens gleichfalls zu fliehen. Der Präsident aber blieb seiner Pflicht getreu und fuhr fort, mit Energie zu handeln. Ein auf dem Universitätsplatz unter einem Zelt lagerndes Kriegsgericht ließ jeden Dieb erschießen, der auf frischer That ertappt und durch zwei Zeugen überwiesen war. Da die Ruine San Salvador kein Obdach mehr bot, kehrte ich früh Morgens zu Fuß nach der eine Viertelstunde von der Stadt liegenden Hacienda des Herrn Kronmeyer zurück. Unterwegs hatte ich vier Erdstöße auszuhalten, worunter einer von der größten Stärke und von den heftigsten Schwankungen des Bodens, der 6 bis 7 Secunden dauerte, begleitet wie immer von starker Detonation, die im Freien viel deutlicher zu hören war und vollkommen den Ton der Salven des Vesuvs hatte, wenn man bei kleinen Eruptionen in dessen Krater nahe dem rauchenden steineschleudernden Schlund steht. Immer bestimmter wurde jetzt meine Ueberzeugung, daß der Centralsitz dieser unterirdischen Action, von dem die Stöße ausgingen, sehr nahe sei, und daß die Dämpfe und glühenden Massen der Tiefe hier einen neuen Ausgang suchen.

Das Landhäuschen des Herrn Kronmeyer war stehen geblieben; seine tiefe Thallage hatte es geschützt. Doch hatten die dicken Mauern viele Risse bekommen, und so viel Mauerwerk war von den Wänden gefallen, daß es doch nur ein unsicheres unbehagliches Obdach bot. Von der schroffen Hügelwand zur Linken des Flußbettes waren Erdmassen und Felsblöcke in großen Stücken herabgestürzt, und die Hauptthermalquelle, die vom Fuß dieser Hügel hervorkam, hatte aufgehört zu fließen. Der Mühlkanal war wasserleer. Eine der Kokospalmen war umgeknickt. Die Landschaft, die mir früher so lieblich erschien, kam mir jetzt melancholisch und unleidlich vor. Dazu kam die allgemeine Flucht selbst aller Hacienda-

bewohner der Nachbarschaft. Nur Diebe und Vagabunden streiften noch umher. Herr Kronmeyer hatte sich nach Apopa geflüchtet, drei Leguas östlich, wo die Erdstöße nur wenig verspürt wurden. Ich war allein in der Hacienda, ohne Lebensmittel und ohne Lastthiere, die alle gestohlen waren, also ohne die Mittel diesen Schauplatz der Verödung zu verlassen, da ich, noch fieberleidend, keine weitere Fußwanderung unternehmen konnte. Fremde Lastthiere waren um keinen Preis zu miethen, da alle von den reichen Kaufleuten für das Fortschaffen ihrer Waaren bereits in Beschlag genommen waren. Alle Flüchtlinge, die wir nach dem Grund ihres eiligen Fortziehens befragten, gaben die gleiche Antwort: „der hochwürdige Bischof habe nach der Zerstörung der Stadt gesagt, die ganze Gegend von Salvador werde noch vor dem Neumonde in den Schlund der Erde versinken.“ Diese Weissagung hat sich zwar nicht bewährt, indem der Neumond kam und die Ruinen der Hauptstadt sammt den Chacaras und Haciendas noch immer auf der Oberfläche stehen blieben. Indessen dauerten die Erdbeben und das unterirdische Getöse fort, wenn auch nicht jeden Tag 120 Erdstöße zu spüren waren, wie zwischen den beiden Osternächten. — Nachdem endlich im September die Erdbeben gänzlich aufgehört, hat man auch angefangen, die ganz verwüstete Stadt San Salvador in der Ebene von Sta. Thekla, ungefähr vier Stunden von der Stelle, wo sie bisher stand, wieder aufzubauen.

XIII.

Ein Orkan auf den Antillen.

Auf der Plantage lag Alles in tiefem Schlafe. Die Luft war eben so flau wie gewöhnlich und nur zuweilen gewahrte man einen leisen frischen Wind, kurz: kein einziges von den Zeichen, welche in Europa das Herannahen eines Orkans zu erkennen geben, war in diesem Augenblick zu spüren.

Diese fürchterliche Geißel, die nur allzu häufig die Inselgruppe im karaibischen Meer heimsucht, überfällt inmitten der Nacht die unglücklichen Bewohner.

Eine Stunde nach Mitternacht wechselte das Wetter plötzlich; die Sterne wurden unsichtbar in dem grauen Nebel, der dem Erdboden entstieg. Die Menge von Thieren, welche auf den Antillen während der Nacht ihr schreckliches Geschrei in den verschiedensten Tönen vernehmen lassen, schwiegen jetzt bei Annäherung des Verderbens; die ganze Natur schien eine Weile in vollständigem Schlummer zu ruhen.

Doch bald hörte man in der Ferne das Brausen der auf dem Strande sich brechenden Meereswogen. Das Vieh wird unruhig und stößt dumpfe Klagetöne aus, die von dem Gakeln des zahmen Federviehes beantwortet werden. Plötzlich verursacht ein Stoß, mit einem dumpfen Geheule gepaart, das Krachen des gesammten Zimmerwerks der Häuser. Die Bäume beugen sich und heben sich wieder empor. Von Schreck erfüllt, hat Jedermann sich von seinem Lager erhoben.

Auf diese Vorzeichen des Kampfes der Elemente folgt eine augenblickliche Stille. Wer vermag die Angst der unglücklichen Colonisten zu beschreiben? Der Orkan, der Feind, naht, keine menschliche Macht ist im Stande, ihm zu widerstehen!

Frau B. fliegt mit lautem Geschrei aus ihrem Bette und sucht ihre einzige Tochter, die ihrerseits, halb bewußtlos, eine Zuflucht am mütterlichen Busen sucht. Der Aufseher der Plantage tritt ein. Januarius, der schwarze Haushälter, zündet ein Licht an; die Dienstboten, ganz erschrocken, laufen allmählig herbei. Ein neuer Stoß erschüttert das Haus; der Donner brüllt gewaltig; der Boden zittert unter unsern Füßen, die Dächer scheinen zu wanken, die Pfeiler einzustürzen; Jedem ist der Schreck auf's Herz geschlagen.

„Herr Bakker!“ befiehlt Frau B. dem Aufseher, „lassen Sie in's Horn stoßen, daß die Arbeitsleute ihre Hütten verlassen und sich hierher begeben.“

„Ja, Madame! wenn es nur noch Zeit ist. Januarius! nimm deine Muschel und blase aus allen Kräften.“

Ohne zu antworten, begiebt sich der Neger an die Ecke des Hauses;

hier bückt er sich bis zur Erde, um dem Winde möglichst wenig Widerstand zu gestatten und läßt dann die melancholischen langgedehnten Töne auf seiner Posaunenschnecke durch die Luft wiederhallen.

Nichts ist trauriger und zugleich feierlicher, als diese Art des Zusammenrufens in einer stürmischen Nacht. Wenn die wüthenden Windstöße und die drohenden Donnerschläge einen Augenblick schweigen, dann läßt jenes eigenthümliche Horn seine Klagetöne vernehmen. Diese werden erwiedert durch das Geheul der Neger, die einander zurufen, um sich nach dem Herrenhause zu begeben; doch plötzlich werden alle diese Laute erstickt durch die erneuerte Gewalt des Sturmes, durch Regen und Donner, vereint mit dem Gebrüll und Geschrei der Thiere, welche die Hülfe der Menschen anzurufen scheinen.

Die unglücklichen Neger kriechen nun weiter, indem sie sich am Gesträuch, an Unebenheiten des Bodens, kurz an Allem, was nur irgendwie Widerstand darbietet, festklammern. Die Mütter haben einen gewaltigen Kampf zu bestehen, um zu verhüten, daß ihre Säuglinge ihnen von der Brust weggerissen werden. Fast nackt, vor Kälte mit den Zähnen klappernd, tödlich ermattet, erreichen die armen Neger allmählig gruppenweise das Haus; nur Wenige von ihnen sind unterwegs durch den Sturm aufgehoben und einige hundert Schritte weit fortgeschleudert worden, von wo aus sie ihren gefahrvollen Zug auf's Neue antreten müssen.

In diesem Augenblick war Alles Verwirrung und Schrecken; der vernichtende Orkan hält noch immer an, doch hatte seine Wuth noch nicht den höchsten Grad erreicht. Das alleinstehende Haus beugte sich gleichsam vor dem Athem des Windes. Jeden Augenblick konnte es einstürzen. Wenn bloß ein einziges Brett wankte, konnte der Wind hineindringen und das ganze Dach umwerfen.

Der Aufseher und die Neger thaten ihr Möglichstes, um mit Seilen, Planken, Möbeln die schwächsten Stellen zu befestigen. Einige der stärksten Neger hatten sich, immerfort kriechend, in's Freie gewagt, um, wo thunlich, Pfosten und Pfeiler zur Stütze des Hauses in den Grund zu schlagen; allein der Sturm war so gewaltig, daß sie nicht aufzustehen vermochten, vielmehr genöthigt waren, einander festhaltend, auf dem Boden liegen zu bleiben.

Wenn das Sturmgeheul einige Augenblicke einhielt, hörte man den Regen, der wie ein Wasserfall vom Himmel stürzte; das Brausen einer großen Menge Sturzfluthen, welche in ihrer unbezwinglichen Schnelligkeit ganze Wälder mitschleppten; das Krachen zersplitternder Bäume und endlich das noch weit mehr Unheil verkündende Getöse, verursacht durch das hölzerne Dach, unter welchem der Wind spielte.

Doch bald werden alle diese verschiedenen Arten von Getöse erstickt durch die furchtbaren Donnerschläge, das verdoppelte Geheul des Windes und die Erschütterung des Bodens, was auf einen neuen Ausbruch deutet. Die Männer zittern; die um ihre Gebieterinnen niedergekniet liegenden Weiber rufen den Himmel an; in der Ecke sitzt eine alte Negerin und läßt in ihrer Landessprache ihren Leichengesang vernehmen. Ein unsicheres, flackerndes Licht, welches die hin und her sich beugenden Flammen einiger Wachskerzen gewährten, ließ kaum das Gemach und die angsterfüllten Personen unterscheiden. Zuweilen erhob sich die Alte und zeigte ihr anhaltend zitterndes Gesicht. In ihrer Sprache schien sie die entfesselten Elemente anzureden. In diesem Augenblick erlosch eine Kerze; die Neger, bereits von abergläubischer Angst ergriffen, streckten die Arme nach der alten Negerin aus und riefen: „Da ist er!"

„Ruhig!" gebot Frau B., die noch immer ihre Tochter in den Armen gepreßt hielt; „nagelt die Thüren und Fenster zu. Muth, meine Freunde! Gott wird uns gnädig sein. — Gebt den Arbeitern etwas zu trinken!"

Und sie fuhr fort in den Gebeten für die Sterbenden, die stets von dem Leichengesange der alten Negerin begleitet wurden.

„Madame!" sagte ein zitternder Neger, „die alte Frau singt Unglück über unser Haupt!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein Fenster zerschmettert wurde, was dem Winde einen Durchzug verschaffte, der gleich einer Kanonenkugel gegen die bretternen Verschläge prallte. Allenthalben krachte das fast ganz von Holz gebaute Haus. Das Dach und die Zimmerdecke blieben einen Augenblick schwebend in der Höhe und flogen dann hinweg, wie durch eine Riesenhand fortgerissen. Nun kam die Reihe an die Verschläge und Balken, nach deren Fall eine schauerliche Stille folgte. Der Sturm schwieg, anscheinend befriedigt mit seinen Verheerungen.

Indeß Januarius während des Sturmes seine starken Arme eifrig in Bewegung setzte, hatte er Lea, seine junge Gebieterin, keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren. In dem mißlichsten Momente gewahrte er ihre Gefahr. In einem Sprunge war er bei ihr, stieß Frau B. auf die Seite und ergriff ihre Tochter, welche er zu Boden warf und mit seinem Körper bedeckte. Auf Hände und Füße gestützt, bildete er ein sicheres Gewölbe für das junge Mädchen und empfing in dieser Stellung — den Stoß eines ungeheuer schweren Balkens!

Gleich darauf kamen die Neger aus dem Schutthaufen zum Vorschein, insoweit sie nicht unter diesem ihr Leben gelassen; sie begannen nach ihren Gebieterinnen zu forschen. Bald fanden sie Beide in Ohnmacht liegend und Lea unter der Leiche des treuen Januarius!

Indeß wühlte der Wind noch in den Trümmerhaufen und jagte sie oft gewaltig durch einander. In den vom Winde erzeugten wunderbaren Tönen glaubten die Neger die Klagelaute der Gestorbenen zu hören.

Die treuen Diener brachten sodann, nicht ohne große Schwierigkeiten, ihre Gebieterinnen nach einem in einiger Entfernung von dem Hauptgebäude liegenden Zufluchtsort. Es war dies ein Keller von 8—10 Geviertfuß, oben mit dem Boden gleich, und in welchen man mittelst einiger Stufen gelangte. Hier war man geschützt vor dem Winde, der sich nun ein wenig gelegt, bisjetzt aber die Frauen gehindert hatte, sich dahin zu begeben. Ueberdieß hatte ein edelmüthiges Gefühl Frau B. bewogen, inmitten ihrer Sklaven zu bleiben, welche gekommen waren, ihre Gefahr zu theilen, in einem jener Augenblicke, wo die Rechte eines Menschen auf den andern schweigen und die gemeinsame Gefahr Alle gleich macht.

Der Orkan begann nun allmählig sich zu beruhigen; allein der Gedanke an eine Gefahr, die, wenngleich nicht wahrscheinlich, doch möglich werden konnte, erfüllte jetzt ihren Geist, der bereits von Bildern des Todes eingenommen ward. Ein einziger Stoß eines Erdbebens, das bei dergleichen Naturerscheinungen häufig sich ereignet, konnte die Erde spalten und sie alle lebend verschlingen! Allein seit einigen Stunden waren sie mit allen Schrecknissen des Todes vertraut geworden und die Größe der Gefahr selbst bewirkte, daß Jeder seinen ganzen Muth sammelte. Wem ist es unbekannt, daß die nämliche Seele, die sich durch einen geringen Wider-

stand daniederbeugen läßt, einer großen Gefahr gegenüber einen heldenmäßigen Muth entwickelt! Alle Eigenschaften der Seele scheinen alsdann verdoppelt.

Es war 5 Uhr Morgens. Der Orkan schien seine Kräfte erschöpft zu haben und gab nur noch durch schwache Stöße sein Dasein zu erkennen. Die Morgensonne war im Kampfe mit einem finsteren Dunstkreise und dichte Nebel wälzten sich wie Meereswogen über die Oberfläche der Erde. Endlich drang die Sonne durch. Ein Neger kroch aus dem Keller in's Freie und brachte die freudige Kunde, daß der Sturm vorüber sei.

Die beiden Frauen verließen nun ihren unterirdischen Aufenthalt; auf ihrem bleichen Antlitz waren die schmerzlichen Eindrücke dieser Nacht zu lesen. Kaum wagten sie es, die Augen zu richten auf die Trümmer, welche sie umgaben. Die Neger hockten nieder und schlossen einen Kreis um ihre Gebieterinnen, als wollten sie diese beschützen. Der Wind schwieg; man vernahm nur noch das Brausen der Sturzfluthen. Plötzlich schien der Boden unter ihren Füßen zu verschwinden und zurückzukehren. Diejenigen, welche standen, fielen auf die Erde nieder und in stummem Entsetzen sahen Alle, wie ein großer Theil eines nahe liegenden Berges nebst Felsen und Gebüschen mit furchtbarem Getöse in ein enges Thal hinabstürzte, welches in geringer Entfernung von der Plantage lag.

Der Orkan war hiermit beendigt; doch überall erblickte man seine Wirkungen. Ungeheuer große Bäume waren entwurzelt und weit weggeschleppt, tiefe Klüfte in die Erde gerissen, kleine Bäche in Ströme verwandelt. Die ganze Natur trug das Gepräge der Trauer und Verwüstung. Auf den Plantagen waren die Negerhütten entführt, die Gebäude ganz oder theilweise zerstört, die Anpflanzungen vernichtet oder niedergeschlagen. Hier und dort sah man einige Menschen, welche die Leichen der Verunglückten mit sich führten oder vom Sturm zerschmetterte oder erstickte Lastthiere fortschleppten. Alles war still; kein Laut von Mensch oder Thier unterbrach das Schweigen; die Vögel, welche betäubt in den Felsenhöhlen sich verborgen hatten, ließen keinen Ton vernehmen. Myriaden von Insekten waren verschwunden. Ueberall hatte der Tod seinen Besuch abgestattet!

XIV.

Ein Nachtlager in den Pampas.

Wir erreichten — so erzählt ein englischer Reisender — die Estancia, wo wir zu übernachten beabsichtigten. Das Haus war durch drei oder vier Ombu-Bäume beschattet; der Eingenthümer trat uns aus demselben entgegen, bat uns abzusteigen und für die Nacht einzutreten. Angenehm überraschte mich der Anblick zweier Windspiele, die lustig meine Liebkosungen erwiederten. Nach Landessitte stellten wir unsere Pferde für einige Minuten auf das Gras, während wir unsern Wirth in das Haus begleiteten, wo die gegenseitigen Höflichkeiten ausgetauscht wurden; dann wurden wir aufgefordert, unsere Pferde hereinzuführen, und es wurde uns unser Schlafraum angewiesen.

Ein Stück Rindfleisch war rasch gebraten, und wir wurden gebeten, uns am Abendessen zu betheiligen. Als ich in's Haus ging, nahm ich meinen Stuhl, auf dem ich unter dem Baume gesessen, mit hinein, und setzte mich mit an einen runden Tisch, der mit einem saubern Tischtuch gedeckt war und eine Schüssel mit Rindfleisch, einigen braunen Schiffszwieback, ein zinnernes Wassergefäß, einen Teller und eine Gabel für jeden Gast trug, nicht aber ein Messer; man hatte erwartet, daß wir unserer eigenen Messer uns bedienen würden.

Nach dem Essen befand ich mich wegen Reinigung meines Jagdmessers in Verlegenheit, denn ich wollte es nicht gerne ungereinigt in die Scheide stecken; zuletzt kam mir der Gedanke, es in das Strohdach des Hauses zu stoßen und so so gut zu reinigen, als es gehen würde. Als ich nachher hinausging, mir den Platz genauer anzusehen, erkannte ich zu meinem großen Erstaunen, daß die Vorderwand des Hauses aus Felssteinen bestand, und da ich den Wunsch äußerte, für einen meiner Freunde, der Geolog ist, eine Probe von diesem Gestein zu bekommen, nahm mein Wirth gar keinen Anstand, zu diesem Zwecke ein Stück aus der Wand

heraus zu brechen. Das Haus ist nur ein Stockwerk hoch, enthält blos zwei Räume und ist mit dicken Binsen gedeckt. Vor demselben befindet sich ein zu einem Garten bestimmter eingeschlossener Raum mit vielen süßduftenden Sträucher, blühenden Pflanzen, etwas Kohl und einigen Zwiebeln; allein er zeigt nicht von sorgfältiger Bebauung, und ein Storch hatte sich den ganzen Abend über darin etwas zu Gute gethan. Diesem Garten gegenüber ist ein Pfirsichgarten. Abends, bei Sonnenuntergang, nach vollendeter Tagesarbeit, schob die männliche Bedienung mit dem Herrn Kegel.

Der Schlafraum enthielt nur eine kleine Bettstelle mit einer, wie ich glaube, wollenen Matratze; daneben ein Catre, eine im Lande allgemein übliche Bettstelle in Gestalt der Klappstühle. Nachdem der Wirth jeden seiner beiden Gäste mit einem reinen Betttuche und Kopfkissen dergleichen versehen hatte, wünschte er uns gute Nacht; unsere Ponchos, die großen viereckigen Mäntel mit einem Loch in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes, wie sie in diesem Lande gebräuchlich sind, und unsere Sättel bildeten das übrige Bettzeug.

Unsere Pferde machten uns einige sorgliche Gedanken, denn wir fürchteten, sie möchten sich nach Hause auf und davon begeben, wenn wir sie die Nacht über im Grase ließen; sie wurden deshalb in das Gehege geführt, und nur diejenigen, welche morgen geritten werden sollten, wurden beim Grasen gelassen, nachdem man ihre Füße zusammengehalftert hatte.

Als ich am andern Morgen zeitig aufstand und hinaustrat, wurde ich über die völlige Plattheit der Gegend betroffen, die auch nicht die mindeste bemerkliche Wellung zeigte. Da die Eingebornen nicht vor elf Uhr frühstücken und wir, nach der Fortsetzung unserer Reise verlangend, vor unserm Aufbruch einen nahrhaften Imbiß zu bekommen wünschten, ersuchten wir unsern Wirth um etwas Rindfleisch. Gastfrei forderte er uns auf, abzuschneiden, was wir wünschten, und Don Pepe, der am besten wußte, wo die zarten Stücke sitzen, nahm demzufolge sein Messer und schnitt ein Stück zum Braten ab. Das ist nun einmal Landessitte: der Reisende wird ersucht, zu nehmen, was ihm zusagt, denn Fleisch hängt an irgend einer offenen Stelle im vollen Ueberfluß. Dem Don Pepe in's Kochgebäude folgend, fand ich unsern Wirth und zwei oder drei Andere um's

Feuer her sitzen. Die Feuerstelle war auf dem Boden in Mitte des Gebäudes und bestand aus einer Reihe in die Kante gestellter Ziegel, die einen Raum von einer Quadrat-Elle einschlossen; in der Mitte brannte das Feuer; über demselben hing an einer eisernen Vorkehrung ein Kessel mit kochendem Wasser.

Wir nahmen unsre Sitze rund um die Stelle auf Holzklötzen von 6 bis 8 Zoll Höhe ein. Da es an einem Schornstein fehlte, so war der Ort voll Rauch, weil wir aber niedrig saßen, wurden wir nicht zu sehr davon belästigt. Nachdem der Kessel entfernt war, legte Don Pepe einen Haufen dürrer Kräuter auf und schabte darauf mit seinem Messer den Lehm und das Fett von dem Spieße, einer eisernen Stange von 4 Fuß Länge; Don Jose half ihm denselben durch das Stück Rindfleisch treiben und das eine Ende im Boden in einer solchen Richtung befestigen, daß das Fleisch über die Flammen hinragte. In dieser Weise kann Fleisch lecker bereitet werden, denn die Hitze, die von allen Seiten aufsteigt, durchdringt dasselbe völlig und giebt ihm einen ausgezeichnet schönen Geschmack; doch ein etwas ekler Mensch, der die Masse von Rauch und Staub sieht, durch welche oft das Fleisch dem Auge verdeckt wird, könnte vielleicht einen Widerwillen fühlen, an dem Frühstück Theil zu nehmen.

Als unsere Keule hinlänglich lange in ihrer Lage gewesen, während Don Jose sie von Zeit zu Zeit umgewendet hatte, fing der Knabe an, Lissaboner Salz in einem großen hölzernen Mörser zu stoßen, und ab und zu streuten wir eine Hand voll über das Fleisch. Don Pepe legte dann den Spieß quer über die heiße Asche, indem er die Enden desselben auf den Ziegeln ruhen ließ, um das Fleisch frei von Asche zu halten; noch einige Male umgerollt, und das Fleisch ist gut. Nun wurde der Spieß aufrecht in den Boden gestoßen und wir saßen um denselben her, Stücke mit unsern Messern abschneidend und herzlich das Zigeuner-Mahl uns schmecken lassend. Ein Tisch war nicht am Platze.

Es erfordert einige Uebung, in dieser Weise zu essen, denn mit der Linken hat man das Fleisch zu halten, dann faßt man mit den Zähnen hinein und die Rechte führt nun das Messer, indem sie von unten auf abschneidet, was der Mund haben soll; wer eine lange Nase hat, steht in Gefahr, die Spitze mit wegzuschneiden. Das Fleisch war ausgezeichnet

zart und so saftig, wie ein Champignon; so wie ein Stück meine Lippe berührte, schien es mir in den Mund hinein zu schmelzen. Meine Hände troffen von Fett, und ich beeilte mich, mich in einer zinnernen Backschüssel zu waschen, da kein anderes Gefäß da war.

Nach dieser Mahlzeit thaten wir einen Zug Wassers und dankten dem guten Manne für seine Gastfreundlichkeit; er würde sich beleidigt gefühlt haben, hätten wir ihm Bezahlung angeboten. Er könnte in der That wie ein Fürst leben, wenn er es nur anzufangen wüßte, denn er besitzt anderthalb Quadratmeilen, 9000 Morgen Landes, das von Rinderheerden wimmelt. So weit Lebensglück in voller Sorgenfreiheit und in dem Bewußtsein besteht, daß Mangel sich seiner Wohnung nie nähern kann, ist er glücklich; seine Beschäftigung ist die des Hirtenlebens und sein Vergnügen besteht darin, daß er sich Sonntags mit Freunden sieht, daß er tanzt, Karten spielt und wettrennt.

XV.

Der Naturforscher im Urwalde von Peru.

Mit einem wehmüthigen Gefühle nimmt der Naturforscher, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, ferne von den menschlichen Wohnungen, tief im Urwalde, seine Hütte zu bauen, um dort ungestört dem Studium der reichen Natur zu leben, von den Indianern, deren Ranchos schon bis an die Grenze der Civilisation vorgeschoben sind, Abschied und tritt seine hoffnungsreiche Wanderung, von einem treuen Gefährten begleitet, an. Noch einmal blickt er zurück, wo er unter gastfreiem Dache mühevoll erworbene Sammlungen und die meisten seiner Effekten zurückläßt, schaut dann hinüber in den dunkeln Wald, seine künftige Heimath, und kaum ahnet er, was ihn dort erwartet, welche feindliche Mächte sich seinem unermüdlichen

Eifer entgegenstellen werden. Zwar unterließen es die befreundeten Indianer nicht, ihm alle Schrecken des einsamen und unheimlichen Waldes mit grellen Farben auszumalen und ihm besonders die Stämme der Wilden, die fortwährend den Forst durchstreifen und die friedlichen, christlichen Bewohner verfolgen und beängstigen, als die furchtbarsten aller Feinde zu schildern und ihm sorgend von seinem gewagten Unternehmen abzurathen; aber sein Entschluß ist gefaßt, der Reiz jener verschlossenen Regionen, in denen sich ihm eine nie gesehene Welt erschließen soll, ist zu groß, der drängende Eifer zu heftig, als daß er der Warnungsstimme Gehör geben würde; rüstig schreitet er mit seinem Begleiter vorwärts und bald sind beide hinter einer dichten Baumgruppe verschwunden. Mit wenigen Habseligkeiten beladen, meistens nothwendige Geräthe zum Aufbewahren der errungenen Naturschätze, während auch die nothdürftigsten Gegenstände für die eigene Bequemlichkeit zurückgelassen wurden, mit den unentbehrlichsten Handwerkszeugen, aber reichlich mit Waffen versehen, dringen sie durch das Dickicht und durchschreiten den Grenzfluß zwischen den christlichen und wilden Indianern. Der Weg ist beschwerlich; in dem dicht verschlungenen Unterholze, wo sich zahllose Bejucos von Baum zu Strauch wegranken, ist jeder Schritt gehemmt, mühsam muß freier Raum mit Messer und Beil geöffnet werden, um oft nur auf Händen und Füßen unter dem dichten Netzwerke durchzukriechen, und nur langsam rücken sie vorwärts, im steten Kampfe mit der überreichen Pflanzenwelt. Bald werden steile Abhänge erklettert, wo die vielfach gewundenen Lianen dem Fuße als Stufen dienen, bald kleine Pampas mit scharf schneidenden Gräsern durchschritten oder umgestürzte Stechpalmen vorsichtig umgangen; bald hindert ein reißender Waldstrom, von schroffen Erdschlipfen eingefaßt, das weitere Vordringen, das erst durch einen halbfaulen Baumstamm, als unsichere Brücke, möglich gemacht wird. Manche Stelle wird zum Bau der Hütte vorgeschlagen, aber nach genauer Untersuchung wieder verworfen, bis endlich, nach langer, mühevoller Wanderung, ein passender Platz entdeckt und zur neuen Heimath bestimmt wird. Es ist eine finstere Ebene, aber in der Nähe rieselt eine Quelle von klarem Wasser vorüber und diese gab bei der Wahl den Ausschlag. Nachdem die müden Glieder durch die Nachtruhe gestärkt wurden, ruft der erste Morgenstrahl zum Beginn des wichtigen Werkes.

Der Anfang wird mit dem Fällen der Bäume gemacht, um der künftigen Wohnung einen freien Raum für Tageslicht und Wärme zu verschaffen. Die Hand, die früher nur die Feder und das anatomische Messer geführt hat und nun Tage lang mit der bald abgestumpften Axt an die harten Bäume schlagen muß, fühlt empfindlich die ungewohnte Beschäftigung und läßt oft wund und kraftlos das Werkzeug fallen, das sie so gerne noch rüstig führen möchte; aber die physische Möglichkeit vermag nicht immer dem ernsten Willen zu folgen. Glücklich schätzt sich dann der Naturforscher, daß sein Gefährte, seit vielen Jahren an ein saures Tagewerk gewöhnt, mit rüstigem Fleiße fortarbeitet und das Werk ungleich rascher fördert, als er selbst es vermöchte. Gerne werden beim Fällen die größten Bäume ausgewählt, denn bei ihrem Sturze reißen sie Dutzende von andern mit sich oder brechen ihnen die Kronen ab, was immer ein großer Gewinn für die Umgebung des Hauses ist. Von den umgeschlagenen Bäumen werden vier ausgewählt, alle Aeste, bis auf zwei, abgeschlagen, und diese gabelförmig zugespitzt. Dies sind die vier Eckpfeiler der Hütte, die, je 8 Schuh von einander, ein paar Fuß tief in die Erde eingerammelt werden. Vorzüglich geeignet dazu ist der weißrindige gerade Drachenblutbaum, da er nicht leicht fault und, wegen seines bittern, rothen Saftes, nur selten von den Ameisen besucht ist. In die Gabeln der Pfeiler werden starke Querbalken eingeklemmt und auf diese das Gerippe des Dachstuhles gesetzt, das aus zwei dreieckigen Scheeren besteht, von denen jede auf zwei Eckpfählen ruht; ein dünnes Baumstämmchen verbindet sie oben und bildet die Firste des kaum 10 Fuß hohen Hauses; den Zwischenraum der beiden Scheeren des Dachstuhles füllen querüber gelegte Cannas bravas, ein hartes, volles Schilfrohr, aus, die mit dünngeschnittenen Streifen von Baumrinde an die Hauptstangen festgebunden sind. Zur Erholung von der schweren Arbeit des Baumfällens werden Excursionen an den fernen Fluß gemacht, um dort mit starkem Messer den Rohrbedarf zu schneiden, oder es wird der Wald durchstreift, die Rinde von gewissen Bäumen abzuschälen und sie in schnurartige Streifen zu spalten, oder um Omero aufzusuchen und gewichtige Bürden davon nach dem Bauplatze zu schleppen. Die Blätter dieser, zur Familie der Pandaneen gehörigen Pflanze liefern das beste Material für ein dem Regen undurchdringliches Dach; sie sind etwa 1 bis 1½ Fuß lang

und stehen in zwei Reihen an 15 bis 20 Fuß langem Blattstiele. Zum Gebrauche wird eine Reihe der Blätter über die andere geknickt, so daß beide sich deckend, kammartig vom Stiele abstehen; mit nach unten gerichteter Spitze werden sie dachziegelförmig mit Hachahuasca*) auf den Dachstuhl gebunden; legt man sie dicht neben einander, so gebraucht es zwar sehr viele dieser Blätter, aber das Dach bekömmt eine Festigkeit, durch die es Jahre lang allen Stürmen und Ungewittern widersteht. Glücklicherweise steht der Omero gewöhnlich gruppenweise, was das Herbeischaffen sehr erleichtert; wenn aber eine solche Familie ausgebeutet ist, kann man wieder stundenlang den Wald durchsuchen, ehe man eine andere findet, schneidet im Vorbeigehen aber auch die einzeln stehenden, sehr großen ab und bindet sie auf den Rücken, oder legt sie auf hohe Baumwurzeln, bis der Vorrath groß genug ist, den weiten Weg nach der Hütte zu lohnen.

Die Seitenwände der täglich sich mehr entwickelnden Wohnung werden aus dünnen aufrecht stehenden Baumstämmen aufgeführt; mit dem unteren Ende sind sie leicht in die Erde gerammelt, oben mit dem oberen an die Querbalken festgebunden. Es ist ohne Mühe und Zeitverlust nicht leicht möglich, alles nur schnurgerade Pfähle zu finden, die knorrigen und krummen werden daher auch benutzt, aber immer so gestellt, daß ein möglichst kleiner Zwischenraum offen bleibt; dabei giebt es doch zuweilen Löcher, durch die man mit dem halben Leibe durchfahren könnte. Querüber gebundenes Rohr oder Baumzweige helfen diesem Uebelstande ab, wodurch freilich die architektonische Schönheit nicht gewinnt, das Ganze aber ein abenteuerliches Aussehen erhält. Zwei lange Stämme in der Mitte der Seitenwände unterstützen das Dach. Das Ausfüllen der Wandungen mit Moos ist nicht nothwendig; das heiße Klima erfordert eine solche Vorsicht nicht, auch entfernt der freie Luftzug leichter den durch die große Feuchtigkeit sich fortwährend erzeugenden modrigen Geruch. Die Thür aus Rohr, welches der Länge nach über zwei kreuzförmig gelegte Aeste gebunden ist, hängt in zwei Schlingen von starken Waldschnüren am Pfosten; die Stelle des Schlosses vertritt die Kette von einem Felleisen. Fenster

*) Von **hacha**, der „Wald" und **huasca** die „Schnur". Die Indianer nennen alle Baumrinden oder Schlingpflanzen, die sie zum Binden gebrauchen, **hachahuasca**.

sind nicht nöthig, da durch den Eingang und die sehr durchscheinenden Wände hinreichend Licht eindringt.

Die innere Einrichtung ist eben so einfach, als der äußere Bau. Eine Decke von Rohr theilt die Hütte in zwei Stockwerke; das obere, vom inneren Dachraum gebildete, ist in der Mitte kaum vier Fuß hoch und läuft nach den Seiten, schnell niedrig werdend, unter spitzem Winkel aus; es ist zur Schlafstelle bestimmt, da es weniger als das untere der Feuchtigkeit ausgesetzt ist. Die Betten bestehen aus zwei Ponchos, der eine als Matratze, der andere als Decke. Ein viereckiges Loch verbindet die beiden Etagen, ein Baumstamm mit eingehauenen Tritten dient als Leiter. Das Erdgeschoß ist ein geräumiger, viereckiger Raum von 6 Fuß Höhe, 8 Fuß Breite und eben so viel in die Länge. Der Fußboden wird von hartgetretener Erde gebildet, nachdem vorsichtig alle Baumwurzeln und Pflanzen entfernt sind; ein kleiner Graben längs der innern Seite der Pallisadenwände leitet das etwa sich ansammelnde Wasser ab. Vier in der Mitte der Hütte eingerammelte Pfähle tragen eine Decke von zusammengebundener Canna brava; dies ist der Tisch; zu jeder Seite von ihm stehen ähnliche, aber niedrigere Gerüste aus dem unschätzbaren Rohre (Gynerium) gebaut; sie vertreten die Stelle von Bänken. An zwei quer durch die Wohnung befestigten Stangen hängen der Reservetopf, die dichten Säcke mit den wenigen Habseligkeiten, die später den gesammelten Naturalien weichen müssen, und die Mundvorräthe, wenn es zufälliger Weise solche geben sollte. Ein dünnes Stämmchen an der Außenseite einer der Wände trägt ein paar eiserne Haken, an denen die erlegten Thiere aufgehängt werden, um ihnen leichter die Haut, Stoff für einstige wissenschaftliche Arbeiten, abzuziehen. Zwischen den hohen Wurzeln eines nahe gelegenen Baumes wird die Küche eingerichtet; zwei Einschnitte dienen als Stützpunkte für eine Stange von hartem Holze, die den Kochtopf trägt. Nur wenn die dichte Krone des Baumes nicht mehr hinreichenden Schutz gegen den herabströmenden Regen darbietet, wird die Küche unter den Vorsprung des Daches verlegt, wo aber der Rauch ein zu naher lästiger Gefährte ist; ein kleiner Vorrath von Holz zum Trocknen wird ebenfalls unter diesem Vorsprunge aufbewahrt.

Nach einem angestrengten Arbeiten von zwölf Tagen ist endlich der

Bau vollendet und wohlgefällig ruhen die Blicke auf der selbst geschaffenen Hütte. Sie ist zwar unvollkommen und roh, bietet aber einen hinlänglichen Schutz gegen die glühende Hitze des Tages und gegen die nächtlichen Gewitterstürme. Mit befriedigendem Selbstgefühle wird sie eingeweiht, denn es ist für den durch das unstete Umherirren fast heimathlos Gewordenen ein unsäglicher Genuß, wieder einmal eine, wenn auch noch so ärmliche Stätte zu haben, die er sein nennen kann, besonders wenn er sie sich mit Mühe und Schweiß errungen hat. Muthig wird nun das neue Leben begonnen, das sich in ziemlich gleichmäßiger Ordnung Tag für Tag wiederholt; die Hauptbeschäftigung ist die Jagd, deren Zweck ein doppelter ist; einerseits muß sie ausschließlich den nöthigen Bedarf zum Lebensunterhalte liefern, denn in dieser Wildniß ist der Anbau von Culturpflanzen für den Vereinzelten unmöglich, und die eßbaren Früchte des Waldes werden, vor ihrer vollkommenen Reife, von den Affen, Beutelthieren, Papageien und Waldhühnern oder von unzähligen Insekten verzehrt oder ungenießbar gemacht, und der Mensch ist gezwungen, diesen gierigen Rivalen die Beute zu überlassen; anderseits aber vermehrt sie die wissenschaftliche Ausbeute, die der Zweck dieses einsamen Waldaufenthaltes ist.

Sobald der erste Schimmer des anbrechenden Tages durch den finstern Forst dringt, wird das harte Lager verlassen und in der nahegelegenen klaren Quelle ein Frühtrunk genommen und dann aus den Ueberresten der Mahlzeit vom vorigen Tage ein kärgliches Frühstück bereitet, das bis Sonnenuntergang die Bedürfnisse des Magens befriedigen soll. Wenn dann die doppelläufigen Flinten gereinigt und frisch geladen und die Hüttenthüre mit der Kette wohlverwahrt ist, um einem feindlichen Besuch, wenigstens für den ersten Augenblick, ein Hinderniß entgegen zu stellen, trennen sich die beiden Gefährten, jeder auf seiner Seite Waidmannsglück versuchend, um sich erst am Abende wieder zu vereinigen. Anfänglich, noch nicht vertraut mit den Umgebungen, werden nur Streifereien in der Nähe gemacht; sowie aber durch die tägliche Wiederholung eine genauere Kenntniß des Waldes erworben ist, und sich auch gleichzeitig die Thiere, durch den feindlichen Menschen aus der Nähe der Wohnung verscheucht, mehr und mehr zurückziehen, werden auch die Jagdexcursionen weiter ausgedehnt. Mit der Entfernung steigert sich auch die Vorsicht, denn in dem fast un-

durchdringlichen Walde, wo tausende von Umwegen gemacht werden, bald um unübersteigbaren Stellen auszuweichen oder sich auf weniger mühsame Weise durch das Dickicht zu winden, bald um das Wild zu belauschen, oder das angeschossene Thier zu verfolgen, und wo selbst der Anblick der weisenden Sonne durch dichte Blättergewölbe dem suchenden Auge entzogen wird, ist es nicht leicht, selbst mit Hülfe des Kompasses, die kleine Stelle, wo die Hütte steht, zu treffen. Gewisse Zeichen, von Strecke zu Strecke in die Bäume eingeschnitten, bilden den sichersten Faden, um den Rückweg aus dem Labyrinthe zu finden. Doch auch dieses Hilfsmittel wird nach und nach fast überflüssig; wenn durch die ununterbrochene Uebung die Sinne verfeinert sind, dann lernt auch der europäische Jäger, der Anfangs den ganzen Wald von Wild fast entblößt fand, und es nur bemerkte, sobald es sich durch laute Stimme oder Bewegung verrieth, auch die Thiere in ihrer Ruhe zu entdecken und jedes noch so leise Geräusch gehörig zu beachten und mit geschärftem Auge und Ohr den Wald zu durchspähen. Dem Zittern des Blattes, dem Schwanken des Zweiges, dem Knacken des Astes, dem fast unmerklichen Rascheln des dürren Laubes wird vorsichtig nachgeforscht und die Ursache davon gewöhnlich in einem willkommenen Thiere entdeckt. Genau betrachtet er die angefressenen Zweige und verfolgt leise die Fährten auf der feuchten Erde oder in den tiefen Moderschichten; wenn er aber plötzlich auf frische, menschliche Fußstapfen stößt, dann ergreift ihn ein unheimliches Gefühl, denn sie verrathen ihm die Nähe des furchtbarsten Feindes, der wilden Indianer. Unverzüglich wird in jeden Flintenlauf noch eine Kugel geschoben, die Hähne gespannt und langsam vorwärts geschritten; bald entdeckt er auch das halberloschene Feuer, um das die Horde die Nacht durch gelagert hatte, und kann leicht berechnen, wie zahlreich sie war, denn jeder Indianer flicht sich einen Reif aus Baumzweigen und setzt sich in seine Mitte neben das Feuer. Die Klugheit gebietet ihm, nun einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen, um ein Zusammentreffen mit den überlegenen Feinden zu vermeiden, das, trotz der imponirenden Feuerwaffe, für den Vereinzelnten immer höchst gefährlich ist. Wenn sich der Hunger, durch den spärlichen Morgenimbiß nicht für den ganzen Tag gedämmt, einstellt, werden einige der stachlichen Früchte des Omero gesammelt und auf einem umgestürzten Baumstamme als fades

und unverdauliches Mittagsmahl verzehrt. Diese Früchte entwickeln sich gleich über der Wurzel der Pflanze und enthalten in mehreren Fächern eine gallertartige, unschmackhafte graue Masse; wenn sie erstarrt, wird sie weiß und sehr hart; im Handel ist sie in dieser Gestalt unter dem Namen des „vegetabilischen Elfenbeines" bekannt. Nach acht- bis zehnstündigem Herumstreifen wird der Rückweg nach der Hütte eingeschlagen, oft mit einer reichen Beute, häufig aber nur mit wenigen Vögeln, von der Größe von Sperlingen; dann freilich nicht heiter, denn war das Glück dem in anderer Richtung jagenden Gefährten nicht holder, so ist ein unwillkürliches Fasten der Lohn eines angestrengten aber vergeblichen Tages. Sogar die Freude, unter den erlegten Vögeln mehrere neue Arten zu haben, wird sehr herabgestimmt; das näher liegende physische Bedürfniß übertönt den fernern geistigen Genuß. In der Hütte angelangt, wird die Jagdtasche sorgfältig geleert und auch die des bald erscheinenden Gefährten gemustert, und nun beginnt der zweite Theil des Tagewerks; die Thiere werden ausgemessen, aufnotirt und abgebalgt, ihr Körper in den Topf geworfen und in Wasser ohne irgend eine fernere Würze gekocht. Ein buntes Gemisch vereinigt sich hier zu einem Gerichte. Der Papagei und die Beutelratte, der Pfefferfresser und das Nasenthier, der Affe und die große Landschnecke, alle müssen beitragen, um die Hauptmahlzeit so reichlich als möglich zu machen. Wenn dann die Thierbälge gehörig zum Trocknen bereitet, die Insekten aufgespießt, die anatomischen und zoologischen Bemerkungen niedergeschrieben sind und das Fleisch gahr ist, wird der Topf in die Hütte getragen, das Essen in einer großen Kürbisschale angerichtet und eine Mahlzeit genossen, die wahrlich einem Urwaldshunger vortrefflich schmeckt; fallen auch vom Dampfe der rauchenden Schüssel betäubt, Tausendfüße und andere Insekten aus der Rohrdecke in die Suppe, so vermögen sie doch nicht die Eßlust zu vermindern, werden jedoch sorgfältig abgeschöpft. Oft giebt es aber auch feine Gerichte, wenn fette Lauftauben, rebhuhnartige Tinamus oder junge Waldhühner erlegt wurden; auch der am Ladstocke gebratene Affe ist dann ein Leckerbissen. Mit einem eigenthümlichen Gefühle sieht dann der Naturforscher in späteren Jahren in den europäischen Museen der Schaulust des Publikums ausgestellt, oder zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt die ausgestopften Bälge der Thiere, deren magere Leiber ihm während seines



Der Naturforscher im Urwalde von Peru.


BRITISH MUSEUM

Aufenthaltes im Urwalde die kümmerliche Nahrung gegeben haben. Nach dem Essen werden während der kurzen Abenddämmerung noch nothwendige häusliche Geschäfte verrichtet, als da sind: Waschen des Kochtopfes, Wasser tragen, Holz spalten und Drehen von Schnüren aus dem Baste von Agavenblättern, um die Pallisadenwände solider zu befestigen. Die Nacht setzt endlich allen diesen Beschäftigungen ein Ziel, und nun soll auch noch ein Genuß der Lohn der Tagesarbeit sein; die festgesponnene Rolle vom schwarzen Tabak von Bracamoros wird hervorgeholt, ein paar Scheibchen davon abgemessen und diese klein geschnitten in Streifen Papier gewickelt zu Cigarren gedreht. Die gegenseitige Mittheilung der Erlebnisse des vergangenen Tages, Erinnerungen an das ferne Europa, die Wiederholung von schon hundertmal erzählten Geschichten und Pläne für die Zukunft erfüllen die angenehme Ruhestunde, die auf einem umgehauenen Baumstamme in der kühlen Abendluft vor der Hütte zugebracht wird. Zum Beschlusse werden noch die nahestehenden Bäume mit einer Blendlaterne untersucht, um die erst zur Nachtzeit erscheinenden Käfer einzusammeln. Nachdem die Hüttenthür von innen verrammelt und die Flinten in Bereitschaft gesetzt sind, um einem Angriff der wilden Indianer vorbereitet entgegenzutreten, werden die müden Glieder auf das harte Lager ausgestreckt. Aber noch lange dauert's, ehe die ersehnte Ruhe eintritt; denn die unangenehmen Gäste der Hütte wetteifern mit den Bewohnern des Waldes, den Schlaf zu verscheuchen. Die blutsaugenden Fledermäuse schwirren in dem engen Raum herum und stoßen fortwährend gegen die Dachwände, zudringliche Beutelratten laufen über den erschlafften Körper weg, Schaaren von Ameisen kommen, um das Bett mit dem Ruhenden zu theilen und die unerträglichen Stechfliegen verwunden Gesicht und Hände mit ihren scharfen Stacheln; draußen aber ertönen die unheimlichen Stimmen der nächtlichen Thiere in den mannigfaltigsten Abwechselungen; das Brüllen des blutdürstigen Raubthieres übertönt das Wehgeheul der verfolgten oder erreichten Beute, das Bellen des hungrigen Vielfraßes wechselt mit dem kläglichen Geschrei des hülflosen Faulthieres, das Schrillen der Eule mit dem kreischenden Rufe des Aburrihuhnes, das laute Hämmern des Frosches begleitet das weithallende Knarren der trägen Kröte und häufig bringt der dumpfe Ton der Rohrhörner der sich zum Schlaf sammelnden Indianer schauerlich

durch den Urwald. Doch die Natur fordert ihre Rechte; trotz dieser unangenehmen Störungen, trotz des fast unerträglichen Brennens der durch die Gebüsche und Schlingpflanzen zerfetzten Haut stellt sich der Schlaf ein, und wenn auch am Morgen der Eindruck der Rohre, die zum Nachtlager dienten, als tiefe Furchen am Körper zu sehen ist, so wird das neue Tagewerk eben so freudig begonnen, als wenn die Glieder in weichen Pfühlen geruht hätten.

Traurig und düster ist das Leben im Walde, wenn endlose Regengüsse die Excursionen unmöglich machen, denn zwei nur schwer zu überwindende Feinde treten dann auf; der eine ist die Feuchtigkeit, der andere die Nahrungssorgen. Kaum kann noch das Tagebuch auf dem nassen Papier geführt werden, die Werkzeuge und Waffen werden von dichtem Roste überzogen, das Pulver zerfließt in der Flinte zu einer breiartigen Masse, die mühevoll erworbenen Sammlungen verschimmeln, der letzte kleine Vorrath des röthlichen Steinsalzes verwandelt sich in eine Lake Wasser, die am Abend ausgezogenen Sandalen sind am Morgen schwammig und fast unbrauchbar, das sorgfältig aufbewahrte trockne Holz wird wieder naß und brennt nur sehr schwer, um die Hütte bildet sich ein Morast, den auch tief gezogene Graben nicht verhindern können; in der Wohnung selbst entstehen Pfützen, und nur die kleine Dachkammer ist der einzige trockene Ort, wohin auch die Habseligkeiten und Sammlungen geflüchtet werden. Der Wald gleicht einem Sumpfe, das Gehen auf der nassen fetten Erde ist beschwerlich und an den steilern Stellen ganz unmöglich; dem Anstreifen an einen Busch folgt ein dichter Regen, der schwächste Wind schüttelt in Masse das auf den Bäumen angesammelte Wasser herunter. Die Thiere haben sich in ihre sichern Höhlen, die Vögel in ihre geschützten Nester zurückgezogen und nur selten gelingt es, irgend ein Wild zu erlegen, denn auch der frisch geladene Schuß verfehlt wegen der Feuchtigkeit des Rohres häufig das Ziel. Dadurch steigert sich der Mangel an Lebensmitteln täglich mehr und mehr und fängt bald an, sehr empfindlich zu werden. Die schale Frucht des Omero vermag wohl den stärksten Hunger etwas zu bändigen, wird aber nach einigen Tagen widerlich und ungenießbar und macht wegen ihrer großen Unverdaulichkeit heftiges Magendrücken.

Die einzige Quelle, aus der noch einiger Trost geschöpft werden kann,

ist ein nahegelegener, von kleinen Fischen bevölkerter Fluß; die Angeln werden dann hervorgesucht und des Nachts an langen Schnüren, am einen Ende um einen Stein gebunden, mit Würmern bespickt in das Wasser gelegt. Gerade die regnerischen und trübsten Nächte sind zu diesem Fange die günstigsten, denn die welsartigen Fischchen beißen weder bei Tage noch in mondhellen Nächten an den Köder. Aber auch hier ist die Beute nicht sonderlich groß und sie muß als sehr glücklich betrachtet werden, wenn sich in der ganzen Nacht ein Dutzend spannenlanger Fischchen fangen. Der fortwährend steigende Fluß reißt trotz aller Vorsicht häufig die Angelschnüre mit sich fort, was in der traurigen Lage ein doppelt fühlbarer Verlust ist.

Die Tage spinnen sich einförmig und langsam ab. Wenn die Beobachtungen und Erlebnisse aufnotirt sind, werden die Waffen geputzt und mit dem für diesen Zweck sorgsam aufgehobenen Thierfett bestrichen, die Sammlungen durchmustert und vom Schimmel gereinigt, die Kleidungsstücke geflickt oder durch neue ersetzt, was besonders bei den Hemden der Fall ist, die oft nach eintägigem Tragen im Walde an Rücken und Armen ganz zerfetzt sind; aus einem für einen ganz andern Zweck bestimmten Stücke Segelleinwand werden sie zugeschnitten und mit selbst verfertigtem Zwirne und den Nadeln aus dem anatomischen Bestecke genäht; die faulenden Sandalen müssen durch neue ersetzt werden, wozu die Felle der größern Thiere aufgespart wurden. Die übrige Zeit wird mit dem Drehen von Zwirn, Angelschnüren oder Stricken ausgefüllt Das große Bedürfniß, den Geist durch Lesen angenehm zu beschäftigen, kann leider nicht erfüllt werden, denn die ganze Bibliothek besteht aus ein paar systematischen Werkchen in Duodezformat, die dem Zoologen zuletzt mehr Ekel als Genuß gewähren. Der Sonntag unterscheidet sich von den übrigen Wochentagen nur dadurch, daß zuerst der Boden der Hütte von den die Woche durch aufschießenden Pflanzen gereinigt wird, um der Wohnung ein etwas festlicheres Ansehen zu geben, durch das Unterlassen derjenigen Arbeiten, die nicht gerade zum Fristen des kümmerlichen Daseins nothwendig sind, und durch eine doppelte Ration von Tabak. Komisch ist es dann, später zu finden, daß durch eine falsche Berechnung nach dem nicht täglich fortgesetzten Tagebuche der Mittwoch als Sonntag gefeiert wurde. Freudig werden wieder die ersten schönen, regenfreien Tage begrüßt, und wie alle

Thiere ihre versteckten Schlupfwinkel verlassen und die fast steifen Glieder in den warmen Sonnenstrahlen recken, so suchen auch die so lange in der Hütte festgebannten Waldbewohner die wohlbekannten sonnigen Plätzchen auf, um den von Feuchtigkeit schweren Körper zu durchwärmen. Wie verschieden sieht jetzt der Wald aus, als vor dem Regen; er ist üppiger, aber düsterer und unwegsamer, an vielen Stellen ganz unkenntlich; große Erdschlipfe haben mächtige Bäume mit sich den Abhang hinuntergerissen, weite Strecken sind in sich selbst versunken und bilden nur ein wirres, undurchdringliches Verhack von dichtbelaubten Aesten, eine Erscheinung, die häufig auf diesem lockern Boden vorkömmt; Quellen rieseln, wo früher nur eine schwache Furche das Laub durchzog, die Flüsse sind weit über die Ufer getreten und überschwemmen die nächsten Umgebungen, und in jeder Vertiefung stehen Sümpfe und Moräste. Aber schon nach wenigen Tagen trocknet die glühende Sonne den Waldgrund etwas auf, die Flüsse kehren in ihr Bett zurück und die nicht mehr genährten Wasser verdunsten.

Fast eben so große Verwüstungen, wie die langen Regen, bewirken die Gewitterstürme während der heißen Jahreszeit. Nach einer drückend schwülen Windstille verfinstert sich plötzlich der Himmel, zuckende Blitze zerreißen das schwarze Gewölke, von hundertfältigem Echo zurückgeworfen dröhnt der grollende Donner durch den zitternden Urwald; vom heulenden Orkane entwurzelt stürzen tausendjährige Bäume mit lautem Krachen zur Erde und knicken in ihrem gewaltigen Falle die umstehenden Stämme wie Strohhalmen oder entreißen sie mit den Wurzeln dem Boden und begraben sie unter ihrer ungeheuern Masse. Schauerlich begleitet das Angstgeschrei der aufgescheuchten Thiere diese wilde Musik, und mit Grausen sieht sich der ferne von seiner Hütte den Forst durchstreifende Jäger in den wüthenden Kampf der Elemente verflochten, und hülflos klammert er sich an einen Stamm, der vielleicht im nächsten Momente vom glühenden Strahl gespalten wird. Aber auch in seiner Wohnung fühlt er sich nicht sicher; wie leicht kann der Sturmwind, dessen Gewalt die uralten Bäume nicht widerstehen, den leichten Bau umstürzen und ihn in einem Augenblick obdachlos machen?

Wenn nach einem langen Aufenthalte in dieser Waldregion die wissenschaftliche Ausbeute nicht mehr den Gefahren und Entbehrungen entspricht,

wird endlich der Entschluß gefaßt, nach der vor vielen Monaten verlassenen Montanna der christlichen Indianer zurückzukehren. Sorgsam werden die sauer erworbenen Schätze in die wohlverwahrten Säcke gepackt, die wichtigsten Werkzeuge und Waffen mitgenommen, die übrigen leicht zu ersetzenden Habseligkeiten aber zurückgelassen. Mit dankbarer Anerkennung für den gewährten Schutz, fast schmerzlich und ungerne wird der liebgewordenen Hütte Valet gesagt. Nun verödet, nur noch von nächtlichen Thieren bewohnt und von unzähligen Insekten zerfressen wird sie zuletzt von üppig aufwuchernden Gesträuchen erdrückt. Ehe noch ein Jahr seinen Lauf vollendet hat, ist kaum noch die Stelle, wo sie stand, zu erkennen. Schwer beladen wird der Rückweg angetreten und der Aufenthalt im Urwalde zur schönsten Zeit des Lebens gezählt; zwar waren der Mühen und Gefahren viele, aber der Lohn auch entsprechend, denn nicht blos die materielle Ausbeute, nur für wenige Zweige der Wissenschaft von einigem Nutzen, darf in Anschlag gebracht werden, sondern die gesammelten Erfahrungen und das nun erlangte Bewußtsein der eignen Kraft, die sich erst in ihrem ganzen Umfange entwickeln kann, wenn der Mann, im steten Kampfe mit unsäglichen Hindernissen auf sich allein beschränkt, durch sich selbst handeln muß.

Mit Staunen werden die schon längst Todtgeglaubten von den friedlichen Indianern der Montannas begrüßt und ihr Wiedererscheinen wie eine Wundermähr von Hütte zu Hütte erzählt.

Asien.

I.

Briefe aus Kamtschatka.

Erster Brief.

Petropawlowsk-Hafen, den 27. September 1851.

Sie wünschen, alter Freund, daß ich Ihnen meine Reise nach Kamtschatka, wohin mich der kaiserliche Dienst rief, näher beschreiben soll.

Am 17. Mai 1851, vier Tage nach meiner Hochzeit, verließ ich mit meiner jungen Frau Irkutsk. In 10 große Kisten hatten wir verschiedene Vorräthe auf die Dauer von 5 Jahren unsres Bleibens daselbst gepackt, sowie Lebensmittel für 5 Monate, weil, das Brod nicht ausgenommen, auf dieser Tour durchaus keine Lebensmittel zu erhalten sind. Wir hatten zwei Dienstboten und traten auf diese Weise mit unserm ganzen Haushalte die ferne Reise an.

Bis zur Lena, 237 Werst, reisten wir in zwei mächtig großen Tarantassen, und kamen am 18. Abends bei dem katschuschschen Hafen an, wo wir glücklich einen Kaufmann trafen, welcher sich verbindlich machte, uns für 60 Rubel Silber in seiner Equipage, einer verdeckten Barke, 3000 Werst nach Jakutsk zu bringen. Am Sonnabend den 19. traten wir unsre Reise an. Eine Reise auf der Lena ist die prächtigste Spazierfahrt, die man nur wünschen kann. Wir schwammen wie in einem großen Gebäude

denn die Barke hatte ein geräumiges Zimmer, das sogar mit einem gewissen Comfort eingerichtet war. In dieser Jahreszeit strömt die Lena vorzüglich rasch, nur zwei Wochen waren seit dem Eisgange verflossen und ihre Ufer waren noch theilweise mit Schnee bedeckt. Ich habe selten so malerische Ansichten in Menge gefunden, wie sie sich hier uns darboten. An mehreren Stellen beträgt die Flußbreite eine Werst und darüber. Uberall zeigen sich prachtvolle Inseln. Beide Ufer sind von riesenhaften Felsenmassen umgeben, welche die verschiedenartigsten grotesken Formen bilden — ebenso wechseln mächtige mit Wald bedeckte Gebirge. Von den Felsen stürzen sich zahllose Bäche, welche über einen röthlichen Boden fließen und der Lena einen röthlichen Schein geben. Eine Anzahl von verschiedenem Wasserwild bedeckt die Gewässer. Enten, Gänse, Schnepfen sieht man in Menge, jedoch noch mehr Schwäne, die in wahren Massen vorkommen. Wir besaßen sämmtlich Flinten und schossen uns frische Braten.

So wie es zu dunkeln anfing, wurden die Anker geworfen, denn es waren viele Sandbänke vorhanden und die Nächte wurden gewöhnlich stürmisch. In der Nacht des 19. Mai hatten wir einen prachtvollen Anblick. Hart gegenüber unserm Landungsplatze zeigte sich ein großer Waldbrand, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit der Jäger oder Reisenden entstanden. Solche Brände sollen hier ziemlich häufig sein, doch verschwinden in dieser großen Waldregion die Folgen als nicht beachtungswerth. Nur eins war uns auf dieser Tour sehr unangenehm — nördliche Winde verursachten eine solche Kälte, daß wir gezwungen wurden, zu Pelzen unsere Zuflucht zu nehmen. Endlich, am 20. Juni, langten wir glücklich in Jakutsk an.

Der Theil der Reise von Jakutsk bis Ajana war die beschwerlichste Epoche und dabei die kostspieligste der ganzen Fahrt: von Jakutsk bis Ajana sind 1150 Werst und diese kosteten 600 Rubel, ungeachtet wir von Katschuga bis Jakutsk für 3000 Werst nur 60 zahlten. Diese 1150 Werst mußten zu Pferde zurückgelegt werden und unsere Kavalkade zählte 22 Pferde. Ich mit meiner Frau, zwei Diener, ein junger Mann, der ebenfalls die Tour nach Kamtschatka machte, sein Diener und 2 Jakuten, unsere Führer, nahmen 8 Pferde ein, und 14 andere waren mit unserm Gepäck beladen.

Bei Jakutsk setzten wir über die Lena, welche hier gegen 7 Werst Breite hat, und von hier zog sich der Weg fast immer nur durch Riesenwälder. Die ersten 240 Werst bis zum Amgi, einem Ausfluß des Aldana, gegen eine Werst breit, waren noch erträglich. Unsere Pferde waren noch frisch, und wir legten täglich an 50 Werst zurück. Gegen 9 — 10 Uhr Abends machten wir Halt — in Mitte der Waldungen ward das Reisezelt aufgeschlagen, Feuer gemacht und — gekocht. Morgens 4 Uhr aufgestanden, hatten wir, sowie der Thee getrunken war, bereits um 5, spätestens halb 6 die Reise von neuem angetreten. Diese wurde bis 12 fortgesetzt — bis 3 gefuttert und gegessen und von da bis 9 Uhr ging es immer, wenn auch im Schritt, vorwärts. Der Weg von Amgi bis Aldana, 250 Werst, führt durch dichten Wald und ist so schlecht, daß wir alle Augenblicke gewärtig sein mußten, die Augen zu verlieren, oder von den Aesten die Kleider zerrissen zu sehen. Kaum waren die Pferde glücklich über große Baumwurzeln gelangt, so mußte die größte Vorsicht angewandt werden, um nicht in grundlose Moorlöcher zu versinken, welche die Jakuten Badarmen benennen. Acht lange Tage hatten wir mit diesen Gefahren zu kämpfen, bis wir Aldana erreichten. Von hier schickte ich mein Gepäck zu Lande ab und setzte mich mit meiner Frau und deren Dienerin in ein kleines Boot, 3 Faden*) lang, 1 breit und ½ tief, welches hier Wetka heißt, und so leicht ist, daß ein Mann es tragen kann. Auf solch einem Boot fuhren wir auf dem Mai stromaufwärts. Zwei Jakuten und zwei Tungusen ruderten, und so gelangten wir, nachdem in 5 Tagen 270 Werst zurückgelegt waren, an das Ziel, wo wieder Reitpferde bestiegen werden mußten und wir unser Gepäck vorfanden. Der Mai ist ein Arm der Aldana, über eine Werst breit; wir hatten diese Tour gewählt, um etwas von den Strapazen der ermüdenden Reise auszuruhen.

Den Rest der Fahrt bis Ajana mußten wir wiederum zu Pferde machen und der Weg war hier so schrecklich, daß ich es für ein besonderes Glück halten muß, diese Strecke unverletzt und mit gesunden Gliedmaßen zurückgelegt zu haben. Ich verzweifelte oft und glaubte nicht anders als

*) Ein russischer Faden beträgt 84 russische Zoll; ein russischer Zoll ist um ein geringes kleiner als ein preußischer.

mit ergrauten Haaren oder als Krüppel das Ziel zu erreichen. Der Allmächtige verlieh uns jedoch seinen Schutz und endlich kamen wir am 26. Juli glücklich in Ajana an. In 36 Tagen hatten wir die bedeutende Strecke von 1150 Werst zurückgelegt.

In Ajana erfuhren wir, daß das Schiff Schelechow, auf dem wir uns bis Kamtschatka einzuschiffen gedachten, am Ausfluß des Amur gescheitert sei. Hier wohnten wir 4 Wochen bei einem Deutschen Herrn Freiberg, Direktor der amerikanischen Compagnie, welcher uns freundlich in seine Behausung einlud. Bisher war Ajana nur ein Comptoir der amerikanischen Compagnie, jetzt nimmt es die Stelle von Ochotsk ein, weil der ajanasche Hafen besser und bequemer als der von Ochotsk ist.

Den 24. August segelten wir auf der schönen Corvette Olewuzza aus Ajana nach Kamtschatka ab. Dieser Name ist dem Schiffe zu Ehren der italienischen Villa Ihrer Majestät der Kaiserin gegeben. Auf der Corvette, die Petersburg im vorigen Jahre verlassen hatte, befanden sich mehrere gebildete talentvolle Offiziere. Die Gesellschaft war zahlreich und interessant. Wie freute es mich, hier zufällig einen alten Universitätsfreund als Arzt des Schiffes wieder zu finden. Unsere Fahrt war glücklich und angenehm. Wir machten kleine Abstecher zum Ausfluß des Amea, lagen eine ganze Woche bei der Insel Sachalino vor Anker, und legten bei den Giläken bei, bis endlich am 16. September unser Ziel, der Hafen von Petropawlowsk, erreicht war.

Sie können sich, alter Freund, leicht unsere Gefühle denken, endlich die viermonatliche Reise zurückgelegt und den Ort erreicht zu haben, wo für die nächsten 5 Jahre der Dienst mir den Aufenthalt anwies. Die Reise von Irkutsk bis Kamtschatka kostete gegen 200 Rubel Silber. Schon in der ersten Woche unseres Aufenthalts beweinten wir einen Verlust. Der Capitain unserer Corvette, Ssutschow, ein in der Fremde gewonnener herzlicher Freund, ertrank am 22. September auf einer Spazierfahrt im kleinen atschewschen Meerbusen.

Schon ist es die zweite Woche, daß wir hier leben, uns bestens von der strapazenreichen Reise erholen und unsere Wirthschaft möglichst einrichten. Hier geht es leider nicht so zu, wie in andern großen Städten — es müssen im Herbst alle Lebensbedürfnisse und Vorräthe besorgt wer-

den, wenn man — da dann für Geld nichts zu haben ist — im Laufe des Winters nicht dem bittersten Mangel preisgegeben sein will.

Diesen Brief erhalten Sie durch einen Wallfischfänger, der seine Rückreise über die Sandwichinseln, China und Ostindien antritt. Im nächsten Briefe erzähle ich Ihnen mehreres über das Land und unser Treiben. Leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Kamtschatka, den 5. Mai 1852.

Schon verflossen lange acht Monate, daß wir hier wohnen, in der Region, wo Schnee und Schneegestöber heimisch sind. Wir haben jetzt die Kamtschatkischen Winter kennen gelernt, die länger denn 8 Monate dauern. Und in dieser ganzen langen Zeit ist der Schneefall so groß, daß nicht selten die Gebäude bis über die Dächer im Schnee vergraben sind. Nicht selten ist es, daß Freunde, die zu Gast gingen, 3—4 Tage ihre Visite fortsetzen müssen, weil so lange Schneestürme wütheten, während deren das Gebäude nicht verlassen werden konnte. Das Meer mag wohl die Ursache sein, daß während des langen Winters keine lang anhaltenden Fröste bestehen; einmal nur, Morgens 6 Uhr, hatten wir 20 Grad R. Frost -- gewöhnlich aber sind 2, 3 bis 5 Grad, und 10 Grad werden für große Kälte gehalten — so daß ich den ganzen Winter im wattirten Paletot ging — meinen Pelz hatte ich in Irkutsk verkauft, und gedachte hier einen neuen zu kaufen; leider existirt hier nicht einmal ein Subjekt, welches einen Pelz zu nähen versteht. Selbst in der Stadt sieht man keine Pelze — nur auf Spazierfahrten außerhalb der Stadt zieht man die Kuchljanka, eine Art leichten und warmen Pelzhemdes an, gefertigt aus den Fellen des nordischen Elenns. Diese allgemeine Bekleidung aller kamtschatkischen Bewohner ist leider jetzt vertheuert, weil die Karjaken, welche im Norden Kamtschatkas hausen und von denen man früher diese Felle kaufte, da viele Einzelne Besitzer von 10—100,0000 Thieren waren, unlängst eine ungeheure Menge ihrer Gottheit Kutsche zum Opfer brach-

ten. Einige Karjaken fingen an wahrzusagen, daß baldigst der Kutsche sich melden werde und an Stelle der geopferten Elenne ihnen andere, mit goldenen Hörnern, schenken würde.

Ihre Vorstellungen von diesem Kutsche sind sonderbar. Nach ihrem Glauben hatte der erste Mensch sich auf Kamtschatka eingefunden und Thäler wie Gebirge formten sich vom Drucke des Schlittens, als Kutsche vom Norden nach dem Süden reiste. Zum letzten Male erschien diese Gottheit unweit Lopatka und verschwand hier im Meere. Sie fürchten und verspotten ihn zu gleicher Zeit und erzählen von ihm viele sonderbare Geschichten.

Ungeachtet des anhaltenden Winters ist dennoch das hiesige Klima schön und gesund. Kamtschatka ist ein sehr malerisch gelegenes Land, ja, malerischer als die Schweiz, was mir viele Personen, welche beide Länder besucht hatten, versicherten. Die Viehzucht könnte hier in ungeheurem Maaßstabe floriren, jetzt leider ist sie sehr mittelmäßig. Die Kuh kostet 250 Rubel Banco*), die Bouteille Milch 50 Kopeken, ein Huhn 10—15 Rubel Silber; ein Pud Mehl 8½ Rubel, ein Kohlkopf 50 Kopeken, ein kleiner Sack mit Kartoffeln 10 Rubel, ein Pud Fleisch 20 Rubel Banco.

Urbewohner giebt es in Kamtschatka kaum an 5000. Die Bevölkerung leidet u. a. sehr durch die Pocken. In jedem Ostroschok — so heißen hier die Dörfer — findet man kaum 2 bis 3 gesunde Personen; in manchen Ortschaften ist kaum ein arbeitsfähiger Mann vorhanden. Im Sommer mäht derselbe Heu und fängt Fische und im Winter ist er Zobeljäger. — Die unglücklichen Wilden wissen die Arzneimittel nicht zu schätzen, sie fliehen die Aerzte, welche zur Rettung und Heilung abgeschickt werden.

Am 24. März trat ich meine erste Reise ins Innere Kamtschatkas an. 40 Werst von Peterpaulshafen liegen warme Schwefelquellen unweit der puratupkaschen Gebirge. Hierhin begab ich mich mit meiner Frau.

*) Ein Rubel Silber wird getheilt in 100 Kopeken Silber und ist ungefähr gleich 1 Thlr. 3 Sgr. preußisch Courant; ein Rubel Assignaten oder Banco wird in 100 Kopeken Kupfer getheilt und ist gleich 2/7 eines Silberrubels.

Sie fuhr in einer besondern Gattung Schlitten — sehr ähnlich einem Sarge — in welchen alle die fahren, welche nicht selbst die Hunde leiten und einen Kajar, das ist Kutscher, haben. Sieben Hunde führten diesen Schlitten.

Ich fuhr in einer Ssank — einer Equipage, auf welcher man reitend sitzt, und leitete meine fünf Hunde selbst. Die Fahrt war sehr interessant, nur auf dem Awatschflusse brach unter mir das Eis und ich ward ganz durchnäßt, — dieses Abenteuer hatte übrigens keine übeln Folgen. Um 6 Uhr waren wir an den Quellen, übernachteten in dem Hause, welches eigends für die Besuchenden erbaut ist und kehrten den folgenden Tag heim. Das Wetter war schön, der Weg ziemlich gut und die Gegenden romantisch. Wir fuhren über eine Moorebene, von allen Seiten von malerischen Gebirgen umgeben.

Diese Fahrt interessirte mich um so mehr, als ich das erste Mal selbst Kajar war. Dieses Amt fordert viel Erfahrung, Kraft und Geschick, und ich machte mich schon dazu bereit, daß mein Fahrzeug einigemal umwerfen oder an irgend einen Baum stoßen würde, alles endigte jedoch glücklich. Diesen Winter besaßen wir noch nicht eigne Hunde und mietheten sie — doch das stellt sich sehr theuer, denn diese Spazierfahrt kostete 10 Rubel Banco. Es ist hier unumgänglich nöthig, sich selbst Hunde anzuschaffen, denn man bedarf ihrer selbst in der Wirthschaft, Holz und Heu einzuführen, Wasser zu schleppen u. s. w.

Das Ende des April und der Mai bilden die lebhafteste Zeit im Peterpaulshafen. Jetzt fangen die Schiffe an sich zu zeigen, Wallfischfänger und fremde Kaufmannsfahrzeuge. In dieser Periode wird das Salz eingeführt und da hier das Salz in großen Mengen consumirt wird, ist zu dessen Entgegennahme eine besondere Commission angestellt. Sowohl für die Translateure, die durchaus unentbehrlich sind, um sich mit den fremden Schiffen aller Nationen verständigen zu können, so wie für alle Beamte und die Salzcommission ist dies eine sehr mühselige Zeit, denn von 5 Uhr Morgens bis 11 und dann von 12 bis 8 müssen sie beim Ausladen gegenwärtig sein und dies dauert bis Juli. Diese Zeit wird schon deshalb für alle interessant, weil die Jahrespost anlangt. Bei Ihnen grünt jetzt alles, und die Saaten sind beendigt. Wir haben noch

Schnee und vor dem 10. Juni, der lieben Johanniszeit, ist nicht an Säen zu denken. Der Frühling erscheint hier eigenthümlich. Bis zum Juni Schnee — bis Juli geht man in Winterkleidern und warmen Stiefeln oder Schuhwerk. Auf den Straßen, wenn man unsere erbärmlichen Wege so nennen darf, ist theilweise der Schnee abgegangen und schrecklicher Schmutz. Da keine Equipagen und Pferde existiren, muß Jedermann leider diesen Koth durchwaten, und deshalb spazieren nur Geschäftsleute. Nur die Ankunft der Schiffe macht diese Periode interessant. So wie nur die Telegraphen auf den Leuchtthürmen ein Schiff signalisiren, geräth alles in Bewegung, denn Jeder beeilt sich, die Jahres-Vorräthe einzukaufen. Die Schiffe bringen auch Zeitungen mit — denn hier liest man viele ausländische Blätter. Unter andern erhält man eine sehr interessante Zeitung, welche in Honolulu, auf den Sandwichs-Inseln, erscheint, da, wo Cook vor 80 Jahren von den Händen der Wilden umkam. Sie und alle in Europa können sich nicht die freudigen Gefühle vorstellen, welche uns in dieser einzigen Zeitperiode erfüllen, wo wir doch einigermaßen der übrigen civilisirten Welt uns nähern und mit ihr verkehren — ach, und wie gerne würden ich und meine Frau diesen Gefühlen und frohen Eindrücken entsagen, könnten wir in der That nur einmal wieder in der Heimath sein. Doch Geduld, alles hat ein Ziel und Ende, und will's Gott, gedenken wir einst in der lieben, lieben Heimath noch des Lebens in Kamtschatka als Andenken der Vergangenheit. Leben Sie wohl, theurer Freund! Will's Gott, mit der nächsten Jahrespost ein mehreres.

Dritter Brief.

Kamtschatka, im Frühling 1853.

Endlich einmal, nach so unendlich langer Dauer, haben wir wieder Briefe aus Petersburg und der Heimath, und können euch jetzt von uns Nachrichten geben, welche, wenn auch spät, doch sicher dir zugehen müssen, denn unsere russisch-amerikanische Kompagnie, welche dieselben besorgt, ist darin sehr pünktlich.

Der ewig währende Winter ist gottlob verschwunden, Eis- und Schneeberge haben uns verlassen und das schöne Grün sproßt wieder hervor, und rasch locken die heißen Sonnenstrahlen auf's Neue den zwar mannigfaltigen, dennoch aber so spärlichen und im Vergleich mit der Heimath fast farblosen Pflanzenwuchs aus dem Boden. Wenn auch kein lebhaftes Grün die Erde bedeckt, und eine fremde, dem hohen Norden gehörige Vegetation sich dem Auge darstellt, so giebt das doch einen angenehmeren Anblick, als den des Schnees und Eises.

Unter den Pflanzen sind viele mit außerordentlichen Heilkräften begabt, und die Kamtschadalen kennen alle die geheimnißvollen Kräfte, welche ihren heimischen Pflanzen und Gewächsen innewohnen. Sie verstehen auf den ersten Anblick unter den wildwachsenden Kräutern die zu unterscheiden, welche als Nahrung dienen, besondere Heilkräfte besitzen oder nur als Futterpflanzen nutzbar sind. Sie kennen nicht nur alle ihre Heilpflanzen dem Namen nach, sondern wissen auch deutlich die Oertlichkeiten anzugeben, wo sich solche vorfinden lassen, so wie sie endlich die Zeit des Einsammelns sehr genau beachten.

In der That sind merkwürdige Pflanzen in der kamtschadalischen Flora, und da ich weiß, mein alter Freund, daß dich so etwas interessirt, so will ich dir einige, so gut ich es verstehe, näher beschreiben, wenn ich auch kein Botaniker bin.

1. In der Sandgegend wächst ein sehr hohes, weißliches Gras, dem Weizen ähnlich, von dem die Eingebornen allerlei niedliche Geflechte zu bereiten verstehen, Matten, Teppiche, Vorhänge, bunt und figurirt, mit fein gespaltenen Wallfischflossen verziert und durchflochten. Von diesen Geflechten werden auch die sogenannten kamtschadalischen Mäntel gemacht, die sehr praktisch sind. Sie sind inwendig glatt, aber an der Oberfläche rauh, so daß alle Regennässe alsbald abfließt. Die Frauen verfertigen von diesem Gewächs auch allerliebste Körbchen und Säckchen, in denen sie alle ihre kleinen Habseligkeiten und Putzsachen bewahren. Auf den ersten Anblick sehen sie feinen schönen Rohrgeflechten ähnlich. Ebenso werden auch große Säcke geflochten und sogar Decken angefertigt. Die Kamtschadalen mähen die langen Halme sehr rasch mit eigends dazu angefertigten vorzüglich geschärften Wallfischknochen.

2. Ein Moorgewächs, wird von den Eingeborenen im Herbste eingesammelt und vermittelst zwei zahniger Hecheln eben so wie Flachs gehechelt. — Das Produkt wird zu vielen Bedürfnissen verwendet, ja sogar eine Art Leinwand daraus gewebt. Man wickelt kleine Kinder damit und bettet sie darin ein. Es dient ferner als Fuß- und Kopfbekleidung, sowie beim Feuerschlagen als Zunder. Auf kosakisch heißt es Turschutsch; die Kamtschadalen nennen es bisweilen Egeu, aber auch Jimt.

3. Eine an 9 Fuß hoch wachsende Nesselart, welche zur Bereitung von Netzen und Zwirn dient. Man sammelt sie im Herbste, bringt sie in Bunde und hängt dieselben neben den Wohnungen zum Trocknen auf. So wie die Fischzeit vorüber ist und sich alles mit Beeren und Wurzeln zur Winternahrung gehörig versorgt hat, fängt die Bereitung der Nesselstengel an. Man schneidet dieselben in zwei Hälften — dann nagt Groß und Klein die äußere Schale sehr geschickt mit den Zähnen ab, klopft alsbald die Stengel stark mit Stöcken, schüttelt vollends die Scheben ab, wickelt das gewonnene Werg auf die Hände und dreht es zuletzt auf Spindeln besonderer Art, nachdem zuvor das gröbere von dem feineren abgesondert worden ist, wovon ersteres zu Fischnetzen, letzteres als Garn verwendet wird. Leider halten solche Netze aber nur ein Jahr vor, was wohl hauptsächlich der mangelhaften Zubereitung des Materials zuzuschreiben sein dürfte.

Zu den medicinischen Pflanzen gehören unter andern:

1. Das Kaulongras, in Sümpfen wachsend, und als schweißtreibendes, sowie Geschwüre erweichendes Mittel ganz vorzüglich praktisch.

2. Der Tschacktar. Das Decoct gewährt mit sicherem Erfolge Hülfe gegen Geschwülste und gichtische Schmerzen in Händen und Füßen.

3. Ein Seekraut, Jachanta genannt. Der Aufguß wird als Thee getrunken und ist ein bewährtes Mittel gegen Leibschneiden und Kolik.

4. Gegen ein häufiges einheimisches Uebel, welches in einer Art starker Rückenschmerzen besteht, wird als ein schnellwirkendes Hülfsmittel der Saft eines Krautes angewandt, das an Meer und Flußufern in Menge wächst. Die Kamtschadalen und fremden Einwohner reiben den schmerzenden Theil mit dem zerquetschten Kraut in der Badstube, schwitzen dabei

stark und schon nach wenigen Stunden ist der alsbald gelinderte Schmerz gänzlich verschwunden.

Da der Branntwein aus Rußland eingeführt wird, was nur einmal im Jahre geschieht, so ist derselbe sehr theuer und deshalb den armen Eingebornen nicht zugänglich.

Bei ihren vielfachen wildwachsenden Kräutern und Wurzeln haben aber die Kamtschadalen ein heimisches Knollengewächs aufgefunden, aus welchem sie seit undenklichen Zeiten fast in jeder Haushaltung auf die einfachste Weise ein berauschendes und stark erwärmendes Getränk bereiten.

Nun, für dieses Mal von der Botanik genug, und jetzt zu meinen häuslichen Verhältnissen.

Unser Umgang beschränkt sich nur auf einige Personen außer unserm höchstgebildeten Kriegsgouverneur, der für Kamtschatka alles nur Mögliche thut. Leider starb uns unlängst einer der wenigen deutschen Beamten und Freunde, ein Kurländer, Namens Lortsch — ein sehr gebildeter und von Herzen vortrefflicher Mensch, der von Hoch und Niedrig geliebt wurde. — Was hier sonst ungewöhnlich ist, alle Beamtendamen begleiteten seine irdischen Reste, und unter dem Donner der Geschütze, bei feierlicher Trauermusik, im Begleit fast aller Bewohner von Petropawlowsk, ward er der Muttererde wiedergegeben und ihm zum bleibenden Andenken von allen Beamten ein würdiges Denkmal gesetzt.

Er bedauerte vor seinem Ende nichts mehr, als nicht noch einmal seine greisen Eltern gesehen zu haben, welche er überaus liebte.

Wir erfahren hier, in der großen Ferne und Abgeschiedenheit von aller civilisirten Welt, nur selten und bloß durch Schiffsgelegenheit (ausgenommen einmal im Jahre über Sibirien zu Lande) was vorgeht, so daß wir nur über die wichtigsten Gegenstände post festum nach langer Zeit in Kenntniß gesetzt werden, wenn andere neuere diese schon der Vergangenheit zuzählen lassen; unsere Zeit verfließt, wenn die Dienstangelegenheiten beseitigt sind, im traulichen Kreise der wenigen Freunde und gebildeten Beamten einförmig, im Geplauder über Vergangenes und Zukünftiges. An Lectüre mangelt es, das Vorhandene ist schon mehrere Male durchgelesen, und da hilft denn gewöhnlich eine gesellige Parthie Karten, Schach oder Dame aus. Die junge Welt tanzt, formirt lebende Bilder,

und so vergehen denn die ewig langen Winterabende. Fängt aber erst die Schifffahrt an und zeigt sich ein Segel am fernen Horizonte, da sammelt sich sogleich nach einem Kanonenschußsignal die ganze Bevölkerung — Alles strömt zum Hafen und harrt oft stundenlang, ehe das ersehnte Schiff landet, ohne sich zu langweilen; denn das Gespräch über die Schiffsheimath, den Ort, von wo es herkommt, was es mitbringt, seine Neuigkeiten u. s. w., läßt schnell die Zeit verstreichen — doch ach, wie bedauert man oft die Täuschung, wenn das Schiff nur von Sitka, Unalaschka oder einer andern benachbarten Insel kommt, und durchaus nichts Beachtungswerthes enthält! Mit welchem Jubel wird dagegen jedes Fahrzeug empfangen, das uns Zeitungen von den Sandwich-Inseln bringt oder gar Reisende beherbergt — mit Herzlichkeit und halb mit Gewalt werden Schiffsbeamte und Reisende in eine oder mehrere der gastlichen Wohnungen gebracht, wo sich dann alle Honoratoren versammeln, um im traulichen Stübchen beim aromatisch dampfenden Chinathee sich erzählen zu lassen, was in der Welt vorgeht. — Frage drängt sich an Frage und man ermattet nicht im herzlichen Geplauder, bis den Gästen vor Müdigkeit die Augen zufallen und sie zur Ruhe gebracht werden. Viele Stunden und Abende vergehen noch mit Zergliederungen, Raisonnements und Folgerungen über die vernommenen Thatsachen, bis plötzlich wieder der Jubelruf, daß ein oder mehrere Schiffe im Ansegeln seien, abermals alles zum Meeresufer lockt, um erwartungsvoll der Dinge zu harren, welche die nächsten Stunden bringen.

Ihr Glücklichen, denen Dampf und Posten fast täglich und öfter noch die Begebenheiten und Weltverhältnisse verkünden, die ihr allstündlich Neuigkeiten hört, ferne Freunde, Verwandte und Nachbarn sehen könnt, denen Gesellschaft, Musik und Concerte zu Gebote stehen, die Zeit angenehm zu verbringen, und wir armen Kamtschadalen, die im ganzen Lande nur zwei Instrumente, beides Fortepianos, besitzen, wie beneiden wir euch und wünschen die Zeit herbei, wo auch wir diesen Eisfeldern entfliehen und in der Heimath uns niederlassen können!

II.

Der Krystallpalast in Sibirien.

Zu den Abwechselungen der Reise in Sibirien gehören vor allem auch die verschiedenen Arten der dortigen Beförderung. Der Reisende, der von einem Ende Sibiriens zum andern reist, befindet sich bald im Wagen, bald zu Pferde, auf dem Rennthier, im Schlitten, den Hunde ziehen, und endlich in einer Art Kahn, der sich durch den Namen „der Mörder" empfiehlt. Die Postbeförderung in Kähnen geschieht auf der Lena für diejenigen, welche diese Art des Fortkommens dem Reiten auf dem vielfach von Schluchten durchrissenen Ufer auf einer Strecke von mehr als 3000 Werst vorziehen. Als ich an einem hellen Maitag von einer Poststation im Kahn abfuhr, genoß ich das Schauspiel der malerischen Lenaufer, und von den Wellen gewiegt, schlief ich ein unter dem einförmigen Ton der Ruderschläge; aber diese einschläfernde Musik schwieg plötzlich, der Kahn fuhr stiller dahin, die Ruderer hörten auf zu singen und ich öffnete die Augen.

An die Stelle des hellen Tageslichtes war ein Halblicht getreten, weil die Lena hier auf einer großer Strecke mit einem Eisgewölbe bedeckt war, das drei Klafter hoch über dem Wasser hing. Diese Decke hatte eine völlig horizontale Lage, ja in der Mitte schien sie sich sogar etwas niederzusenken; an einigen Stellen drangen die Sonnenstrahlen durch, wie durch das beste Glas; stellenweise reflektirte sich das Licht wie in Tausenden von Krystallen, meistentheils aber nahmen die Sonnenstrahlen beim Durchgang durch die dicke Eisschichte eine bläuliche Färbung an, welche die Einbildungskraft in die lasurblaue Höhle auf der Insel Capri versetzte, mit deren Schönheit indeß das Bild, welches ich erblickte, es wohl aufnehmen kann.

Nachdem ich mit gierigem Blick den vollen Reiz der mich umgebenden ungewöhnlichen Oertlichkeit eingesogen hatte, begriff ich nur allmälig die ganze Gefahr unserer Lage, im Fall dies wunderbare Dach plötzlich zu-

sammenstürzte. Ich schrie den Ruderern zu: „rudert kräftiger, Jungen, damit uns dies Eis nicht todtschlägt!“ — „Still, Herr!“ erwiederten sie flüsternd, „man darf nicht rudern, noch schreien, sondern muß so still wie möglich fahren, damit nicht vom Lärm und Geschrei das Eis plötzlich einstürze.“ Ich begriff die Richtigkeit dieser Anmahnung, weil die kleinste Lufterschütterung hinreicht, das schon halb zerstörte Eis völlig zum Bruch zu bringen. „Wartet nur,“ flüsterte einer der Ruderer, „sowie wir an's Tageslicht hinausfahren, feuert Euer Gewehr ab, und Ihr werdet sehen, daß das ganze Gewölbe fällt. Nur erschreckt nicht, es wird ein arger Schlag sein.“ — „Und bis wann kommen wir denn hinaus?“ — „Manchmal geht die Decke 15 Werst weit, in diesem Jahre sind wir aber noch nicht gefahren, somit wissen wir es nicht genau.“ — „Seit wann ist denn dies Eis stehen geblieben?“ — „Das mag Gott wissen; dieser Fluß friert im Herbst bei der Ueberschwemmung zu, im Winter fällt das Wasser, und das Eis stützt sich auf die Felsen und hält sich, bis die Sonne es auflöst.“

Die Ursache war wirklich ganz einfach. In dieser Gegend hat die Lena hohe steile Ufer, und nur im Herbst, wenn während des kurzen Sommers die Umgegend etwas aufgethaut ist, füllen sich diese Ufer mit Wasser und der Strom gefriert während der Ueberschwemmung. Dann tritt ein zehnmonatlicher Winter ein; natürlich fällt das Wasser in seinem Bette und läßt ein durch die Kälte fest gewordenes Eisdach zurück, das da, wo es sich auf die gegenüberliegenden Felsen stützt, in der Luft hängt; wo es keine solche Stützen hat, senkt sich das Eis mit dem Wasser, wird von demselben zerrissen und fortgeführt. Wenn man dies wunderbare Spiel des Zufalls mit irgend etwas vergleichen kann, so ist es mit dem Krystallpalast der Londoner Ausstellung. Die Vergleichung lockte mich und ich stellte mir alle Schönheiten des Krystallpalastes vor, denn auch dieser stützte sich auf Säulen, da die Felsen an der Lena wegen der Aehnlichkeit mit solchen seit langer Zeit die Lena-Säulen heißen; ich versetzte in meiner Einbildung alle die aus allen Enden der Erde herbeigebrachten Prachtstücke hinein, die Wahrheit zu sagen, bemühte ich mich aber mit aller Kraft, die augenscheinliche und nur allzu wirkliche Gefahr zu vergessen, in der ich mich befand. Plötzlich zeigte uns ein heller Lichtstreif die Nähe der sichern

Rettung, und kaum war unser Nachen unter dem Eise herausgekommen, so schoß ich mein doppelläufiges Gewehr in den Krystallpalast ab. Das Echo wiederholte den Schuß tausendfältig; plötzlich vernahm man ein Krachen des Eisbaues, der, durch die Lufterschütterung in Bewegung gesetzt, zusammenstürzte, und durch die Entladung der unter ihm eingeschlossenen Luft ein solches Krachen und Dröhnen verursachte, als wäre das heftigste Gewitter losgebrochen, oder als arbeitete die furchtbarste Batterie.

Die Ruderer beeilten sich, der furchtbaren Welle zu entgehen, welche der Fall der Eismassen im Wasser auftrieb, und mit Mühe retteten wir uns vor deren Anprall.

III.

Die Jagd in Sibirien.

Der Wunsch, gelegentlich auf einem der ergiebigsten Jagdgebiete der Welt thätig zu sein, bewog vor einigen Jahren einen leidenschaftlichen Jagdliebhaber, seine Beamten-Laufbahn in Sibirien zu beginnen. In der Gouvernements-Stadt, wohin ihn seine Bestimmung rief, angekommen, war er nicht wenig überrascht, daß in der gebildeten Gesellschaft Niemand von der Jagd sprach und daß auf Befragen auch sogar Niemand etwas davon wußte. Die Herren saßen kaltblütig am Spieltische, während in der Nachbarschaft die schönsten schwarzbraunen Bären umherliefen, und während unter ihren Fenstern die prächtigsten grauen Wölfe heulten! Erst nachdem er Gelegenheit gehabt, das Terrain der sibirischen Jagd aus eigener Anschauung kennen zu lernen und mit verschiedenen davon unzertrennlichen Umständen, unter denen die hohen Kältegrade, der tiefe Schnee, das Nichtgefrieren der Flüsse, die Unwegsamkeit der Wälder und Gebirge oben-

anstehen, vertraut zu werden; erst nachdem er alles dies persönlich erprobt hatte, wurde es dem jungen Jäger klar, daß es für den civilisirten Theil der Menschheit allerdings keine Jagd in Sibrien giebt.

Einem Aufsatze aus der Feder dieses sibirischen Jägers, entlehnen wir die näheren Ergebnisse seiner so mühsam errungenen Erfahrungen und die Beschreibung einzelner damit verbundenen Jagd- und Reise-Abenteuer.

Das ungeheure Jagdgebiet Sibiriens zerfällt in drei Regionen, wenn man anders den nördlichen Theil vom 65sten Breitengrade bis an's Eismeer, dazu rechnen kann, diese endlose Tundra oder Moor-Wüstenei, wo nur spärlich Moos und Gestrüpp wächst und wohin nur einer von allen einheimischen Völkerstämmen seine arme Rennthier-Heerde treibt.

Die mittlere Region, vom 65sten bis zum 60sten Breitengrade, enthält inmitten ihrer Sümpfe eine Anzahl von Oasen mit festem Boden und hohem Nadelwalde, die während des Sommers wahre Inseln in einem Meere schmutzigen stehenden Wassers sind. Je mehr man nach Süden kommt, desto häufiger werden diese Oasen; hier und da erheben sich niedrige Felsenrücken und das Wasser der Flüsse verliert seine Unbeweglichkeit. Hier wird die Jagd bereits stark betrieben.

Vom 60sten Grade N. B. bis zur Grenze, welche auf dem südlichsten Punkte den 50sten Grad N. B. erreicht, ist die Natur zwar immer noch rauh und strenge und giebt dem Menschen nichts Ueberflüssiges, versagt ihm aber auch nicht mehr das Nöthigste. In dieser Region, welche durch die Uralischen, Altaischen, Sajanischen u. s. w. Höhenzüge geschützt wird und, mit Ausschluß der Barabinskischen Steppe zwischen dem Tobol und Ob und der sogenannten Burjaten-Steppe in Ostsibirien, durchaus mit dichten Waldungen bedeckt ist, haben wir das eigentliche Reich des Rauchwildes. Die sibirische Zeder, die Weißtanne, Fichte, Lärche, Birke und zum Theil die Rothtanne wechseln in diesen Wäldern ab. Im Süden ziehen sich in ununterbrochener Folge Waldberge hin, aus deren Schluchten mit fürchterlicher Schnelligkeit die Bergströme hervorstürzen. Auf den Abhängen sieht man hier und da Getreidefelder zerstreut, in den weiten Thälern aber die Zelte und zahllosen Heerden der Wander-Völker.

Die Arten Rauchwild, die man in ganz Sibirien findet, sind: Zobel,

Marder, graue Eichhörnchen, Füchse, Wölfe, Bären. Im Norden werden außerdem blaue und weiße Polarfüchse gefangen, im Süden Hermeline, gestreifte Eichhörnchen, Tarbagane, Rossomache, Ottern, Fluß-Biber u. a. m.

Die Zobel und Eichkätzchen sind munter und spiellustig, springen unaufhörlich von einem Baume auf den andern und zeichnen sich ganz besonders durch Schlauheit aus, vertheidigen sich aber auch im Nothfalle wüthend. Mit Fallen und Netzen ist ihnen nicht wohl beizukommen, sondern nur mit einer kleinen Büchsenkugel, nicht viel größer als ein Schrootkorn, die sie auf dem Gipfel hundert vierzig Fuß hoher Zedern erreicht. Wie fast alle kleine Nagethiere, nehmen sie sich nicht die Zeit, eigene Nester anzulegen, sondern bringen ihre Jungen in Baumlöchern unter, die entweder die Natur gebildet oder die sie den zuvorkommenden unermüdlichen Arbeiten des Spechtes verdanken, dieses großen Trommlers, der mit den Wirbeln und Trillern seines Schnabels den Mangel der Nachtigall in den sibirischen Wäldern zu ersetzen bestrebt scheint.

Die Füchse, hier wie überall außerordentlich schwer zu fangen, bringen den Hühnerhöfen der Ansiedler keine Gefahr, da sie in den Wäldern an den jungen Nagethieren, so wie an den Birk- und Auerhähnen, die sie daselbst in großer Menge vorfinden, ihr vollkommenes Genügen haben.

Die sibirischen Wölfe stellen vorzugsweise den wilden Ziegen nach, und zwar mit einer Beharrlichkeit, die keine Hindernisse kennt. Das Thier, auf welches der Wolf einmal sein Auge geworfen, wird sicher seine Beute, und wenn er auch zwei ganze Tage hindurch es verfolgen müßte. In den Steppen und in der Nähe der großen Handelsstraßen sind sie eingeschüchtert und nicht gefährlich, in den Wäldern aber und in deren Nähe richten sie unter Menschen und Vieh schreckliche Verwüstungen an. Während der Steppen-Bauer eine Heerde von hundert Pferden hält, kann der Wald-Bauer der Wölfe wegen kaum zwei halten und darf überhaupt niemals, so reichliches Futter auch vorhanden sein mag, auf die Vermehrung seines Viehstandes rechnen, da aller junge Zuwachs unfehlbar von den Wölfen verschlungen wird. Diese werden hier sehr groß und vermehren sich so entsetzlich, daß sie zu mancher Zeit in zahllosen Schaaren die Felder

überschwemmen und ganze Distrikte durch ihre Heul-Concerte betäuben. Ein Wolfsfell kostet nicht mehr als anderthalb Rubel Silber.

Der Bär in Sibirien ist in Bezug auf die Viehzucht unschädlich; er läuft vor Menschen und zeigt seine Kraft und Schlauheit nur, wenn er angegriffen wird, was allerdings bei jeder sich darbietenden Gelegenheit geschieht, und besonders wenn er von seinen Jungen begleitet ist, deren schwarzes, dichtes und verhältnißmäßig weiches Fell sich vortrefflich zu Winterkleidungen eignet.

Zu den Hindernissen, welche sich dem Thierfange in Sibirien, namentlich aber der Jagd des kleinen Rauchwildes, entgegenstellen, muß man vor allem die Waldbrände rechnen, welche oft eine Waldfläche von hundert Werst in Asche verwandeln; sodann den zuweilen eintretenden Mißwachs der Ceder-Nüsse, wodurch oft Millionen von Eichhörnchen und Zobeln genöthigt werden, tausend Werst weit von einem Orte zum andern zu ziehen. Wie die Jäger versichern, soll das kleine Rauchwild auch einer gewissen Seuche unterworfen sein und das Ergebniß der Jagd in manchen Jahren dadurch sehr beeinträchtigt werden.

Außer dem Rauchwilde beherbergen die Wälder Sibiriens verschiedene andere Thierarten, nämlich: Elennthiere, Hirsche, Rehe und wilde Ziegen.

Das Elenn erreicht das vierfache Gewicht einer starken russischen Kuh, 30 Pud (1200 russ. Pfund). Die Jagd auf dasselbe ist nicht ohne Gefahr, da es sich wüthend auf den Jäger wirft, wenn es verwundet ist. Seine Kraft ist so groß, daß es fünf Zoll dicke Baumstämme mit seinem Geweihe glatt durchschneidet.

Der Hirsch findet sich im wilden Zustande nur im Norden. In Süd-Sibirien wird er von den Tungusen gezähmt und zum Reiten gebraucht.

Das sibirische Reh ist von der Größe eines kleinen Pferdes; seine spitzen ein wenig nach hinten gekrümmten Hörner verkauft man an die Chinesen, welche daraus ein bei ihnen sehr geschätztes Arzneimittel bereiten. Das Reh wird gleichfalls gezähmt.

Die wilde Ziege ist ein sanftes, unschädliches Thier ohne alle Angriffswaffen; ihre kleinen Hörner dienen ihr nur dazu, das Gleichgewicht

des Körpers im verzweifelten Sprunge von senkrechten Felsenwänden herab zu erhalten.

Unter den sibirischen Jägern nehmen die landeseingebornen Stämme der Ostiaken, Tungusen u. s. w. natürlich die erste, die russischen Ansiedler nur die zweite Stelle ein.

Sämmtliche Völkerschaften Sibiriens, wie verschieden sie auch an Abkunft, Sprache und Benennung sein mögen, sind entweder Hirten- oder Jäger-Völker. Diese letzteren gehören zu den ungemischten Stämmen, sind klein von Wuchs und abgehärtet gegen die Witterung, so daß sie von Erkältung nichts wissen; ihr Körper ist aber marklos und schwächlich. Sie beweisen Tapferkeit im Zusammentreffen mit Thieren, an deren Jagd sie gewöhnt sind, in allen andern Fällen zeigen sie sich dagegen feig und abergläubisch. Das Schießgewehr, namentlich die Büchse, ist bei ihnen allgemein im Gebrauch. Als Schützen sind sie mittelmäßig.

Die russischen Ansiedler treiben Jagd und Thierfang nur als Nebengewerbe.

Ssuglan ist der Hauptversammlungs-Ort der wilden Jägerstämme, wo sie einmal im Jahre von allen Enden zusammen kommen, um ihre Abgaben an die Regierung zu entrichten und sich mit Salz und Pulver zu versorgen. Die Beschreibung einer Fahrt von Nishne-Udinsk nach diesem Orte ist geeignet, dem Leser einen richtigen Begriff von den Annehmlichkeiten zu verschaffen, mit denen das Reisen in Sibirien verbunden ist. Die hier geschilderten Ereignisse begegnen mehr oder weniger jedem Jäger in diesem Lande.

Mein alter Freund Tschertwonni-Russin und Herr G., ein reicher Eigenthümer in Nishne-Udinsk, forderten mich eines schönen Wintermorgens auf, mit ihnen nach Ssuglan zu fahren.

Nach Ssuglan, das wir bei Tage nicht erreichen können, wohin Niemand den Weg genau kennt, bei einer Kälte von der bittersten Art, dann die schlechten Mongolen-Sättel mit ihren Steigbügeln, die wie Messer in den Fuß schneiden, das Durchwaten verschiedener Flüßchen (im Dezember), bei Nacht im tiefen Schnee den Weg zu suchen, an steilen Schluchten wie der Wolf umherzuschleichen ... ein solches Unternehmen wiegt alle möglichen Verluste auf und ist als Abenteuer unschätzbar.

Ich willigte ein. Russin ließ seine Reisekleider herbeischaffen: ein Paletot mit Grauwerk gefüttert, sodann ein rother Fuchspelz, darüber die breite Dacha oder der Pelzmantel aus Ziegenfell, das Haar nach außen gekehrt; für die Füße zwei Paar Hirsch-Stiefeln mit in- und auswärts gewendetem Haar.

Sobald mein Freund diesen Kleiderberg auf sich geladen und ehe er noch einen Schritt gethan, beklagte er sich bereits über Müdigkeit und unerträgliche Hitze. Er ließ sich auf den Schlitten laden und wir fuhren ab, mit uns noch zwei Bürger des Städtchens, die gleichfalls Geschäfte in Ssuglan hatten, in einem zweiten Schlitten.

Nishne-Udinsk liegt auf einem Abhange am rechten Ufer der reißenden Uda, die dicht bei der Stadt von einem in nordöstlicher Richtung sich hinziehenden kleinen Bergrücken herabströmt und wirbelnd und schäumend unter den Fenstern der Häuser vorüberschießt. Südlich von dem Flusse sieht man in einer Entfernung von dreißig Werst am Horizonte eine hohe in steten Nebel gehüllte Bergkette, welche ein Zweig des Ssajanischen Gebirges ist. Eine kleine Vertiefung, im Profil der fernen Berge bemerklich, ist die Schlucht, aus der das Flüßchen Rubachina strömt, und dies war der Punkt, auf den wir unsere hohen, engen Schlitten in gerader Richtung über Gräben, Baumstämme und Gebüsch hin zu steuern hatten.

Als uns die Nacht den Anblick der Berge entzogen, konnte sich Niemand mehr von der Richtung, die wir verfolgten, Rechenschaft ablegen, und nachdem man lange vergeblich sich zu orientiren gesucht, wäre vielleicht jeder von uns bereit gewesen, wieder umzukehren, besonders da der Fuhrmann offenherzig erklärte, seit zehn Jahren nicht in dieser Gegend gewesen zu sein; doch wollte keiner diesen Vorschlag zuerst machen. Russin, der unter seiner dreifachen Pelzhülle den Schlaf des Gerechten schlief, erwiederte auf Befragen, daß er als Eingeladener in vollkommener Passivität zu verharren gedächte und daß wir sein Schnarchen als Einwilligung in unsere Beschlüsse, welcher Art diese auch immer sein möchten, betrachten sollten.

— Also vorwärts, Wassili! Nimm die Zügel und halte immer gerade auf den Mond zu, der so eben hinter den Bergen hervorlugt.

Und fort ging es wieder über Stock und Stein. Alle Augenblicke fiel einer von den Schlitten um und lagerte einen Theil seines lebendigen Inhalts tief in den Schnee. Doch das focht uns wenig an und namentlich ließ Russin sich dadurch nicht im Mindesten stören. Das Geheul des Nachtwindes und der kreischende Schnee schienen auf ihn den Eindruck eines Wiegenliedes zu machen; selbst ein heftiger Schlag, der seinen Kopf traf, als unser Schlitten beim Hinabfahren von einer waldigen Anhöhe mit aller Gewalt gegen einen Baum geschleudert wurde, erweckte ihn nur für einige Minuten. Brummend und ächzend schlief er wieder ein. Plötzlich aber, man denke sich Russin's Entsetzen, sieht er sich über einem tief klaffenden, mit brausenden Wogen gefüllten Abgrunde schweben. An seinen Füßen, die in das Gepäck im Schlitten verwickelt sind und allein noch das ganze Gewicht seines Körpers halten und den Sturz verhindern, fühlt er einen namenlosen Schmerz. Sein Kopf sinkt tiefer und tiefer hinab, an seine Ohren schlägt das Geplätscher der wüthenden Rubachina, und schon umhüllt ihn der eisige Dunst, der im Winter aus den nie gefrierenden Flüssen Sibiriens emporsteigt. Dennoch wäre er lieber in den Fluß hinabgestürzt, als nur noch eine Sekunde in dieser fürchterlichen Lage geblieben. Vergeblich bemühte er sich, seine Füße frei zu machen; der unerträgliche Schmerz wuchs mit jedem Augenblicke und preßte ihm ein entsetzliches Angstgeschrei aus. Nicht Jeder kann Seiltänzer-Kunststücke machen, und Russin hatte außer seinem wohlgenährten Körper noch die Last der dreifachen Pelzkleider zu halten. Mit einer letzten verzweifelten Kraftanstrengung riß der Unglückliche seine Füße unter dem lastenden Gepäcke hervor und stürzte kopfüber in den Fluß. Nach einigen Sekunden tauchte er wieder auf und wurde von der Strömung an den mit Eis bedeckten Uferrand getrieben. Seine Kraft reichte nicht hin, um auf das Eis zu gelangen, aber Wassili hörte diesmal sein Verzweiflungsgeschrei und fand ihn noch eben zu rechter Zeit, um ihn bei den Armen zu fassen und ihn auf's Ufer zu ziehen.

In der nächsten Minute war der ärmste Russin mit einer mehrfachen Eiskruste bedeckt. Alles an ihm war steif gefroren und krachte bei jeder Bewegung. — Feuer, oder den Tod! schrie der Unglückliche, — alles in der Welt für einen Funken Feuer!

Nachdem wir uns wohl eine Stunde lang abgemüht, flackerte endlich ein ansehnliches Feuer lustig auf dem Schnee empor. Russin wurde ausgekleidet und seine Pelze u. s. w. am Feuer getrocknet, während ein anderer Theil der Reisegesellschaft bemüht war, die Kissen, Mundvorräthe und anderweitige Habe, die in den Fluß gefallen, herauszufischen. Glücklicherweise fand sich unter dem nicht durchnäßten Gepäcke eine Pelz-Dacha, die Russin sehr zu Statten kam, und so saßen wir bald alle vergnügt um das Feuer, wünschten uns Glück zu der überstandenen Gefahr, lachten über den Schreck und ließen es uns wohlschmecken, soweit unser Proviant dies erlaubte.

Die Gefahr, die uns alle bedroht hatte und die nur für den fest eingeschlafenen Russin so üble Folgen gehabt, erklärte sich auf folgende Weise. Beim Uebergange über die Rubachina, wobei uns eine vom Ufer losgerissene Eisfläche, die zufällig über den ganzen Fluß reichte und stehen geblieben war, zur Brücke diente, gerieth der Schlitten auf der Seite, wo Russin lag, in's Wasser und fiel mit einem heftigen Rucke um, wodurch der arme Mensch hinausgeschleudert wurde, während seine untern Extremitäten auf die beschriebene Weise für eine Zeit lang im Schlitten festgebannt blieben.

Als der Tag anbrach, befanden wir uns auf dem richtigen Wege nach Ssuglan, die Kälte hatte um viele Grade zugenommen und durfte nun auf den Namen einer ächt sibirischen Anspruch machen. Jeder kauerte so gut er konnte unter seiner Pelzdecke, und nur der beklagenswerthe Russin, dessen Kleider immer noch feucht waren, wie man sie auch am Feuer hin und hergewendet, sah sich nun genöthigt, während die andern schliefen, hinter dem Schlitten herzutraben, um sich in Schweiß zu bringen, was ihm jedoch nur in Bezug auf den dreifach bepelzten Obertheil seines Körpers gelang, indeß seine Füße vor Kälte erstarrten.

Bald darauf waren wir genöthigt, unsere Schlitten zu verlassen und die Pferde zu satteln, um auf einem schmalen, äußerst beschwerlichen Felsenpfade das fast senkrechte Ufer des Flusses entlang zu reiten. Mehr als zwanzigmal mußten wir hindurch waten, ein Unternehmen, wozu die Pferde, scheu gemacht durch das unter ihren Füßen zusammenbrechende Eis

am Uferrand, nur durch die unbarmherzigsten Kantschu-Hiebe gezwungen werden konnten.

Schwierigkeiten anderer Art erwarteten uns in dem unwegsamen dichten Walde, wo ganze Haufen von Baumstämmen, die das Alter niedergeworfen, den Weg nach allen Richtungen versperrten und wo man die Pferde, wenn sie nicht hinüber klettern konnten, zum Sprunge antreiben mußte. Keiner von der Reisegesellschaft kam ohne ein von den Zweigen zerkratztes Gesicht oder wund gequetschte Gliedmaßen aus dem Walde, obgleich wir ihn bei hellem Tage passirten.

Wir zogen durch eine schmale Schlucht, in deren tiefstem Grunde die Rubachina jählings hinabschießt. Alles ringsum war öde, kein lebendes Wesen, selbst nicht die Spur eines Wildes. Dafür aber flimmerten und blitzten im Sonnenlichte Millionen von Diamanten-Büscheln an allen Bäumen, Sträuchern und Felsstücken, so funkensprühend, so tausendfarbig, daß man versucht wäre, sich glücklich zu preisen bei dem Anblicke dieses schönen Naturschauspiels, wenn man nicht wüßte und fühlte, wie bitter die Kälte ist, die hinter all dem Glanze steckt.

Diese unerbittliche Kälte hatte nicht nur jede Bewegung, sondern auch jeden Laut erstickt und die ganze Natur starr in Fesseln geschmiedet. Nur hoch über den waldigen Berggipfeln flohen eilige Nebelwolken vorüber.

Unter den verschiedenartigen Gestaltungen des Gesteines, das diese Schlucht bildet, zeichnet sich ein abgesondertes Felsstück aus, das gerade und hoch wie ein Glockenthurm emporragt, und auf dessen unzugänglichem Gipfel zwei colossale Cedern mit vollen Kronen stehen.

Hier öffnet sich die Schlucht auf eine weite Hochebene. Wir sahen bald den gastlichen, die Nähe menschlicher Wesen verkündenden Rauch in blauen Streifen emporsteigen und zwischen den Fichtenstämmen wurden Reihen von Zelten sichtbar. Seitwärts standen überall Hirsche gesattelt und an Bäume gebunden. Um die aus Fellen gemachten Zelte drängten sich die wilden Landeskinder, baarhaupt, mit langem, pechschwarzem Haar. Wir boten ihnen freundlichen Gruß. Wir waren in Ssuglan.

IV.

Ein kirgisischer Festschmaus.

Den ganzen Julimonat 1846, erzählt ein russischer Reisender, wurde ich durch Umstände veranlaßt, in dem Lager des Chans der innern oder Bukejewer Kirgisenhorde zuzubringen, welches 66 Werst südöstlich vom Salzsee Elton aufgeschlagen ist. Diese kleine russisch-asiatische Niederlassung mit ihren keineswegs malerischen Umgebungen kann die Aufmerksamkeit der Reisenden kaum auf zwei bis drei Tage fesseln; weiterhin erwartet ihn nur eine Langeweile, die um so unerträglicher ist, da er hier weder eine Gesellschaft, noch eine Bibliothek findet, die ihm Zerstreuung gewähren könnte, während er von der brennenden Sonne und der sumpfigen Atmosphäre, diesen unzertrennlichen Begleitern eines kirgisischen Sommerlagers, gequält wird. Nur von Zeit zu Zeit wird die Monotonie des Lebens durch die Ankunft der Tschernojarsker Post oder durch ein kleines Pferderennen unterbrochen, die aber bald ihr Interesse verlieren.

Schon die dritte Woche hatte ich an diesem Orte verlebt, als ich durch die Einladung eines Bekannten zu einem kirgisischen Tui oder Festschmaus überrascht wurde. Ich erfuhr zugleich, daß etwa 50 Werst von dem Lager des Chan sich ein ziemlich großer Aul befinde, die Wohnung eines reichen Aeltesten, Namens Ak-Bulat, welcher den Tui gab, d. h. Gäste zu einem Schmause lud, den er zu Ehren seines Sohnes veranstaltete, der nach Orenburg ging, um im dortigen Cadettenhause Neplujew erzogen zu werden. Man muß hieraus nicht folgern, daß ein Tui oder häusliches Fest ausschließlich bei der Abreise eines Mitgliedes der Familie gegeben wird; im Gegentheil ist dies einer der seltensten Anlässe, indem der Tui gewöhnlich bei einer Brautbewerbung, bei der Zahlung des Kalym und bei der Hochzeit selbst stattfindet; zuweilen gilt er auch als Ehrenbezeugung für einen hohen Gast, und endlich laden die Kirgisen,

wie die Europäer, ihre Freunde oft ohne besondere Veranlassung zu sich, um sich zu belustigen und zärtlich zu thun.

Früh Morgens am folgenden Tage sollten wir uns auf den Weg machen, aber die Vorbereitungen zu einer Reise, selbst zu der kürzesten, verzögern sich immer so sehr, daß es acht Uhr war, ehe wir das Zelt des Chans verließen. Der Weg ging von Anfang an gerade nach Nord-Westen und bestand aus zwei Streifen niedergetretener Erde, welche deutlich zeigten, wie wenig darauf gefahren wurde, während der weite Abstand zwischen den Spuren bewies, daß diese Straße nur russischen Tilegen*) bekannt war. In der That ziehen sich zweimal im Jahre, im Frühling und im Herbst, lange Reihen Tilegen durch die Steppe, mit Waaren beladen, die von Saratow nach den kirgisischen Jahrmärkten gebracht werden. Zu andern Zeiten ist die Straße verödet; nur selten rollt die Equipage eines Reisenden darüber hin, der den Chan der Kirgisenhorde besucht.

Auf diesem Wege ging es ziemlich rasch vorwärts und wir erreichten bald einen Haufen kirgisischer Reiter, welche vier Wagen escortirten, in denen sich meistens die zu dem Tui geladenen russischen Einwohner des Lagers befanden. Einer von ihnen gehörte jedoch einem kirgisischen Sultan und zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Der Eigenthümer desselben, einst ein kühner Reiter und noch jetzt ein lebhafter und jovialer, obwohl hinfälliger Greis von 80—90 Jahren, hatte eingesehen, daß es Zeit sei, den Sattel aufzugeben und ein bequemeres Fortbewegungsmittel zu suchen; ein russischer Tarantas**) wäre für seine Steppenfahrten äußerst passend gewesen, allein der Sultan, wie die Kirgisen überhaupt, war der Nachahmung abhold, und erfand daher sein eigenes Fuhrwerk, dessen Grundidee europäisch, dessen Ausarbeitung aber asiatisch war. Ich will eine genaue Beschreibung dieser Equipage mittheilen, als Probe der Erfindungsgabe

*) Dies ächt russische Fuhrwerk gleicht einem Boot, auf einen vierrädrigen kurzen Unterwagen gesetzt, und sieht zierlicher aus, als unsere deutsche Bauerwagen.

**) Ein sehr bequemes russisches Fuhrwerk: ein moderner Chaisenkasten ist auf einem ächt russischen Untergestelle, nämlich zwei etwa zehn bis zwölf Fuß langen, vier Zoll dicken jungen Eichen befestigt, die über einen Unterwagen von vier niedrigen Rädern gespannt sind.

eines kirgisischen Magnaten, der sich viel in der Welt umgesehen und sowohl Moskau, als St. Petersburg mehr als einmal besucht hat.

Der untere Theil der Kutsche, nämlich die Achsen, die Räder und die drei Schwungbäume, war ganz so gebaut, wie bei einem russischen Tarantas, mit der einzigen Ausnahme, daß die Schwungbäume hinter dem Kutschkasten ihrer ganzen Länge nach durch in der Quere liegende Bretter verbunden waren, auf die man vermuthlich die schweren Gegenstände packte, und daß vor dem Kasten auch nicht die Spur eines Kutschbocks zu sehen war. Der Kasten hatte die Gestalt eines länglichen, viereckigen Schilderhauses (budka) mit gewölbtem halbcylinderförmigen Dache; das Innere des Kastens war von allen vier Seiten mit einem niedrigen Gitter versehen, welches kleine Thüren hatte und mit hellblauer Farbe angestrichen war. Von den Ecken dieses Gitters liefen vier ziemlich lange und dicke Stangen aus, welche paarweise mit einander verbunden zwei Krummhölzer, eines vorne und eines hinten, bildeten, die vermittelst dreier eiserner Stäbe befestigt waren. Auf dieser Grundlage war ein Stück Filz oder vielmehr ein dickes Tuch von häuslicher Manufactur gezogen, welches noch in der Wolle eine helle Ponceau-Farbe erhalten hatte; unten und an den Seiten war es mit einer schmalen weißen Borte eingefaßt, durch welche auch die Nägel gingen, die das Tuch an den Boden des Kutschkastens befestigten. Den Gitterthüren zunächst war an jeder Seite des Tuchs eine viereckige Oeffnung geschnitten, die als Eingang in den Wagen diente und von einem dünnen hölzernen Rahmen umgeben war; dieser Eingang konnte von oben mit einem Lappen ähnlichen Tuches zugedeckt werden, der, wenn man ihn nicht brauchte, aufgerollt und mit einer Schnur angebunden wurde. Unten, vor den Thüren, befand sich an jeder Seite ein eiserner Tritt von überaus plumper Form. Der Boden des Kutschkastens war aus dünnen, quer liegenden Brettern zusammengesetzt. Alle Theile des Wagens waren so fein und so leicht, daß trotz einer Menge großer Kissen, mit denen er angefüllt war, er ohne Mühe von einem einzigen Pferde gezogen werden konnte; gewöhnlich aber wurden zwei Pferde vorgespannt, das eine an der Deichsel, das andere, vordere, gesattelt. Sie werden durch zwei Stricke verbunden, die von den Enden der Stangen bis zum Steigbügel gehen. Auf dem Reitpferde sitzt der kirgisische Kutscher und lenkt das Fuhrwerk.

Diese wunderliche Equipage war übrigens der erste und letzte Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit erregte; sonst erblickten wir auf dem ganzen Wege nichts, als eine unermeßliche Ebene, die sich bis an die äußersten Grenzen des Horizonts erstreckte. Diese glatte Fläche heißt mit Recht die Steppe, die in dieser Gegend unerträglich einförmig ist. Man hört hier weder den Gesang der Nachtigall, welche die Kirgisen gar nicht kennen, noch sieht man andere gewöhnlichere Vögel. Nur selten bemerkt man einen Falken in den Lüften, oder scheucht eine Lerche auf, deren laute Stimme bald das Gehör ermüdet. Die Vegetation ist ungemein ärmlich, das Gras ist ein mehr graues als grünes Kraut, und das Auge sucht vergeblich nach einem Baum, einem Strauch oder selbst nach einer Blume. Von den brennenden Strahlen der Juli-Sonne versengt, sehnten wir uns daher schon längst nach dem Ende unserer Reise, als der scharfe Blick des Kirgisen, der bei uns Kutscherstelle vertrat, in weiter Entfernung einige kaum bemerkbare Hügel unterschied, die er als das Ziel unserer Fahrt bezeichnete. In der That kam uns etwa nach einer halben Stunde ein großer kirgisischer Aul zu Gesicht; noch eine halbe Stunde, und wir konnten die Kibitken zählen, aus welchen er besteht, und einige Minuten später befanden wir uns mitten im Aul.

Die Wagen hielten vor einer der größeren Kibitken, über welche neue weiße Filzdecken ausgebreitet waren. Wir stiegen aus und an der Thüre dieses beweglichen Hauses empfing uns der Wirth. Sein Familien-Name, Ak-Bulat (weißer Stahl) paßte vollkommen auf seine Persönlichkeit; die strengen markirten Züge des Gesichts wurden durch die dunkle Farbe der von der Sonne gebräunten Haut gehoben, welche von einem schwarzen mit grau gemischten Bart umflossen war; eine schwarze runde Mütze mit ihrer zottigen Verbrämung von schwarzem Lämmerfell bedeckte das Haupt; unter dem schwarzen tuchenen Tschepan sah man einen rothen bucharischen Chalat (Schlafrock), durch einen doppelten ledernen, mit Silberblech verzierten Gurt um den Leib geschnallt. Nach den ersten Begrüßungen stellte er uns seine beiden Söhne vor, die, wie alle Kirgisen, in bucharische Chalate gekleidet waren; der ältere trug auf dem Kopfe einen weißen Hut oder Kolpak, der jüngere eine rothe Sammetmütze mit breitem Fuchssaum. Wir begaben uns mit ihnen in die Kibitka.

Das Innere dieser letzteren glich in jeder Hinsicht den übrigen kirgisischen Kibitken, mit Ausnahme der Filzdecken, welche weiß und neu waren. Die hölzerne Grundlage, d. h. das Gitter, der Bogen und der Kreis, war mit frischer rother Farbe angestrichen, und die Bänder, welche die Filzdecken zusammenhielten, waren mit bunten, äußerst kunstvoll angenähten Stücken Tuch geschmückt. Der Durchmesser der Kibitka war ziemlich bedeutend — ungefähr drei Faden. Von dem Tschigarak (dem hölzernen Kreise der Kibitka) hing ein breites Band halbzirkelförmig herab, an welches drei ungeheure lederne, mit Kumyß gefüllte Beutel (tursuk) befestigt waren; aus jedem Beutel ragte ein geschnitzter Quirl hervor, mit welchem drei Kirgisen unaufhörlich den Kumyß umrührten. Neben diesen Tursuks stand ein enormer hölzerner Napf, um ihn herum mehrere kleinere von weißem Thon; ersterer war mit Kumyß gefüllt, den die unermüdliche Hand eines dabeisitzenden Kirgisen mittelst einer hölzernen Schöpfkelle in immerwährender Bewegung erhielt. Diese Schöpfkelle zog unwillkürlich die Augen der Gäste auf sich, so schön und elegant war sie gemacht. Das nicht tiefe aber niedliche Becken war von innen eben und glatt, von außen jedoch mit kleinen geschnitzten Zierrathen und an den Rändern mit phantastischer Bordüre geschmückt; an dem Ende des wohlgeformten Griffes war eine wundervolle durchbrochene Arbeit angebracht. Wir erfuhren zu unserm nicht geringen Erstaunen, daß dieses Kunstwerk von einem gemeinen Kirgisen mit Hülfe eines einfachen Messers ohne alle anderen Instrumente verfertigt worden sei.

Die Beutel und Näpfe standen sämmtlich auf dem Filztuche, welches die Erde bedeckte, die den Boden der Kibitka bildete. Den Thüren gerade gegenüber waren im Halbkreise Kissen, Pfühle und mehrere Mal zusammengelegte Bettdecken ausgebreitet und mit Teppichen überzogen. Auf dieser kleinen Erhöhung hatten etwa zwölf Gäste Platz genommen, die zur Hälfte aus russischen Beamten bestanden. Die erste Stelle, d. h. die Mitte des Halbkreises, war einem Sultan eingeräumt worden, der sowohl bei den Kirgisen als Russen besondere Achtung genoß; es war derselbe, dessen Reisewagen uns unterwegs aufgefallen war. Bei dieser Gelegenheit war der Sultan mit einem weißen, ziemlich langen Cattunhemde bekleidet; darüber trug er einen gestickten, bis an die Knie reichenden Atlasrock oder Beschmet mit kurzen Aermeln, und über diesen einen gestreiften seidenen Chalat, den er jedoch bald

ablegte. Den Kopf bedeckte statt der „Tübetéika" eine spitzige, gold- und silbergestickte, mit Biberfell eingefaßte Sammetkappe, auf welcher eine blaue Sammetmütze mit breiter Zobelkante saß.

An den Thüren stand oder hockte das Gesinde; links vom Eingange kochte der Samowar (Theemaschine) und bereitete sich der Thee. Nachdem einige Minuten im Gespräch verflossen waren, übertrug unser Wirth sein Amt einem Verwandten und begab sich nach den andern Kibitken, die, wie die unsrige, sich mit Gästen angefüllt hatten. Der Stellvertreter Ak-Bulat's war viel einfacher gekleidet, als sein reicher Vetter; sein ganzes Costüm bestand aus einer großen Mütze von schwarzem Lammfell und einem gewöhnlichen bucharischen Chalat, von einem langen Riemen umgürtet, an welchem eine kleine lederne Tasche und ein kirgisisches Messer in einer ledernen Scheide hing; das Hemde von grober Leinwand, das sich unter dem Chalat bemerkbar machte, verrieth deutlich die grenzenlose Unreinlichkeit des Besitzers. Dieser Kirgise verstand kein Russisch und unterhielt sich nur von Zeit zu Zeit mittelst eines Dollmetschers mit uns; der größte Theil seiner Reden war an die Dienerschaft gerichtet, der er verschiedene Befehle ertheilte, von welchen der erste augenscheinlich den Kumyß betraf; wenigstens hielt der Kirgise, welcher bisher dieses Getränk in dem hölzernen Napfe umgerührt hatte, in seiner Arbeit inne, wischte die kleinen Gefäße mit einem Zipfel seines Chalats aus, und begann den Kumyß in dieselben einzuschenken. Von den thönernen Näpfen waren nicht mehr als sechs vorhanden, von denen jeder zum mindestens fünf Gläser enthielt; als sie alle gefüllt waren, traten zwei Kirgisen, die bisher unbeschäftigt an der Thür der Kibitka gestanden, auf den Wink des Festordners hinzu und fingen an sie herumzutragen, wobei sie den Rang der Gäste streng beobachteten. Der Sultan und die übrigen Muselmänner leerten ihre Näpfe bis zum Grunde, aber in verschiedenen Absätzen, deren Zwischenräume sie durch Gespräche ausfüllten, noch öfter aber auf die Oberfläche des im Gefäß zurückbleibenden Kumyß bliesen, gleichsam um ihn abzukühlen. Als sie ausgetrunken hatten, nahmen die dienstbaren Kirgisen, welche ihren Bewegungen mit Aufmerksamkeit gefolgt waren, die Näpfe zu sich, füllten sie abermals mit Kumyß und reichten sie den übrigen Gästen, welche nicht die Ehre hatten zu den Standespersonen zu gehören. Beim Schlusse dieser Bewirthung war der

große Kumyßnapf ganz leer geworden, auf Befehl des Vicewirths aber öffnete einer der drei Kirgisen, die neben dem Tursuk standen, den Schlund seines Beutels und goß den Napf wieder voll, der unter der Aufsicht unseres kirgisischen Ganymeds von neuem die Runde machte.

Es war bereits halb zwei Uhr, als das Kumyßtrinken zu Ende ging; ungeachtet es fast Mittagszeit war, wurde jetzt Thee aufgetragen. Was den Thee anlangt, haben die Kirgisen viel Aehnlichkeit mit den russischen Handlungsdienern und Kaufleuten von der alten Schule; sie trinken ihn eben so gern bei dem härtesten Frost, wie bei der drückendsten Hitze, vor und nach Allem, zu jeder Zeit und an jedem Orte. Auch lassen sie eine kleine „Prise" Thee in einer ungeheuren Quantität Wasser abkochen und dann eine halbe Stunde lang über der Gluth des Samowar schmoren, bis das Gebräu eine hinlängliche Dicke und eine schwarzbraune Farbe erreicht hat, worauf es allmälig in kleine Tassen abgegossen, mit einer dreifachen Quantität Wasser verdünnt und im Schweiße des Angesichts mit wahrem Hochgenuß getrunken wird. Der Zucker wird wegen seiner Theuerung und der Schwierigkeit ihn zu erlangen, von den Kirgisen ungemein hochgeschätzt, weshalb man ihn in homöopathische Stückchen schneidet und nicht mit dem Thee vermischt, sondern nur an die vom Trinken feuchte und brennende Zunge legt.*)

So kochte denn auch auf dem Tui des Aeltesten Ak-Bulat der Thee in der weißen, mit Rosinen-Guirlanden bemalten Kanne mehr als eine halbe Stunde auf dem Samowar, und erst, nachdem man mit dem Kumyß zu Ende war, fing der Verwandte des Aeltesten selbst an, ihn in kleine Porzellantassen von sehr alterthümlicher Façon und mittelmäßiger Arbeit auszugießen. Die Zahl dieser Tassen entsprach bei weitem nicht der der Gäste, da ihrer nicht mehr als vier waren. Der Thee wurde wie gewöhnlich sehr verdünnt und dann auf einen alten Präsentirteller gestellt, der einst vergoldet und mit den Figuren eines Cupido's mit gespanntem Bogen und einer halbnackten Jungfrau geschmückt war, von

*) Dieses bezieht sich indeß nicht auf die Kirgisen von höherem Range, als die Sultane, Räthe und reichen Aeltesten, welche alle Mittel haben, ein üppiges Leben zu führen.

denen man aber nur noch wenige Spuren erblickte, wogegen Rost und Schmutz neuere, dauerhaftere Verzierungen gebildet hatten. Zwei von den Tassen waren mit kupfernen Theelöffeln versehen, deren gebogene Form, trübes Aussehen und schwarze und gelbe Flecke von langer unreinlicher Benutzung zeugten, in die beiden andern Tassen aber waren, da es an Löffeln fehlte, als Surrogate frisch aus Holz geschnittene Schaufelchen gelegt. Außerdem standen auf dem Präsentirteller eine mäßig große Schüssel mit kleingestoßenem Zucker und ein mächtiges Gefäß voll Kaimak. Diesen Namen führt eine Speise, die bei den Kirgisen für ein Hauptleckerbissen gilt, und aus gekochter Sahne besteht, die durch langes Sieden äußerst dick, beinahe butterartig geworden ist und sich mit einer während des Kochens gebildeten Haut überzogen hat. Der Kaimak ist sehr schmackhaft, aber so fett, daß es besser wäre, ihn als eigene Speise und nicht als Zugabe zum Thee zu gebrauchen. Einer von den Kirgisen, welcher den Kumyß verabreicht hatte, servirte auch den Thee, indem er, wie früher, die Rangordnung streng befolgte.

Uns Russen, die wir an aromatischen Thee gewohnt sind, konnte diese zweite Bewirthung nicht gefallen; sie war sogar unangenehm wegen der langen Intermezzo's zwischen jeder Tasse, da aus Mangel an Theegeschirr die Gäste nacheinander in drei Abtheilungen bedient werden mußten, vor Allem aber wegen der Unsauberkeit, mit der die Kirgisen selbst trinken und auch Andere bewirthen. Der Gebrauch, die Tasse jedesmal auszuwaschen, ist ihnen völlig unbekannt; wenn der Mundschenk sie vom Gaste in Empfang nimmt, stellt er sie ohne weiteres an den Samowar, füllt sie von neuem und reicht sie demjenigen, an welchem die Reihe ist, wobei sich von selbst versteht, daß nach jeder Eingießung der Bodensatz immer mehr zunimmt. Ich weiß nicht, wie der erste Thee schmecken mochte, allein in der eingehändigten Tasse befand sich nur eine trübe Flüssigkeit, die Theestängel lagen schichtenweise auf dem Grunde und dicke Fetttropfen schwammen auf der Oberfläche. Um diesen Mängeln einigermaßen abzuhelfen, ohne den Verwandten Ak-Bulat's durch eine Weigerung zu beleidigen, that ich so viel als möglich Kaimak und Zucker hinzu, worüber mein kirgisischer Mundschenk in den lauten Ruf: Boi! Boi! ausbrach; wie ich später erfuhr, gab er hierdurch sein maßloses Erstaunen über den den Kirgisen unbekannten

Luxus, den Thee süß zu trinken, zu erkennen. Da ich nicht wünschte, die Annehmlichkeit dieses Getränks von neuem zu erproben, so legte ich die hölzerne Schaufel, die als Löffel diente, in die Tasse und reichte sie dem Aufwärter; zu meiner Verwunderung jedoch erschien er bald vor mir mit einer zweiten Tasse, die der ersten in nichts nachgab. Es wurde mir jetzt mitgetheilt, daß die Kirgisen die russische Sitte angenommen haben, die Tasse umzukehren, wenn man nicht mehr trinken will; diese letztere Gewohnheit könnte bei der Unreinlichkeit der Kirgisen von großem Nutzen sein, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß sie Alles, was aus der Ober- in die Untertasse fließt, in jene zurückgießen.

Nachdem die Gäste mit ihrem Thee fertig waren, hörte man noch lange das Zischen des Samowar; das Wasser, welches darin blieb, ward von der Dienerschaft ausgetrunken, und erst als die Maschine ganz leer war, trug man sie mit dem übrigen Theegeschirr aus der Kibitke.

Es war schon drei Uhr, als unser Wirth, der Aelteste, in Person eintrat und um die Erlaubniß bat, das Essen auftragen zu lassen. Er ertheilte hierüber den Dienern seine Befehle und verließ dann mit ihnen die Kibitke. Nach einer Viertelstunde kamen drei von den Aufwärtern zurück mit einem drei Faden langen Stücke rosenfarbenen Zitz' von der billigsten Sorte, aber ganz neu, den sie in einem Halbkreise längs den Füßen der Gäste ausbreiteten, wahrscheinlich um die Stelle eines Tischtuches zu vertreten. Hierauf kamen noch drei Batyre*), von welchen einer einen kupfernen, von innen und außen verzinnten Kessel, der zweite ein ziemlich großes messingenes Waschbecken und der dritte ein weißes, obwohl nicht sehr feines Handtuch trug. Sie näherten sich alle drei dem Sultan, der die Waschungen begann, welche stets einem kirgisischen Gastmahle vorausgehen. Diese bestehen in Folgendem: man benetzt die Hände mit dem Wasser, ohne sie jedoch zu waschen, und fährt mit der feuchten Hand über das Gesicht, von den Augen bis zum Bart; dann nimmt man Wasser in den Mund und spült ihn sorgfältig aus; hierauf reinigt man vermittelst einer zweiten Dosis Wasser mit vieler Kunst die Zähne — ich

*) Die Kirgisen nennen Jemanden, der sie bedient, aus Artigkeit Batyr, d. h. einen flinken, wackern Menschen.

sage „mit vieler Kunst,“ weil ein Kirgise wirklich in zwei bis drei Sekunden die linke Zahnreihe dreimal mit dem Zeigefinger und die rechte mit dem Mittelfinger reibt, ohne die Hand wegzunehmen und sogar die Finger im Munde haltend; zuletzt folgt die Nase, indem man das Wasser ein paar Mal aus der flachen Hand in die Nüstern zieht, worauf man sich sorgfältig mit dem Handtuche abreibt. So wäscht sich ohne die geringste Abweichung Alles — Herr und Diener, Reich und Arm. Es ist nicht schwer, zu bemerken, daß bei dieser Operation die Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf Mund und Nase gerichtet wird, ohne Zweifel in der Absicht, diese Organe für den Geschmack und Geruch der Speisen empfänglicher zu machen.

Etwa fünf Minuten nach Beendigung der so eben geschilderten Ceremonie traten sechs Kirgisen in die Kibitke, von denen jeder eine große hölzerne Schale trug, welche eine halbe Arschin (14 Zoll) im Durchmesser hielt und mit dunkelrother Farbe angestrichen war. Unter diesen Schalen schien nur die zuerst getragene ihrer frischen Farbe nach ganz neu zu sein, alle übrigen waren augenscheinlich lange im Gebrauch gewesen, da sie stark abgerieben waren. Die neue Schale wurde vor den Sultan, als den Senior der Gesellschaft, gestellt; was die übrigen Gäste betraf, so mußte eine Schale für zwei oder gar drei Personen dienen.

Diese Schalen waren bis oben mit Fleisch angefüllt, und beim ersten Anblick bot ihr Inneres den Zuschauern ein vollständiges Chaos dar; an einer Stelle sah man ein Stück Fett, so weiß wie Talg, an einer andern ragte ein Knochen hervor, hier lagen Eingeweide, dort reines Fleisch. Diesem chaotischen Anblick entsprach auch die Mannigfaltigkeit des Inhalts; es befand sich in den Schalen Ziegen-, Hammel-, Kuh- und Pferdefleisch, in unförmliche Stücke zu drei bis sechs Pfund Gewicht zerschnitten. Uns Russen gab man außer den Schalen noch gewöhnliche kirgisische Messer; den eingebornen Gästen ward dieses Vorrecht nicht zu Theil — sie zogen ihr Messer heraus, welches sie stets am Gürtel tragen, wischten es am Schoße ihres Chalat ab und begannen das Fleisch zu tranchiren. Das kirgisische Messer verdient eine kurze Beschreibung. Dieses Instrument hat überall fast dieselbe Form und Größe, wahrscheinlich weil es von den dortigen Schmiedemeistern verfertigt wird, deren Zahl in der Horde sehr

beschränkt ist; seine gebogene aus vortrefflichem Eisen gearbeitete Klinge ist nicht über zwei Werschok*) lang und in ein gleichfalls zwei Werschok langes rundes Heft von Holz oder Knochen eingefügt, welches man immer mit schwarzer Farbe anstreicht. Trotz seiner winzigen Gestalt ist dieses Messer, welches die Kirgisen „pschjak" nennen, bei ihnen in beständigem Gebrauch. In einer ledernen Scheide ruhend, aus der nur die Spitze des Heftes hervorblickt, und an den Gurt seines Eigenthümers befestigt, dient es ihm als unzertrennlicher Begleiter; ob der Kirgise zu Pferde sitzt oder sich auf seinem Kameele schaukeln läßt, ob er ißt oder trinkt, arbeitet oder sich ausruht, nie kann er seinen Pschjak missen, den er zu allem Möglichen benutzt; er ersetzt ihm unsere Tisch-, Taschen- und alle anderen Messer; er zerlegt damit das Fleisch und zerreißt damit die Knochen, um das Mark daraus zu saugen; er schlachtet damit Hammel, Kühe, Pferde und Kameele; endlich braucht er ihn noch als chirurgisches Instrument zum Oeffnen von Geschwüren, zum Aderlaß und zu noch ernsteren Operationen. In einer kunstgeübten Hand vereinigt der Pschjak alle Eigenschaften, welche die Ahle des Schuhmachers, die Scheere des Schneiders, der Meißel des Bildhauers und die Drechselbank des Tischlers besitzen.

Gabeln wurden uns bei dem Diner nicht gegeben, da die Kirgisen von dergleichen Spitzfindigkeiten keinen Begriff haben; die fünf Finger der linken Hand vertraten vollkommen die Stelle dieser europäischen Erfindung. Das Brod, welches in der Horde nicht gebraucht wird, fehlte gleichfalls; von dem andern Zubehör einer Mahlzeit, als Essig, Pfeffer, Senf, war natürlich keine Rede, da solche dem Kirgisen selbst dem Namen nach unbekannt sind. Das Salz, welches auf einem schmutzigen Lappen Papier lag, bestand aus ziemlich großen Stücken, was seinen Gebrauch für uns sehr beschwerlich machte; die Kirgisen aber, die den salzigen Geschmack lieben, leckten die Stücke ab und legten sie dann auf das Papier zurück! Auch Servietten, die bei einem Mahle so unentbehrlich sind, wo die Finger statt der Gabel dienen, waren nicht vorhanden; die Kirgisen behalfen sich mit dem zu ihren Füßen ausgebreiteten Zitz. Das Getränk bestand, wie früher, aus Kumyß.

*) Ein Werschok ist gleich 1¾ Zoll.

Den ersten Platz in den Schalen nahm, was die Quantität betrifft, das Pferdefleisch ein, welches man durch seine dunkle rothbraune Farbe und die dicken Schichten gelben Fettes leicht von den übrigen Fleischsorten unterscheiden konnte. Da ich längst danach verlangte, den Geschmack dieser Speise kennen zu lernen, so suchte ich die Gelegenheit zu benutzen, die sich hier darbot; aber trotz des eifrigsten Gebrauchs meiner Zähne mußte ich den Versuch aufgeben; ich kann nur sagen, daß das Fleisch einer zwanzigjährigen Stute, mit welchem wir auf unserm Tui tractirt wurden, durchaus ungenießbar ist, und zwar aus drei Ursachen: erstens sind die Fasern so hart und fest, daß die Zähne selbst die kleinsten Stücke nicht zermalmen können; zweitens ist der Geschmack ungemein widrig, und drittens ist der Geruch unerträglich — ungefähr wie Pferdeschweiß. Dieser Mängel ungeachtet bildet Roßfleisch, so alt es auch sein mag, das Lieblingsgericht der Kirgisen; ihre Zähne, gewohnt selbst Knochen entzwei zu nagen, finden es keineswegs zähe, der Schweißgeruch scheint ihnen angenehm und der Geschmack vortrefflich. Sie ziehen das Pferd sogar andern Hausthieren vor und schlachten es nur des Freitags, was unserm Sonntage entspricht. Uebrigens hatte ich in der Folge Veranlassung, das Fleisch eines jungen Füllens zu probiren, und fand es eben so zart und schmackhaft, wie Kalbsfilet; da jedoch die Füllen und jungen Pferde die Hauptquelle des Reichthums der Kirgisen ausmachen, so werden sie höchst selten geschlachtet. Dieses Loos haben gewöhnlich die alten Pferde, oder solche, die an unheilbaren Krankheiten leiden. — Was die andern Sorten Fleisch, die sich in den Schalen befanden, anlangt, so zeigten sie alle durch ihre Zähigkeit von schlechter Auswahl und von einer großen Ungeschicklichkeit in der Zubereitung der Speisen.

Am Schlusse dieses ersten Ganges konnten wir eine merkwürdige Gewohnheit beobachten. Wenn der Kirgise gesättigt ist, oder sich vielmehr außer Stande sieht, noch mehr zu essen, in seinem Teller aber noch etwas übrig bleibt, so fängt er an, die Andern damit zu tractiren, und zwar meistens die Jüngeren, seltener Seinesgleichen, nie aber die Aelteren. Diese Bewirthung geht folgendermaßen von statten: Der schon Gesättigte sammelt so viele Reste Fleisch, wie er mit der Hand fassen kann, und ruft dann den Auserwählten zu sich; der Gerufene nähert sich mit über der Brust

gekreuzten Armen und demüthigem Blick, verbeugt sich und öffnet so weit als möglich den Mund, in welchen Jener die bereit gehaltenen Speisen steckt. Ist der Mund nicht groß genug, um die dargereichte Portion ohne Mühe aufzunehmen (was häufig der Fall ist), so nimmt der Kirgise seinen Gastfreund mit der einen Hand beim Genick und stopft ihm mit der andern die Speise hinunter; der Beglückte macht mit vollgepfropftem Munde eine dankbare Verbeugung und kehrt zu seinem Sitze zurück. Welche Schwierigkeiten es ihm auch verursachen mag, den Fleischklumpen zu verschlingen, er darf ihn nicht aus dem Munde nehmen, da er den Geber ernstlich dadurch beleidigen würde. Eine solche Bewirthung ist bei den Kirgisen etwas sehr Gewöhnliches, und drückt gegenseitige Zuneigung oder öfter noch das Wohlwollen des Aelteren gegen den Jüngeren aus. So ließ auch auf dem Tui Ak-Bulat's der Sultan diese Auszeichnung mehreren Kirgisen zu Theil werden, und als er wahrnahm, daß mein Gefährte und ich dieser Ceremonie mit großer Neugier zusahen, würdigte er auch uns einer ähnlichen Gunstbezeugung. Glücklicherweise für mich erhielt ich eine Portion Fett, die ich allerdings ohne Appetit, aber doch ziemlich schnell hinunterwürgte. Nicht so gut erging es meinem Begleiter; als ich ihn fragte, warum er so lange esse, bekam ich eine Handbewegung und ein Kopfschütteln zur Antwort, wodurch er mir anzeigte, daß ihm der Mund voll sei und er nicht sprechen könne. Später erzählte er mir, daß die freigebige Hand des Sultans ihn mit den festen Theilen eines Pferdes beschenkt habe.

Der erste Gang hatte 45 Minuten gedauert, und während dieser kurzen Zeit waren im ganzen Aul vier Pferde, eine Kuh, vier große Hammel und eine Ziege verzehrt worden; wenn man ein Pferd und eine Kuh im Durchschnitt zu acht Pud*), einen Hammel und eine Ziege zu zwei Pud rechnet, so ergiebt sich eine Consumtion von 50 Pud (2000 Pfund) Fleisch in etwas über einer halben Stunde. Es ist schade, daß sich die Zahl der Gäste nicht genau bestimmen läßt, indem ein ansehnlicher Theil unter freiem Himmel gelagert war und nur etwa 140 Personen in den Kibitken Platz gefunden hatten, wo sie gleich uns alle Annehmlichkeiten des Mahles genossen.

*) Ein Pud = 40 Pfund.

Nach Beendigung des ersten Ganges wurden die leeren Schüsseln fortgetragen; bald traten jedoch von neuem sechs Batyre in die Kibitke, welche ähnliche Schalen wie das erstemal, aber jetzt mit Plow gefüllt, brachten. Dieses Gericht wird aus Reis zubereitet, der anfangs im Wasser abgekocht, und dann, nachdem man das Wasser abgegossen, mit geschmolzenem Hammelfett vermischt und durcheinander gerührt wird. Ein Leckerbissen für die gemeinen Kirgisen, ist der Plow auf den Tafeln der Sultane eine gewöhnliche Erscheinung und kann dort bei der trefflichen Qualität des Reißes und der Menge Rosinen, mit denen er gewürzt wird, auch den verwöhntesten Gaumen zusagen; auf dem Tui Ak-Bulat's zeichnete sich der Plow keineswegs durch solche Eigenschaften aus, da der Reis nicht gewaschen, ohne Rosinen und mit bitter schmeckendem Fette gemischt war, aber nichtsdestoweniger schien er uns nach dem harten Fleische ganz delikat. Die Schüsseln waren in derselben Weise wie zuvor aufgestellt; nur mangelte es an Löffeln, die von den Kirgisen noch wenig gebraucht werden und sich leicht durch die rechte Hand ersetzen lassen.

Als wir mit diesem zweiten und letzten Gericht zu Ende waren, hatten sich die Hände der Gäste und der untere Theil ihres Antlitzes mit einer Lage Fett bedeckt, bei Einigen in solcher Masse, daß es ihnen in Strömen vom Munde auf den Bart und von hier in die Teller zurück tröpfelte. In diesem unangenehmen Zustande wartete jeder Gast mit Ungeduld auf die nachmittägliche Abwaschung, die eben so wie vor dem Essen vollzogen wurde, nur daß jetzt die meiste Aufmerksamkeit auf Gesicht und Hände verwendet wurde. Die Mahlzeit ward mit einem kurzen muhamedanischen Gebete beschlossen, nach welchem man abermals Kumyß herumreichte. Als sie einen Becher dieses Getränks zu sich genommen, legten viele Gäste sich hin, um auszuruhen oder zu schlafen, andere ließen sich in eine Unterhaltung ein, noch andere, zu denen auch ich gehörte, zogen vor, einen Spaziergang durch den Aul zu machen.

Der Aul bestand aus funfzehn Kibitken, welche augenscheinlich ohne alle Ordnung aufgestellt waren, indem die Entfernung zwischen einigen nicht über vier Faden, zwischen andern zwanzig und mehr Faden betrug. Auch die Größe der Kibitken war verschieden; einige von ihnen waren mit weißen und neuen Filzdecken, andere wieder mit grauen, stark abgenutzten

überzogen, in Hinsicht ihrer inneren Einrichtung aber glichen sie alle vollkommen derjenigen, in der wir Aufnahme gefunden hatten.

Zwölf Kibitken waren mit Gästen männlichen Geschlechts angefüllt; nur in der Nähe einer einzigen wimmelte es von Frauen. Uebrigens hatten, wie schon gesagt, nicht alle Gäste in den Kibitken Platz; es waren ihrer sehr viele und der größte Theil saß daher im Freien. Manche waren auch zu Pferde, und ich bemerkte unter ihnen ziemlich viel Kinder. Es ist ein hübscher Anblick, ein Kind im Sattel und kühn das Pferd lenkend zu sehen; besonders interessirte uns ein Knabe von nicht über drei Jahren, der in der einen Hand die Zügel, in der andern die Reitpeitsche hielt, die fast länger war als er selbst. Für Kinder dieses Alters haben die Kirgisen eigene Sättel, welche sich von den gewöhnlichen dadurch unterscheiden, daß jeder Bogen aus zwei kreuzweis gelegten und in der Regel roth angestrichenen Brettchen besteht, an deren oberem Ende Löcher angebracht sind, durch welche ein Riemen steckt, der den vorderen mit dem hinteren Bogen verbindet; hier sitzt das Kind wie in einem Käfig und kann nicht herausfallen. In dergleichen Sätteln lehren die Kirgisen ihre Kleinen reiten und mit sechs, acht, höchstens zehn Jahren ist das Kind ein flinker Reiter.

Die dreizehnte Kibitke war von der Familie unseres Wirthes eingenommen; die vierzehnte diente als Büffet, d. h. es wurde hier der Kumyß-Vorrath aufbewahrt; die funfzehnte endlich stand neben der Küche, welche letztere sich in der freien Luft befand. Eine kirgisische Küche ist außerordentlich einfach; sie hat weder Ofen noch Casserolen, noch andere künstliche Apparate; ihre ganze Einrichtung besteht aus einer Grube und einem gußeisernen Kessel, bisweilen noch aus einem runden eisernen Dreifuß (tagan). Auf dem Tui Ak-Bulat's waren in einer Reihe zehn längliche, viereckige Gruben ausgehöhlt, mit einem Abhang an der Seite, von woher der Wind wehte; innerhalb derselben glimmte noch der Kisiak*), und die leeren Kessel waren noch nicht abgenommen.

Wir waren bereits auf dem Rückwege, als man uns gesattelte Pferde

*) Getrockneter Kuhmist, den man statt des Holzes in Gegenden brennt, wo es an Wald fehlt.

vorführte und ein Sohn Ak-Bulat's uns zum Wettrennen einlud. Eine halbe Werst vor dem Aul war ein Kreis gezogen, dessen Umfang, nach der Versicherung des Aeltesten, fünf Werst betrug, in der That aber nicht über vier und eine halbe messen mochte; jede Werst war durch einen langen Pfahl mit einem Stück Filz an der Spitze bezeichnet, und zwischen diesen Pfählen stand immer ein Kirgise, der ein Reitpferd am Zügel hielt. Wir ritten auf die Zielstange zu. Es war hier viel Volk versammelt, nicht weniger als dreihundert Personen, und alle zu Pferde; an der Spitze bemerkte man die ganze kirgisische Aristokratie in prächtiger Kleidung, auf herrlichen, mit reichen Sätteln versehenen Rossen. Die Rennpferde waren in einer Reihe aufgestellt; es waren ihrer dreizehn, und auf jedem saß, in einem herrlichen kirgisischen Sattel, ein leicht gekleideter Knabe von zehn bis zwölf Jahren; die linke Hand hielt neben dem Zügel ein rothes Tuch, mit welchem er im Nothfall das Pferd scheuchen und dessen Lauf beschleunigen konnte, und die rechte war mit einer Peitsche (nagaika) bewaffnet.

Einer von den kirgisischen Gästen, der lebhaftes Interesse an dem Wettrennen zeigte, übernahm die Rolle eines Ordners und ritt voran. Auf seinen Ruf: Dschor! (vorwärts) begann das Rennen mit einem betäubenden Geschrei, das von den Jockeien, den Eigenthümern der Pferde und ihren Stallknechten angestimmt wurde, welche, mit erhobener Peitsche hinter den Rennern stehend, nur das Signal erwarteten, um auf sie zuzuschlagen; die Berittenen begleiteten sogar ihre Pferde bis an den ersten Rennpfahl, indem sie dieselben unterwegs reichlich mit Schlägen bedienten. Ueberhaupt hört das Pferd während des ganzen Rennens stets das Schwirren der Peitsche, und fühlt mitunter auch deren Hiebe, die von einem durchdringenden Geschrei begleitet werden.

Der Wettlauf ging anfangs ziemlich ebenmäßig von statten; erst beim dritten Pfahle begannen die Renner eine lange Kette zu bilden, indem einer den andern weit hinter sich zurückließ. Nach fünf Minuten war der erste Umritt beendigt, und wie jedes von den Pferden sich der Zielstange näherte, lief dessen Eigenthümer oder sein Stallknecht heraus, überhäufte das arme Thier zur Aufmunterung mit Schlägen, gab dem Jockei schnell einige Rathschläge und, wenn er nicht zufrieden mit ihm war, so traktirte er auch ihn mit einem oder zwei Hieben. Es versteht sich von selbst,



Ein kirgisischer Festschmaus.



daß alles dieses im schnellsten Laufe stattfand. In der zweiten Tour, welche ebenfalls gerade fünf Minuten dauerte, theilten sich die Renner entschieden in zwei Gruppen; fünf Pferde waren den anderen weit voraus und machten sich den Sieg streitig, indem bald dies, bald jenes die erste Stelle einnahm oder von seinen Mitbewerbern eingeholt wurde; die übrigen acht bildeten die zweite Gruppe, die fast um eine halbe Distanz hinter der ersten zurückblieb. Zu Anfang der dritten und vierten Tour wiederholte sich die vorige Scene, nur daß Einige, die mit dem Rennen zufrieden waren, die Jockeien mit freundlichen Worten ermuthigten, während Andere, die keine Hoffnung auf Erfolg sahen, ihre Pferde anhielten, noch Andere hingegen, welche in dieselbe Kategorie gehörten, sich aber von einem leicht begreiflichen Gefühl des Unmuths hinreißen ließen, auf das erste ledige Pferd sprangen und ihren Rennern mit Schimpfreden und Geschrei das Geleite gaben, ohne auf den mißbilligenden Zuruf der übrigen Gäste zu achten; Viele rissen auch den Jockeien die rothen Tücher fort und scheuchten damit selbst die Pferde. Indessen brachten ihnen alle diese Bemühungen nur wenig Nutzen; es traf sich sogar, daß das erschreckte Pferd auf die Seite sprang, von der Bahn ablief und noch weiter hinter den andern zurückblieb. Die dritte und vierte Tour wurden von den vorderen Rennern gleich den beiden ersten in fünf Minuten zurückgelegt. Diese Gleichheit des Laufs macht den kirgisischen Pferden Ehre. Es wurde mir versichert, daß sie mit derselben Schnelligkeit diese Entfernung noch zwei bis dreimal durchlaufen könnten; ohne diese Behauptung zu verbürgen, kann ich nur sagen, daß ich einen Kirgisen oft gegen eine Stunde lang auf der ebenen Fläche der Steppe hinter einem Pferde habe jagen sehen, welches er aus der Heerde einfangen wollte.

Die Preise, welche von vier Pferden gewonnen wurden, waren von dem Gastgeber des Tui ausgesetzt und bestanden erstens aus einem Kosjak, d. h. einer Heerde von neun Stuten und einem Hengste, zweitens aus einem Kameel, drittens aus drei Schafen, und viertens aus einem bucharischen Chalat. Die Kirgisen haben hierbei eine höchst bemerkenswerthe Sitte; wer etwas gewinnt, macht es einer älteren oder vornehmeren Person zum Geschenk, als Zeichen der Dankbarkeit und Achtung, oder auch, um sich der Protection des Beschenkten zu versichern. So wurde

auch hier der erste Preis von dem Sultan Mende-Girei, dem er zugefallen war, seinem Oheim, dem Sultan Tschuka, verehrt. Der dritte Preis, den ein gemeiner Kirgise gewonnen hatte, wurde von ihm ebenfalls einem Sultan überlassen, der ihn an den Besitzer des letzten der an die Zielstange gelangten Pferde abtrat. Der vierte, der gleichermaßen einem gemeinen Kirgisen zu Theil ward, ging von diesen an den Sultan Dewlet-Girei, einem Sohn des verstorbenen Dschanger, über, der einen seiner Diener damit beschenkte. Was den zweiten Preis, das Kameel nämlich, anlangt, so fiel er einem äußerst dürftigen Kirgisen zu, welcher trotz der Landessitte es für besser hielt, auf seinem Gewinn davon zu reiten, während die anderen Preise vergeben wurden; seine Flucht ward erst dann bemerkt, als die Sultane ihm gratuliren und seinen Gewinn in Augenschein nehmen wollten. Dieser Umstand gab zu vielem Gerede Anlaß, und die Gäste kehrten unter lautem, lärmenden Gespräche nach dem Aul zurück.

So endigte dieses Wettrennen, dem es sehr an der Ordnung fehlte, durch welche sich dergleicheu Lustbarkeiten in anderen Theilen Rußlands auszeichnen, das aber um so reicher an lächerlichen Scenen umd Anlässen zu Streitigkeiten war.

In die Kibitke zurückgekehrt, fanden wir bereits den kochenden Samowar, und bald trat der Wirth selbst ein, um uns den Abendthee zu reichen, der sich in nichts von dem am Morgen genossenen unterschied. Nach dem Thee wurden die Gäste zu den Spielen eingeladen. Neben dem Aul hatte man einen großen, ebenen Platz ausgesucht, auf welchem ein Kreis gezogen war, an dessen Rande die kirgisischen Gäste sich, theils nach asiatischer Weise auf der Erde sitzend, theils auf den Knieen hockend, gelagert hatten. Die Ehrengäste, als die Sultane, die russischen Beamten und andere, standen in einer kleinen Gruppe zusammen, und ihnen gegenüber war der Preis des Spiels, ein bucharischer Chalat, ausgelegt. Das Spiel bestand aus einem Wettringen. Auf dem Kampfplatze erschienen vier Kirgisen und berathschlagten etwa fünf Minuten lang über die Bedingungen des Kampfes, theilten sich dann in zwei Paare und beschäftigten sich mit den nöthigen Vorbereitungen. Zwei von den Kämpfern blieben in ihren Chalaten, deren Enden sie nur in ihre Gürtel steckten, welche sie straffer angezogen, setzten die Mützen fester auf und packten sich dann beim

Kuschak (der Leibbinde), womit das Ringen in gemessenen Bewegungen anfing. Das zweite Kirgisenpaar ging auf eine andere Manier zu Werke; sie warfen Chalate und Mützen ab, steckten die Zipfel des langen Hemdes in die Schalwary (Pluderhosen), wickelten ein Ende des Gürtels um die linke Faust, das andere um die rechte, umschlangen sich dann und begannen den Kampf, wie das erste Paar, mit einem kaltblütigen gemessenen Gange. Die Kirgisen ringen ungemein langsam und schläfrig, mit viel weniger Energie, als die kasanischen Tataren; ihre Manöver gehen alle nur darauf hinaus, den Gegner in die Höhe zu heben, ihn durch rasches Umdrehen schwindelig zu machen und, nachdem er auf diese Art unfähig geworden, den Kampf fortzusetzen, ihn zur Erde zu werfen. Nicht selten trifft es sich jedoch, daß der sich im Kreise drehende, wenn er seinen Gegner fallen läßt, von dessen Last niedergezogen wird und unter ihn zu liegen kommt, wodurch jener den Sieg erlangt.

Nach einem halbstündigen Kampfe mußte das zweite Kirgisenpaar auseinander gehen, ohne daß einer den andern bezwingen konnte. Vom ersten Paar hingegen gelang es einem der Ringer, seinen Gegner niederzuwerfen; um jedoch den Preis zu gewinnen, mußte er noch einen Sieg davontragen. Ein Bewerber wurde bald gefunden und der Kampf begann von neuem; wider Erwarten nahm er ein schnelles Ende, und zwar gleichfalls durch ein ganz unvorhergesehenes Manöver; nach einem kurzen Gefecht fiel der Kirgise, der den ersten Sieg errungen, plötzlich nieder, und mit solcher Gewalt, daß er seinen Gegner mit sich zog. In demselben Augenblick, als dieser mit dem Kopf auf die Erde schlug, gelang es Jenem, ihn auf den Rücken zu werfen und so die Oberhand zu erlangen. Dieser zweite Triumph gewann dem Sieger den Preis, den er nach kirgisischer Sitte einem der älteren russischen Beamten verehrte. Es traten hierauf noch mehrere Ringer in den Kreis, aber nur wenigen gelang es, ihren Gegner niederzuwerfen; gewöhnlich trennten sie sich, ohne daß einer den andern besiegt hatte. Man erzählte mir, daß auch Frauen mitunter sich in dergleichen Kämpfe einlassen. Leider fanden sich auf dem Tui Ak-Bulat's keine solchen Heldinnen vor.

Nach Beendigung des Kampfspieles standen die Gäste von ihren Plätzen auf und beschlossen, auf den Vorschlag unseres Wirthes, eine andere

Belustigung vorzunehmen, welche an die Pferderennen erinnerte. Die Anwesenden stellten sich in zwei langen Reihen auf, zwischen welchen ein drei Faden breiter Zwischenraum blieb, in dessen Mitte durch Abpflücken des Grases eine kleine Bahn gebildet wurde; hier wurde ein Poltinnik*) hingelegt, und der Wirth forderte die jungen Leute auf, ihn in vollem Galopp von der Erde aufzunehmen. Es fanden sich etwa funfzehn Liebhaber, von denen viele, als sie sich nach dem Geldstücke bückten, ganz aus dem Sattel flogen; ungefähr fünf waren indessen so gewandt, daß es ihnen fast nie fehlschlug. In der Regel wirft sich der Kirgise, wenn er sich dem Preise nähert, von dem Sattel hinab, indem er sich mit dem rechten Fuß im Steigbügel, mit dem linken am hintern Sattelbogen hält; die linke Hand faßt den Hals oder auch die Mähne des Pferdes, während die rechte die Erde streift und sich so des Geldstückes bemächtigt, welches der Gewinnende behalten kann, aber gewöhnlich dem Eigenthümer wieder zustellt. Ich habe ein ähnliches Spiel bei den Kalmüken gesehen, und muß bekennen, daß ihnen die Kirgisen in Lebhaftigkeit und Leichtigkeit der Bewegungen sehr nachstehen.

Das vierte und letzte Spiel ging folgendermaßen vor sich. Auf demselben Platze, wo das Geldstück gelegen hatte, wurde ein gewöhnlicher eiserner Kessel hingestellt, der zu zwei Dritteln mit warmem Wasser, ziemlich dick mit Mehl vermischt, gefüllt war; in diesen warf Ak-Bulat eine große silberne Münze und forderte die Umstehenden auf, sie von dem Boden des Gefäßes mit den Lippen herauszuholen. Zu diesem nicht sehr einladendem Spiele meldeten sich nur zwei der ärmsten Kirgisen, denen es weniger um die Ehre, als um den Gewinn zu thun war. Jeder von ihnen warf zuerst Mütze, Chalat und Hemde ab, und suchte dann mit der Hand nach der Geldmünze, um sich von ihrer Anwesenheit im Kessel, so wie vom Werth derselben zu überzeugen; hierauf ließ er sie wieder zurückfallen und tauchte den Kopf in die dicke Flüssigkeit. Durch das Hin- und Herwogen der Oberfläche des Wassers war es leicht, den Bewegungen des Kopfes zu folgen, welcher endlich die Münze fand und sie vom Boden des Kessels gegen die Seiten hindrängte, um sie besser mit den Lippen

*) Eine Silbermünze, einen halben Rubel im Werth.

fassen zu können; kaum aber öffnete sich der Mund, als der in denselben fließende Brei den ganzen Plan vereitelte. Nur nach drei oder vier mißlungenen Versuchen konnte die Münze gewonnen werden, und jedesmal, wenn der Suchende den Kopf aus dem Kessel emporhob, schlugen die Gäste ein schallendes Gelächter auf, so spaßhaft war der Anblick des ganz mit Teig überklebten Gesichts. Nachdem er sich des Geldes bemächtigt, eilte der Glückliche, sich in einer benachbarten Kibitke zu waschen; aber der Haufen von jungen Leuten hielt ihn mit Fleiß zurück, um dem Teige Zeit zu geben, auf seinem Kopfe zu trocknen, und sich dann an seinen Bemühungen, ihn abzuwaschen, um so mehr zu belustigen. Der Kirgise, der aus Erfahrung das ihm bevorstehende Schicksal kannte, war keineswegs darüber erzürnt; im Gegentheil scherzte und lachte er, krähte wie ein Hahn und suchte auf alle Weise das Publikum zu erheitern.

Es dämmerte schon, als die Spiele zu Ende gingen und die Gäste in die Kibitken zurückkehrten, wo sie zum drittenmal mit Thee bewirthet wurden; dieses Getränk schien mir jetzt erträglicher als zuvor; wahrscheinlich weil es durch die freundliche Unterhaltung des Sultans Tschuka gewürzt wurde, der sehr gut russisch spricht. Aus seinem Gespräch erfuhr ich, daß das letzte Spiel jetzt nur noch äußerst selten vorkomme und daß es überhaupt bei den Kirgisen bei weitem nicht so viele Lustbarkeiten gebe, als früher. Zur Zeit, als der Chan Bukej über die Horde herrschte, d. h. bald nach ihrer Auswanderung über den Ural, war ihr Lieblingsspiel das Scheibenschießen mit Armbrüsten, seltener mit Flinten; hierzu wurde auf den Tujen ein hoher Pfeiler mit einem kurzen Querbalken an der Spitze aufgepflanzt; an den Enden des Querbalkens hingen zwei hölzerne Kugeln, die zur Zielscheibe dienten, und die besten Schützen wurden mit reichen Preisen belohnt. Heutzutage ist dieses Spiel durch die Bemühungen des verstorbenen Chan Dschanger ganz aufgegeben worden, und selbst die Waffen sind bei den Kirgisen außer Gebrauch gekommen; so bemerkte ich auf der Reise durch den größten Theil der kirgisischen Steppe nur drei Armbrüste, worunter eine für Kinder, neun Flinten mit Luntenschlössern und nicht über zehn Säbel. Ehemals, sagte der Sultan, nahmen auch die Weiber an den Spielen Theil, allein Dschanger schaffte auch diesen

Gebrauch ab. Namentlich that es dem Sultan um zwei Vergnügen leib; es waren dies die Mädchenjagd und das Losbinden des Kameels.

Wenn man nach den Ursachen fragt, welche den Chan Dschanger bewogen, diese Spiele abzuschaffen, so kann man es nur der wohlthätigen Absicht zuschreiben, die Sitten seines Volks zu mildern und zu veredeln. Was seine Bestrebungen anlangt, das Scheibenschießen, von welchem er selbst in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Liebhaber war, aus der Zahl der Volksspiele auszuschließen, so ist auch hier ein lobenswerthes Bemühen sichtbar, die Kirgisen an ein friedliches Leben zu gewöhnen und den kriegerischen Geist ihrer Vorfahren in Vergessenheit zu bringen, der sie oft zu den schrecklichsten Grausamkeiten verleitete.

Der Abend verging mit Kumyß-Trinken, den die Kirgisen in unglaublicher Quantität verbrauchten, ohne dazu erst genöthigt zu werden. Die Unterhaltung war lärmend und heiter; im ganzen Aul ertönte Gesang und schallendes Gelächter, und einige Gäste, welche sich mit dem Kumyß einen Rausch geholt hatten, belustigten die anderen durch ihre Thorheiten. Ein Paar solcher Leute befanden sich auch in der Nähe unserer Kibitke; besonders interessant waren zwei betrunkene Kirgisen, die sich den Vorrang in närrischen Streichen streitig zu machen schienen: sie miauten, bellten, krähten, ahmten die Stimme von Greisen und Kindern nach, überboten einander in russischen Schimpfworten und schliefen unter solchen Heldenthaten bei einem Becher Kumyß unter freiem Himmel ein. Auf das inständige Bitten unseres Wirths übernachteten wir in dem Aul, und traten am folgenden Tage früh Morgens den Rückweg an; die übrigen Gäste hatten sich zum Theil gleich nach Beendigung der Spiele zerstreut, andere reisten mit uns ab und manche blieben noch einen Tag im Aul.

Ich will die Beschreibung dieses Tui mit der Aufzählung der Kosten schließen, welche er unserm Wirthe verursachte. Hierbei ist Alles zu den mäßigsten Preisen angenommen, die im kirgisischen Frühjahrmarkt desselben Jahres (1846) bezahlt wurden.

Der erste Preis des Wettrennens, ein Kosjak Pferde, 500 Rubel Banco. — Der zweite Preis, ein Kameel, 80 Rubel. — Der dritte Preis, drei Hammel, 18 Rubel. — Der vierte Preis, ein Chalat, 15 Rubel. — Der Preis des Ringerkampfes, ein Chalat, 15 Rubel. —

Vier Pferde für den Tisch 160 Rubel. — Eine Kuh 30 Rubel. — Vier Hammel 24 Rubel. — Eine Ziege 5 Rubel. — 1 Pfund Thee 12 Rubel. — 17 Pfund Zucker 32 Rubel. — 42 Tursuk Kumyß, den Tursuk im Durchschnitt zu 12 Wedro, das Wedro zu 50 Kopeken gerechnet, 252 Rubel. — 6 Pud Reis, zu 8 Rubel das Pud, 48 Rubel. — Im Ganzen also 1191 Rubel Banco.

Man sieht hieraus, daß auch die Kirgisen ihr Geld zu verthun wissen.

V.

Eine Hochzeit in China.

Bei den Chinesen herrscht der Glaube, der günstige oder ungünstige Ausfall eines Geschäfts hänge von der Jahreszeit ab, in der es vorgenommen werde. Eine Hochzeit, meinen sie, müsse — solle die Ehe eine glückliche werden — nur im Beginn des Jahres, wenn die „Pfirsichblüthe ihren Kelch öffnet", gehalten werden. In einem chinesischen Liede, im „Buche der Oden", heißt es:

Lenzes Kind, des Gartens Zierde,
　Wie entzückst du, Pfirsichbaum!
Lieblich grünen deine Blätter,
　Prangt der duft'gen Blüthen Flaum!
So erscheint die Braut, die holde,
　Liebe sie und Tugend schmückt;
Und dem Kreise, wo sie weilet,
　Liegt die Anmuth aufgedrückt.

Die Art und Weise, wie eine Heirath abgeschlossen wird, ist in den verschiedenen Provinzen und Städten verschieden. Anders sind die Ge-

bräuche in Canton, anders in Fokien, anders in Nanking u. s. w. In Shanghai geschieht es wie folgt: Wer zu heirathen wünscht, bedient sich seines Vaters oder älteren Bruders oder sonst eines Verwandten als Unterhändlers. Einen solchen schickt er in das Haus des Mannes, dessen Tochter er zur Frau haben möchte, und läßt fragen, ob die Eltern ihrem Fräulein B. erlauben wollten, ihn, den Herrn A., zu heirathen. Dünkt dies den Eltern genehm, so schickt Herr A. den Unterhändler bei nächster Gelegenheit wieder, um sich nach dem Jahr, dem Monat, dem Tag und der Stunde zu erkundigen, wann Fräulein B. geboren ist. Hat Herr A. dies erfahren, so begiebt er sich mit diesen Notizen, denen er die über seine eigene Geburt anfügt, zu einem Wahrsager, „Schicksals-Verkünder“, wie man ihn in China nennt.

Dieser muß sagen, ob die beiderseitigen Angaben gut mit einander zusammen stimmen oder einen Conflict herbeiführen. Ist das letztere der Fall, so wird die Sache ohne weitere Umstände aufgegeben; im ersteren Fall dagegen läßt Herr A. den Eltern von Fräulein B. sagen, was der Wahrsager verkündet hat, und fragt nun definitiv, ob er die Angelegenheit allen Ernstes betreiben dürfe. Erfolgt eine günstige Antwort, so schickt Herr A. an einem Glückstag seinen Unterhändler mit Geschenken an die Eltern des Fräuleins B. Diese Geschenke bestehen in einer goldenen Haarnadel, einem Paar Ohrringe, einem Paar silberner oder goldener Armbänder, einigen Päckchen Thee, einem Stück rothen und einem Stück grünen Seidenzeuges nebst vier Stangen Silbers, im Werth von wenigstens vier Dollars.

Gewöhnlich macht dann die Braut ein Gegengeschenk, meistens selbstverfertigte Stickereien, wie z. B. einen Fächerkasten, einen Tabaksbeutel, eine Geldbörse und ein Taschentuch. Daneben schicken ihre Eltern oder nächsten Angehörigen eine rothe Karte mit Ertheilung ihrer Zustimmung. Demnächst wird der Tag ermittelt, welcher für die Uebersendung der Hochzeitsgeschenke günstig ist, und dieser durch den Unterhändler den Eltern der Braut angezeigt. Die Geschenke werden herbeigeschafft: 8 — 10 Pfund grünen und rothen Thee's, einige Datteln, mehrere Damenkleider, Juwelen und eine Geldsumme, die zwischen 32 und 2300 Dollar wechseln, je nachdem der Bräutigam vermögend ist.

Am Tage vorher, ehe Herr A. dies abschickt, läßt er einen Priester von der Tao-Secte kommen, der ihm den Schutzgeist — Ka-dong — der Familie nennen muß, außerdem den Schutzgeist der Küche — Tsaw-Keün, den der Stadt — Zungwang, und den des Stadtviertels, wo das neue Ehepaar wohnen wird — Tu-ti. Damit will er um deren Schutz und Beistand nachsuchen. Am folgenden Tage werden der Braut die Geschenke gebracht, deren Eltern darauf Seidenzeug und die acht Charaktere von dem Jahr, dem Monat, dem Tag und der Stunde der Geburt der Braut, mit Gold auf rother Seide gedruckt, zurücksenden. Aermere Leute lassen diese auf rothem Papier drucken.

Die Zeit bis zum Hochzeitstage ist für die Braut eine rechte Trauerzeit, denn ihre Eltern, nicht sie, haben Alles abgemacht; sie weiß nicht, wem sie anvertraut worden, und bei dem ganzen Geschäft haben die Eltern nur auf Geldgewinn oder im besten Falle auf äußere Ehre gesehen. Alles Uebrige ist für sie Nebensache gewesen. Nun wird noch der Tag für die Hochzeit bestimmt — es muß wieder ein Glückstag sein, um an diesem in dem „blumenbekränzten Tragsessel" die Braut abzuholen.

Am Hochzeitstage kommen die Freunde des Bräutigams in seinem Hause zusammen, um in Procession nach der Wohnung der Braut zu ziehen. Sonnenschirme, Fahnen und Gedächtnißtafeln werden vorangetragen, ähnlich wie bei dem feierlichen Aufzug eines Mandarinen. Der Unterhändler eröffnet den Zug; ihm folgen zwei Männer, die große Lampen auf Stangen tragen, dann eine Musikbande. Dieser schließen sich an: ein Mann mit Schwärmern, welche er unausgesetzt knallen läßt; ein weißer Ziegenbock, welcher mit einer Unze Cochenillepulver bestreut worden ist; eine weiße Gans, mehrere Schalen mit Früchten und anderen für die Familie der Braut bestimmten Geschenken; der umkränzte carmoisinrothe Sessel der Braut, den vier Männer tragen, die von vier anderen begleitet werden, welche große rothe sechseckige Lampen halten; zwei Brautjungfern, endlich des Bräutigams Freunde, deren Zahl sich bisweilen auf 50 beläuft, die alle in Sesseln getragen werden. Auch pflegt der Bräutigam das Brautkleid von rothem Atlas mitzuschicken und den bräutlichen Kopfschmuck, gewöhnlich ein Blatt aus Goldpapier, nachgemachte Perlen und ein goldener

Phönix. Ueber dieser Tiara wallt, wenn die Braut sie trägt, ein rothseidener Schleier, und sie gleicht dann den Götzenbildern im Tempel, wenn diese neu bekleidet worden sind.

Ist dieser sonderbare Zug nun vor dem Hause der Braut angelangt, so halten dort die Diener die Thür wohl verschlossen, und öffnen sie erst, nachdem sie ein reichliches Geldgeschenk empfangen haben. Dann dankt die Braut ihren Eltern ehrerbietigst für alle ihr erwiesenen Wohlthaten, setzt sich in den Brautsessel, und ihre gesammte Familie erhebt ein Geschrei, so laut wie es bei einem Leichenbegängniß zu geschehen pflegt. Nur ihre Brüder, ihre Dienerinnen und die Brautjungfern, gewöhnlich alte Haarkünstlerinnen, begleiten die Braut von der Wohnung ihres Vaters ab. Sie selbst schreit so lange, bis der Zug das Haus ihres künftigen Ehegatten erreicht hat, dann erst hört sie auf ein gegebenes Zeichen auf. Hier wird der Brautsessel in dem äußern Hof der Wohnung niedergesetzt, die Braut steht auf und wird von den Brautjungfern in den Hochzeitssaal geführt, welcher erleuchtet ist.

Der Weg dahin ist mit blauen baumwollenen Teppichen belegt, damit die Braut ihre rothen gestickten Atlasschuhe nicht beschmutze. Dort trifft sie ihren zukünftigen Gemahl, und die Hochzeits-Ceremonie beginnt. Des Bräutigams Diener, der den Ceremonienmeister spielt, giebt ein Zeichen, und das Paar wendet sein Antlitz gegen die äußere Thür und betet Himmel und Erde an, indem es sich viermal niederwirft; zugleich verehrt es den Schutzgeist des Hausstandes und den des Herdes. Unterdeß haben die Brautjungfern ein Stück rother und grüner Seide zusammengeknüpft, deren grünes Ende sie der Braut in die Hand geben, während der Diener das rothe Ende in die des Bräutigams legt. Nun sind ihre Geschicke mit einander vereinigt, und sie knieen einander gegenüber nieder. Der hinter ihnen stehende Tisch ist mit Opfergaben bedeckt, welche den „himmlischen Herrschern" dargebracht werden. Ist dies geschehen, so setzen sie sich, und es wird ihnen Wein gereicht. Der Wein in der Tasse der Braut wird mit dem in der Tasse des Bräutigams gemischt, und umgekehrt; dann trinken sie beide.

Darauf führen die Brautjungfern das Paar in ein Nebenzimmer,

wohin die Musik und mehrere Freunde ihnen folgen. Hier wird abermals Wein getrunken. Man kehrt in den Saal zurück, wo zum drittenmal eine Tasse Wein gereicht wird. Damit ist die Ceremonie beendet. Nun entfernt sich die Braut, nimmt ihren Haarschmuck ab und legt statt des Hochzeitskleides ein bequemeres Gewand an, während sich der Bräutigam mit seinen Freunden in dem erleuchteten Saale unterhält. Gegen zwei Uhr Morgens geht die Gesellschaft auseinander. Nach Verlauf eines Monats, während dessen die Frau, ohne auszugehen, im Hause ihres Ehemannes zubringt, besucht sie mit demselben ihre Verwandten.

VI.

Eine chinesische Heerschau.

Es ist unmöglich, schreibt der französische Missionar Huc, sich eine genaue, ja nur annäherungsweise richtige Vorstellung von der wirklichen Stärke des chinesischen Heeres in gewöhnlichen Zeiten zu machen; auch will ich keineswegs von seinem gegenwärtigen Zustande sprechen, der seit dem furchtbaren Umsichgreifen des Aufstandes sich nothwendig sehr verändern mußte. Dem amtlichen Hofkalender zufolge belief sich die Gesammtzahl aller vom Kaiser unterhaltenen Truppen auf 1,232,000 Chinesen, Mandschus und Mongolen, die im Innern des Reichs kasernirt sind, so wie auf 31,000 Matrosen. Offenbar ist eine so hohe Ziffer eine ächte chinesische Almanachs-Rechnung. Wenn man Gelegenheit gehabt hat, China einige Jahre lang nach allen Richtungen hin zu durchwandern, so fragt man sich: wo denn eigentlich dieses mächtige Heer gehalten werde, da man es nirgends wahrnimmt. Allerdings ist China sehr umfangreich und seine Bevölkerung größer, als die von ganz Europa, dennoch aber

müßte man daselbst Soldaten sehen können, wenn ihre Anzahl wirklich so bedeutend wäre, als man behauptet. Mit Ausnahme einzelner Städte, welche organisirte und ansässige Truppen haben, bestehen fast nur die für den Dienst der Gerichtshöfe nöthige Milizen. Herr Timkowski, der im Jahre 1821 die russische Gesandtschaft nach Peking geleitete, sammelte möglichst genaue Nachweisungen über den Effektivstand des chinesischen Heeres. Die Gesammtzahl, welche er in seinem Reisebericht angiebt, beträgt 740,900 Mann, Chinesen, Mandschus und Mongolen inbegriffen. Wahrscheinlich ist die Ziffer Herrn Timkowski's die des wirklichen Effektivstandes, der Soldaten wenigstens, welche in den Rahmen des Heeres eingeschrieben sind; daraus aber folgt nicht, daß es in China 700,000 Mann im aktiven Militairdienst giebt. Diese Anzahl muß, meiner Ansicht nach, noch um zwei Drittheile vermindert werden, wenn man die wahre Ziffer der Soldaten, d. h. der Mannschaft haben will, die sich mit dem Waffenhandwerk beschäftigt.

Ich habe lange genug in der Tatarei gelebt, um die mongolischen Truppen zu kennen; sie bestehen aus Nomaden-Hirten, welche ihr Leben mit dem Hüten ihrer Heerden zubringen und nie mit Kriegsübungen sich beschäftigen. Sie haben zwar in ihrem Zelt ein langes Luntengewehr, und manchmal einen Bogen und Pfeile; allein sie bedienen sich derselben nur, um Ziegen und Fasanen zu tödten. Wenn sie eine Lanze haben, so kann man darauf rechnen, daß sie diese Waffe nur in die Hand nehmen, um die Wölfe zu verfolgen, welche ihre Schafheerden bekriegen. Was also die mongolische Abtheilung des kaiserlichen Heeres anbelangt, so besteht sie aus Hirtenfamilien, die Säuglinge und Greise nicht ausgenommen — denn alles zählt. Man ist Soldat mit der Geburt, und erhält sofort seine Löhnung.

Die chinesischen Truppen sind fast um kein Haar besser, als die mongolischen. Ihre Anzahl beläuft sich, sagt man, auf 500,000 Mann; sie bestehen zum großen Theil aus Handwerkern und Bauern, die im Schooße ihrer Familie leben, und sich ganz gemächlich mit dem Anbau ihrer Felder oder ihrem Kleingewerb beschäftigen, und nichts im Mindesten läßt ahnen, daß sie der Kriegerklasse angehören. Dann und wann, wenn man sie zu einer allgemeinen Heerschau oder zur Aufhebung von Diebesbanden zu-

sammenruft, sehen sie sich genöthigt, ihren Soldatenrock anzuziehen. Außer diesen seltenen Fällen, in welchen sie sich sogar mittelst einer kleinen Geldentschädigung ersetzen lassen können, bleiben sie zu Hause vollkommen unbehelligt. Da sie nun aber einmal als Soldaten betrachtet werden, und der Kaiser das Recht hat, sie im Kriegsfall zusammen zu berufen, so erhalten sie alljährlich einen mäßigen Sold, der, ohne die Erträgnisse ihrer Tagesarbeit, zu ihrem Lebensunterhalt sicherlich unzureichend wäre. In gewissen als feste Plätze angesehenen Ortschaften des Reiches sind beinahe sämmtliche Einwohner auf die eben besprochene Art eingereiht.

Während des letzten Jahres meines Aufenthalts in China war ich mit einer kleinen Mission in eine Südprovinz beauftragt. Eine Kapelle, um die heiligen Mysterien zu feiern und die Neubekehrten in den Gebets- und Unterweisungsstunden zu versammeln; dann, an die Kapelle anstoßend, ein Häuschen mit einem kleinen Garten, das Ganze mit großen Bäumen, Bambusbüschen und einer hohen Steinmauer umgeben — dies war meine Wohnung. Ich lebte dort mit zwei Chinesen, deren einer etwa dreißig, der andere ungefähr 60 Jahre alt war. Ersterer hatte den Titel eines Katecheten; er half mir in den gottesdienstlichen Verrichtungen, führte die Aufsicht über die Haushaltungs-Angelegenheiten, und unterrichtete die christlichen Kinder und Katechumenen in der Gesangsweise der öffentlichen Gebete. In seinen Mußestunden, deren es ziemlich viele gab, beschäftigte er sich mit Nähen, denn er hatte ursprünglich das Schneiderhandwerk ausgeübt. Er war übrigens ein sehr braver, sanftmüthiger, friedlicher Mann, der gern zu Hause blieb, wenig unnütze Worte machte, sich aber etwas zu viel mit Arzneimitteln und medizinischen Büchern beschäftigte. Diese Sucht hatte ihren Grund darin, daß er, weil er stets kränklich, blaß und abgezehrt aussah, sich endlich für wirklich krank hielt; in Folge dessen wollte er sich pflegen, und darum warf er sich auf medizinische Studien.

Der Andere, der Sechziger, trug bei der Mission keinerlei amtlichen Titel. Dennoch beschäftigte er sich mit einer Menge von Sachen; die Reinigung und Ausschmückung der Kapelle und des Presbyteriums gingen ihn an; er umgrub und bewässerte den Garten, und zog einige Blumen und etwas Gemüse. Er hatte die Sorge für die Küche, wenn es darin etwas zu thun gab, und pflog ferner häufige und lange Unterredungen

mit allen denen, welche uns besuchten. Die Freigebigkeit, womit er seinen Gästen Thee zu trinken und Tabak zu rauchen anbot, hatte ihn sehr beliebt gemacht. Früher war er Schmied gewesen, und da seine neuen Berufspflichten nicht genau festgesetzt waren, so nannte man ihn gewöhnlich Schmied Siao.

Eines Tags machten diese beiden Gefährten meiner Einsamkeit mir mit gewisser Feierlichkeit die Aufwartung in meinem Zimmer, um Rath einzuholen. Ein außerordentlicher Inspektor der Truppen war so eben von Peking eingetroffen, und binnen Kurzem sollte eine allgemeine Heerschau stattfinden. Der weiland Schmied und weiland Schneider wollten nun von mir erfahren, ob ich der Ansicht sei, daß sie sich zu dieser Heerschau begeben sollten. Ich antwortete: „es hänge dies ganz von ihnen ab. Wenn sie sich Unterhaltung davon versprächen, möchten sie hingehen; die Bewachung des Hauses würde ich übernehmen. Was mich selbst anlange, so sei ich keineswegs gesonnen, dieser Parade beizuwohnen, da ich während meines Aufenthalts im Norden des Reichs derlei Schaustellungen zur Genüge gesehen." „Bis jetzt sind wir niemals dabei gewesen", erwiederte der Katechet; „wir haben uns stets leicht davon frei machen können; nun aber behauptet man, der neue Inspektor verlange, daß Jedermann dabei sein müsse. Wer sich nicht dahin begebe, solle aufgezeichnet und sodann zu fünfhundert Rohrstreichen und einer starken Geldbuße verurtheilt werden." Da ich fand, daß dieser außerordentliche Inspektor wirklich ganz der Mann sei, um eine so absonderliche Drohung zu stellen und auszuführen, so antwortete ich: „So muß ich ebenfalls zur Heerschau gehen." — „Der geistliche Vater", erwiederte der Sprecher, „kann sie mit ansehen, wenn es ihm gut dünkt; wir andern aber, Soldaten des Kaisers, sind gehalten, ihr beizuwohnen." — „Ihr andern Soldaten!" rief ich, die beiden Christen von Kopf bis zu Fuß betrachtend. Ich meinte, sie hätten vielleicht ganz einfach sagen wollen: sie seien Unterthanen des Kaisers, und ich fürchtete, sie mißverstanden zu haben; allein keineswegs, sie waren wirklich Soldaten, und zwar schon sehr lange. Seit mehr als zwei Jahren kannte ich sie, und nie hatte ich etwas der Art geahnt, was, ich gestehe es, meinem Scharfsinn nicht sehr zum Ruhme gereicht. Wenn es Frohndienste, Heerschauen oder militairische Uebungen gab, dingten sie gewöhnlich den ersten

besten Ersatzmann, den sie bekommen konnten. Der Katechet gestand mir, er habe sein Leben lang noch kein Gewehr angerührt, er fürchte sich, und glaube sich nicht einmal stark genug, eine Petarde anzuzünden.

Da ich genügende Aufschlüsse über die eigentliche gesellschaftliche Stellung der beiden Missionsdiener erhalten hatte, und mein Gewissen nicht beschweren wollte, sagte ich ihnen, sie sollten, da sie einmal Soldaten seien und die Nutznießungen als solche erhielten, ihre Pflichten wenigstens bei außerordentlichen Gelegenheiten erfüllen; die Androhung von Stockstreichen und einer Geldbuße sei ein unzweideutiger Beweis des ausdrücklichen Willens des Inspektors, und den Christen komme es insbesondere zu, ein gutes Beispiel in Gehorsam und Vaterlandsliebe zu geben. Es ward daher ausgemacht, sie sollten sich rüsten, um dahin zu gehen, wohin Pflicht und Ehre sie riefen; ich selbst sei entschlossen, fügte ich bei, der Parade ebenfalls beizuwohnen, da sie eine entzückende Augenweide zu bieten verspreche.

Als der festgesetzte Tag herangekommen war, nahmen meine beiden Veteranen des kaiserlichen Heeres früh Morgens ein kräftiges Frühstück, labten sich daneben mit einer trefflichen Portion Glühweins, um Kraft und Muth in ihre Glieder zu bringen, und legten dann das Soldatenkleid an. Diese Arbeit war weder zeitraubend, noch schwierig; sie hatten nur, statt ihrer kleinen schwarzen Mütze, einen zugespitzten, mit einer rothseidenen Huppe bedeckten Strohhut aufzusetzen, und über ihre gewöhnlichen Kleider eine schwarze Tunika mit breiten rothen Bordüren anzuziehen. Diese Tunika hatte vorn und hinten einen weißtuchenen Schild, und zeigte in großen Charakteren das Wort Ping, welches „Soldat“ bedeutet. Die Vorsichtsmaßregel war nicht unnütz, denn ohne diese Etikette hätte es manchmal sonderbare Mißverständnisse gegeben. So z. B. hatte mein Katechet mit seiner kleinen bleichen Gestalt, seinem schwächlichen und abgezehrten Körper, und seinen triefenden, stets zu Boden gesenkten Augen gewiß kein sehr kriegerisches Aussehen; dennoch war kein Irrthum möglich; man brauchte nur auf dem Rücken oder der Brust die Inschrift zu lesen: dies ist ein Soldat! Mit dieser Uniform angethan, nahmen sie ihre Waffen, der eine ein Gewehr, der andere einen Bogen, und begaben sich stolz in das Kriegslager.

Gleich nach ihrem Abmarsch schloß ich die Thüre meiner Wohnung und machte mich voll Neugierde ebenfalls auf den Weg. Das große militairische Schauspiel sollte vor der Stadt auf einer weiten sandigen Ebene, die sich an den Wällen hinzieht, Statt finden; die Krieger kamen von allen Seiten in kleinen Haufen heran; sie waren auf alle Art herausgeputzt, je nach den Fähnlein, zu welchen sie gehörten; ihre Waffen, die in den Strahlen der Sonne nicht funkelten, wie die unserer Krieger, waren sehr mannigfaltig; man sah Gewehre, Bogen, Piken, Säbel, Dreizacke und Sägen mit langem Griff, Rohrschilde und eiserne Feldschlangen, deren Laffeten die Schultern zweier Menschen bildeten. Inmitten dieser Buntschecktigkeit nahm man dennoch eine gewisse Einförmigkeit wahr: Jedermann hatte eine Pfeife und einen Fächer; der Regenschirm gehörte ohne Zweifel nicht zur kriegerischen Ausstattung, denn diejenigen, welche einen solchen unter dem Arm bei sich führten, bildeten die große Minderheit.

An einem der Enden des Lagers hatte man auf einer Anhöhe eine bretterne Estrade errichtet, die durch einen gewaltigen Sonnenschirm geschützt und mit Fahnen, Wimpeln und einigen großen Laternen geschmückt war, die man aber dort zum Sehen nicht brauchte, weil die Sonne in vollem Glanze strahlte. Vielleicht hatten sie einen allegorischen Sinn und sollten andeuten, daß die Milizen vor erleuchteten Richtern ständen. Der außerordentliche Inspektor des kaiserlichen Heeres und die vornehmsten Civil- und Militair-Mandarinen der Stadt waren auf der Estrade; sie saßen in Lehnsesseln vor kleinen Tischen voll Theekannen und Büchsen mit köstlichem Rauchtaback. In einer Ecke stand ein Diener mit brennender Lunte, nicht um die Kanonen abzufeuern, sondern um die Pfeifen anzuzünden. Auf verschiedenen Punkten des Uebungslagers sah man mehrere abgesonderte Forts, die aus Bambus und gemaltem Papier gefertigt waren.

Als der Augenblick zum Beginn der Kriegsübungen gekommen war, ließ man eine kleine Feldschlange an den Fuß der Estrade bringen, während die Richter sich mit beiden Händen die Ohren schützten, um von dem fürchterlichen Knall nicht betäubt zu werden. Dann zog man auf der Spitze eines Forts eine gelbe Fahne auf, die Tamtams erklangen mit Ungestüm, und die Soldaten liefen bunt durcheinander, erhoben ein gewaltiges

Geschrei und schaarten sich um die Fahne ihrer Kompagnie. Hier suchten sie einige Ordnung in ihre Reihen zu bringen; allein es wollte ihnen nicht recht gelingen. Nun nahm man ein Scheingefecht vor, und das Handgemenge, das am besten gelang, ließ nicht auf sich warten. Man kann sich unmöglich etwas Komischeres und Bizarreres denken, als die Evolutionen der chinesischen Soldaten; sie rücken vor, weichen, springen, drehen sich im Kreise herum, machen Luftsprünge, kauern sich hinter ihren Schild, als wollten sie dem Feind anflauern, erheben sich dann plötzlich, theilen rechts und links Hiebe aus, und retten sich im vollen Laufe mit dem Rufe: Sieg! Sieg! Man könnte glauben, man habe ein Heer von Marktschreiern vor sich, deren jeder mit Darstellung eines eignen Kunststücks beschäftigt ist. Ich sah sehr Viele, welche nur liefen, bald auf die eine, bald auf die andere Seite, ohne bestimmten Zweck, und wahrscheinlich, weil sie nicht wußten, was sie eigentlich persönlich thun sollten. Ich konnte es mir nicht anders vorstellen, als daß meine beiden Christen, der Katechet und der Gärtner, nothwendig unter dieser Kategorie von Soldaten sich befänden.

So lange der Kampf dauert, schwingen zwei Offiziere, die ihren Platz an den Enden der Estrade haben, unaufhörlich eine Fahne, und deuten durch die mehr oder minder große Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen den Wärmegrad des Treffens an. Sobald die Fahnen innehalten, thun die Kämpfenden dasselbe, und jeder kehrt auf seinen Posten oder in dessen Nähe zurück.

Nach dieser großen Schlacht ließ man Elite-Kompagnien manövriren, die ziemlich gut eingeübt schienen, deren Bewegungen aber sich dennoch durch die äußerste Sonderbarkeit auszeichneten. Die englische Artillerie mußte gutes Spiel mit Feinden gehabt haben, deren Geschicklichkeit theils im Kapriolenmachen, theils darin besteht, daß sie sich nach Art der büßenden Hindus lange auf Einem Bein im Gleichgewicht zu halten verstehen. Die Füsiliere und Bogenschützen übten sich sodann im Scheibenschießen; ihre Gewandtheit war bewundernswerth. Die chinesischen Gewehre haben keinen Kolben, sondern nur einen Griff wie die Pistolen. Feuert man einen Schuß ab, so stützt man das Gewehr nicht an die Schulter, sondern hält es an die rechte Seite, in der Höhe der Hüfte,

und ehe man einen Haken, an welchem eine brennende Lunte befestigt ist, auf das Zündkraut fallen läßt, faßt man das Ziel, das man treffen will, genau in's Auge. Meine Beobachtungen zeigten mir, daß diese Verfahrungsweise großen Erfolg hatte, was vielleicht beweisen dürfte, daß es, um mit einem Gewehr gut zu schießen, weniger nothwendig ist, mit dem Gewehrlauf zu visiren, als vielmehr den Gegenstand genau in's Auge zu fassen, gerade so, wie wenn man mit einem Stein ein bestimmtes Ziel treffen will.

Das Abfeuern der kleinen Feldschlangen war ohne Vergleich das Allerunterhaltendste während der ganzen Parade. Ich habe bereits erwähnt, daß sie keine Laffeten hatten, und daß sie von zwei Soldaten, deren jeder ein Ende des Geschosses auf der linken Schulter hat und es mit der rechten Hand festhält, feierlich einhergetragen wurden. Man konnte sich nichts Malerischeres denken, als die Figur dieser Unglücklichen, wenn man die Maschine abfeuerte; sie gaben sich Mühe, Heiterkeit und Seelengröße zu zeigen; man sah, daß sie alle ihre Kräfte aufboten, um unbeweglich zu bleiben; allein ihre Stellung war so kritisch und ihre Gesichtsmuskeln nahmen so ungewöhnliche Formen an, daß man erstaunliche Grimassen zu schauen bekam. Die kaiserliche Regierung hat in ihrer väterlichen Obhut für diese unglücklichen Feldschlangenträger vorgeschrieben, daß man ihnen vor der Uebung sorgfältig die Ohren mit Baumwolle verstopfe, und obgleich ich ziemlich fern stand, konnte ich doch leicht wahrnehmen, daß man es an dieser Vorsichtsmaßregel nicht hatte fehlen lassen. Begreiflich läßt sich mit einem derartigen Geschoß nicht gut visiren, auch bekümmert man sich nicht viel darum — die Kugel fliegt wohin sie will. Während der Uebungen schießt man klugerweise nur mit Pulver.

Führt man Krieg in der Tatarei oder in den Ländern, wo man Kameele findet, so haben, wie es scheint, diese Vierfüßer den Lastdienst bei den Feldschlangen zu versehen. In einer Reihenfolge von Gemälden, welche die Feldzüge des Kaisers Chang-hi darstellen, sah ich eine Menge solcher Kameel-Batterien. Man kann sich danach eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, auf welche die europäischen Truppen in einem Kriege gegen die Chinesen stoßen müssen.

Die Heerschau endigte mit einem allgemeinen Angriff auf die abgeson-

derten Forts. Ich kann unmöglich sagen und erklären, was man that, weil ich von Allem rein nichts verstand. Nur so viel weiß ich, daß man langwierige, unbegreifliche Evolutionen ausführte, und zu verschiedenen Malen betäubendes Geschrei erhob. Endlich stellten die Fahnen ihre Schwenkungen ein, die Richter der Estrade erhoben sich und riefen Sieg; das ganze Heer wiederholte drei Mal denselben Ruf, und einer meiner Nachbarn, der ohne Zweifel verstanden hatte, was vorgegangen war, setzte mich in Kenntniß, daß sämmtliche Forts, ohne Ausnahme, mit seltener Unerschrockenheit genommen worden seien.

Ich kehrte nun wieder in meine Wohnung zurück, und bald sah ich auch meine beiden Helden, mit Staub und Ruhm und Schweiß bedeckt, ankommen. Ich stellte viele Fragen an sie über die militairischen Uebungen, denen sie sich mit so großem Erfolge hingegeben hatten, allein sie konnten mir keine sonderlich genauen Aufklärungen geben; sie wußten nicht einmal zu sagen, welche Rolle sie selbst inmitten all dieser Bewegungen gespielt hatten. Ihrer eigenen Aussage zufolge waren zwei Drittheile der Soldaten nicht geschickter, als sie; sie begnügten sich damit, der Richtung und den Bewegungen der Elite-Truppen zu folgen. Man sieht sonach, daß man von den 500,000 Mann, aus denen die chinesische Heeresabtheilung bestehen soll, eine gar große Anzahl in Abzug zu bringen hat.

Die Anzahl der Mandschu-Truppen wird auf ungefähr 60,000 Mann geschätzt. Wie ich glaube, sind diese Soldaten meist unter Waffen und beschäftigen sich eifrig mit ihrem Beruf. Die Regierung überwacht sie sorgfältig, weil der Kaiser ein besonderes Interesse dabei hat, daß diese Truppen nicht in Unthätigkeit erschlaffen, sondern jenen kriegerischen Geist sich bewahren, der sie zu Herren des Reichs gemacht. Man behandelt sie, wie man vernimmt, mit großer Strenge. Fehler und Nachlässigkeiten im Dienst werden schwer bestraft, während die mongolischen und chinesischen Truppen sich selbst überlassen bleiben. Ja, man kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die regierende Dynastie, bis zu einem gewissen Punkt, die Unwissenheit und Unthätigkeit der Chinesen und Mongolen begünstigt, um den Mandschus ihre Ueberlegenheit zu wahren und für den

Fall eines Aufruhrs oder einer Empörung die geeigneten Vertheidigungsmittel in den Händen zu haben.

Die Seemacht des chinesischen Reichs steht ungefähr auf derselben Höhe, oder vielmehr Tiefe, wie das Landesheer; sie ist aus etwa 30,000 Matrosen gebildet und auf eine ziemlich beträchtliche Anzahl Kriegsdschonken vertheilt. Diese Schiffe, am Hinter- und Vordertheil sehr hoch, sind von roher Bauart, haben ein Segelwerk von Bambusmatten, und führen ihre Bewegungen höchst schwerfällig aus. Nicht im Stande, Reisen von langer Fahrt zu unternehmen, begnügen sie sich mit der Befahrung der Küstengewässer und der Flüsse, um auf Seeräuber, von denen sie indeß nicht sehr gefürchtet zu werden scheinen, Jagd zu machen. Die Formen der Kriegsdschonken, derjenigen besonders, welchen die Schifffahrt im Innern des Reichs obliegt, sind sehr mannigfaltig. Aus den Namen, welche die Dschonken führen, läßt sich manchmal auf ihre Form schließen. So z. B. unterscheidet man „den Hundertfüßigen", wegen seiner drei Ruderreihen, welche die Füße dieses häßlichen Insekts darstellen; den „Sperber-Schnabel", dessen beide Enden, gleichmäßig gebogen und jedes mit einem Steuerruder versehen, ihm vorwärts und rückwärts zu segeln gestatten, ohne den Bord zu wenden; die „vierräderige Dschonke", mit zwei Rädern am Vorder- und zwei am Hintertheil, die von Männern in Bewegung gesetzt wird, indem sie eine Kurbel drehen. Der Gebrauch dieser Räderschiffe reicht bis in das tiefe Alterthum hinauf, und diesem erfinderischen Volk hat nur die Anwendung des Dampfes gefehlt, um ganz im Besitze der Entdeckung Fulton's zu sein. Die wunderlichen Malereien, mit denen die Dschonken geziert sind, heben die Sonderbarkeit ihrer Formen noch mehr hervor. Man sucht ihnen das Aussehen eines Fisches, eines Reptils oder eines Vogels zu geben. Gewöhnlich sieht man am Vordertheil zwei ungeheure Augen, welche ohne Zweifel die Aufgabe haben, dem Feinde durch die Gräßlichkeit ihres Blickes Schrecken einzujagen. Trotz all dieser Ungeheuerlichkeiten, die einem Fremden am meisten auffallen, herrscht Unordnung und Verwirrung im Innern des Schiffes. Man trifft oft mehrere vereinigte Haushaltungen darin an, und es ist nichts Seltenes, auf dem Verdeck ganz gut gebaute steinerne Häuschen zu sehen. Dennoch haben europäische Matrosen die scharfsinnige Idee der Chinesen, den Fond ihrer

Dschonke in verschiedene von einander getrennte Gemächer zu theilen, so daß eine Beschädigung durch Wasser stets nur eine theilweise sein kann, immer bewundert. In der Wirksamkeit dieses Mittels liegt wahrscheinlich der Grund, warum man die Aufstellung von Pumpen an Bord nicht für nothwendig gehalten hat.

VII.

Ostindische Dienstboten.

Die Einwohner von Ostindien sind bekanntlich alle in Kasten getheilt. Dieses Kasten-System erstreckt sich aber so weit, daß selbst die Diener (weibliche Dienstboten hat man hier gar nicht) sich weigern, etwas zu thun, was nicht ihrer Kaste zu thun obliegt. So sah ich, der ich mich in Europa mit ein oder zwei Dienstboten beholfen hatte, mich genöthigt, einige zwanzig Leute zu halten. Diese waren: 1 Haushälter, 1 Wasserkühler, 3 oder 4 Wasser- und 1 Weinträger, 4 bis 6 Personen, um die Speisen auf den Tisch zu setzen, 2 Köche (denn der Eine wollte nur kochen und der Andere nur braten), 4 Holzträger, 1 Portier, 2 Leute, um die Zimmer zu fegen und 1 Person, um die Betten zu machen ꝛc.

Hieraus ersieht man, daß die Dienstboten in Ostindien nicht zu sehr angestrengt werden. Denn hatte der Wasserträger z. B. seine Pflicht gethan, was vielleicht eine halbe Stunde in Anspruch nahm, so hatte er für den Tag genug gearbeitet und durfte nicht zu etwas Anderem verwendet werden.

Man kann sich nicht leicht vorstellen, wie lästig dieses System einem Fremden ist, und dennoch hat man Gelegenheit, jeden Augenblick peinlich dadurch gestört zu werden. Man wünscht z. B. ein Glas Wasser, und

erhält die tröstliche Antwort, der Wasserkühler sei eben ausgegangen. Man muß es also sich selbst holen oder warten, bis der damit beauftragte Diener nach Hause kommt!

Dies ist noch nicht Alles. Sämmtliche Diener, mit wenigen Ausnahmen, sind arge Diebe und gehen dabei so schlau und listig zu Werke, daß es oft schwer ist, sie auf der That zu ertappen oder einen Beweis gegen sie in der Hand zu haben. Sie lassen sich bei ihren Diebereien stets Zeit und nehmen nie z. B. eine Kiste Thee aus der Proviantkammer, sondern vielleicht jedesmal nur einige Löffel voll, so daß das Quantum unbemerkt verschwindet, was um so leichter versteckt werden kann, als gewöhnlich die meisten dieser Diener außer dem Hause wohnen.

Nachdem ich einige Monate in Kalkutta gelebt hatte, fiel mir dieses sonderbare Verschwinden von Haushaltungsgegenständen auf, und ich überlegte, was wohl zu thun sei. Ich stellte mich nun am folgenden Abend an die Pforte hin, und befahl dem Portier, jeden Diener, der hinaus wolle, anzuhalten und ihn zu nöthigen, seinen Turban abzunehmen. Gleich der erste Turban enthielt in seinen Falten kleine Quantitäten Salz, Pfeffer, Reis; der zweite eine Tüte voll Thee und ein Dessertmesser, und so ging es fort bis zum letzten. Es fand sich auch nicht ein Einziger, dessen Turban nicht etwas enthalten hätte. Was war nun hierbei zu machen? Schickte man die diebischen Diener aus dem Hause, so würden wahrscheinlich noch schlechtere ihre Plätze eingenommen haben; sie der Polizei ausliefern? — das konnte man gar nicht. Es blieb also nichts übrig, als den Bösewichtern einen ernsten Verweis zu geben und künftighin stets die angenehme Gewißheit zu haben, daß täglich Etwas — sei es nur eine Hand voll Reis oder ein goldener Ring — abhanden kommen würde.

Angeblich sind die Ostindier die strengsten Mäßigkeitsfreunde; der bloße Geruch von Branntwein, sagten sie, wäre ihnen zuwider. Aber ich hatte bald Gelegenheit, auch hier durch Erfahrung zu lernen, daß der Ostindier, wie wohl auch manches Mitglied europäischer Mäßigkeits-Vereine, sich im Geheimen mit dem etwas zu gute thut, was ihm öffentlich zu genießen streng untersagt ist. Ich hatte nämlich meinen Weinkühler eines Tages beauftragt, ein Glas Branntwein aus der Weinkammer zu holen, was er auch sogleich that. Er war aber kaum wieder aus dem Zimmer,

als ich auf der marmornen Diele einen Lärm hörte, als wäre ein Glas gefallen. Ich stand auf und ging hinaus, und richtig, da lagen die Scherben eines Glases, umgeben von einer weißen Flüssigkeit, auf dem Boden. Zugleich stieg ein Geruch empor, der alle Zweifel über die Natur der Flüssigkeit hob. Ich sah, der Weinkühler hatte die gute Gelegenheit benutzt, sich auch ein Glas Arak zu stibitzen. Auf meine Frage, was er im Glase gehabt habe? antwortete er: „Wasser!" Ich zündete sogleich ein Stückchen Papier an und hielt es auf die Flüssigkeit an der Erde, und siehe da, es entwickelte sich sofort eine blaue Flamme über der nassen Fläche. Ich glaubte nun hierdurch dem Diener hinlänglich bewiesen zu haben, daß er gelogen habe und daß ich mich nicht so leicht betrügen ließe; statt aber auch nur einen Augenblick seine Dreistigkeit zu verlieren, hob er vielmehr die Arme hoch über seinen Kopf, indem er mit scheinbarem Erstaunen ausrief: „Ah! Ihr Fremden aus Europa könnt doch wunderbare Dinge ausrichten! Selbst Wasser brennt, wenn ihr ein Licht daran haltet!"

Wie der Ostindier angeblich einen Widerwillen gegen alles Spirituose hat, so ist ihm, aber auch nur angeblich, Schweinefleisch ebenfalls höchst zuwider. Dies ging so weit, daß keiner von meinem Hausstande es weder zubereiten, noch auftragen wollte. Der Kapitain einer der East India Company's Schiffe, der eines Tages bei mir zu Mittag aß, als die Rede von dieser Antipathie gegen Schweinefleisch war, bemerkte, daß die Diener in seinem Hause dasselbe Stück gespielt hätten; „da entdeckte ich eines Tages", fuhr er fort, „daß das Ganze eine Heuchelei sei, denn ich fand die ganze Dienerschaft, wie sie sich über einen meiner Schinken mit vielem Wohlbehagen hermachte. Ihre Bestürzung war groß, als sie mich sahen. Aha, sagte ich, also so steht es! Schön, ich werde heute einen moonshee (Priester) fragen, ob euch das erlaubt ist!" „Oh, Sahib! Thue das nicht, und wir wollen Alles thun, was du willst!" Gut, sagte ich, laßt mich nicht wieder hören, daß ihr kein Schweinefleisch anrühren wollt, sonst sage ich es bestimmt dem moonshee.

Ich merkte mir dies, und beschloß, auch in meinem Hause etwas Aehnliches zu versuchen. Bei der nächsten Gelegenheit drohte ich, sie zu entlassen, wenn sie sich weigern sollten, Schinken und dergleichen auf-

zutragen. Nach vielem Hin- und Herreden wollten sie sich auch dazu verstehen, jedoch unter der Bedingung, daß Alle an dieser Schande theilnehmen sollten; und so hatte ich von nun an immer die lächerliche Scene, daß eine Schüssel mit einem Schinken von einigen zwanzig Menschen eingebracht und wieder entfernt wurde.

VIII.

Bilder aus dem Innern von Java.

1.

Das Dorfleben.

Wir waren nach einem ermüdenden Tagemarsche über Berg und Thal zu Gnurag angekommen. Unser Gepäck befand sich in kleinen ledernen Koffern vertheilt, leicht genug, um sie, mit einer Hand fest gehalten, auf den Schultern oder auf dem Kopfe zu tragen. Doch die Kuli's, welche die Fortschaffung übernommen — ein Dutzend Javanen aus dem Dorfe, das wir diesen Morgen verlassen hatten, waren zurückgeblieben. Sie waren ein Paar Stunden vor uns abgereist. Wir fanden sie unterwegs im Grase liegen, im Schatten von Bambusgebüsch. Dort hielten einige ihre Siësta und unsere Kofferchen, die gerade groß genug dazu waren, dienten ihnen zu improvisirten Kopfkissen; andere hatten schon ausgeschlafen und waren beschäftigt, sich von fein geschnittenem Tabak und Djagongblättern kleine Cigarren zu drehen. — „Saja banjak tjapé, Tuan“ (ich bin todtmüde, Herr), sagte Einer; „Terlalu panas, korang kuwat“ (es ist erschrecklich heiß, ich kann nicht mehr) ein Zweiter und „Sakit prot“ (ich habe Leibschmerzen, war die Jeremiade eines Dritten. Wir ließen die Hälfte unserer Bedienten bei ihnen, nachdem wir einen der Koffer hatten öffnen und Cigarren unter sie austheilen lassen. Wir versprachen einem Jeden von

ihnen einen halben Gulden über den bedungenen (schon vorausbezahlten) Lohn und Kuwé kuwé (Zuckergebäck) mit Kopi (Kaffee) zum Verschmausen noch obendrein, wenn sie noch vor Einbruch der Nacht in Gnurag eintreffen wollten. „Ja, lieber Herr!" riefen Alle freudig aus; „was ist das für ein guter Herr!" sagten Einige. Und ihr Wille war wirklich gut. Aber sie lagen da so fröhlich beisammen! Ihr gutmüthiges, halbschläfriges Auge war mit einem so selbstgenüglichen Ausdruck — so ganz selig, ohne alle Sorgen — auf den Rauch ihrer Cigarren gerichtet; sie schienen sich da so idyllisch wohl, wohler als die ersten Menschen im Paradiese, zu fühlen; ein Bächlein murmelte an ihrer Seite und Paradiesfeigen, die ihnen das große Blatt als Teller zu ihrem mitgebrachten Reismahl geliefert hatten, d. i. Pisangstauden, spiegelten sich wirklich in dem krystallnen Wasser.

Ich hätte sie gern vorausgeschickt, aber mein Reisegefährte meinte: „sie werden schon kommen," und wir gingen mit einem Lurah (Dorfhäuptling), drei von unsern Bedienten und ein Paar andern Javanen, die Instrumente und Jagdgewehre trugen, voraus. — Aber es wurde Zeit, nach einem Nachtquartier zu suchen, und sie kamen noch nicht.

Der röthliche Schein der Abendsonne, die noch einen schmalen Streifen von der östlichen Thalwand erhellte, war schon nahe bis an den obersten Rand hinangerückt; er wurde immer schmäler, immer blässer, die riesigen Fledermäuse, die Kalong's, zogen schon über unsern Häuptern hin, nach der Gegend ihres nächtlichen Bankettes zu, und das Gekreisch der Pfauen scholl immer lauter aus den benachbarten Wäldern hervor, als wir in dem einsamen Dörfchen ankamen, das nur aus fünf oder sechs Hütten bestand. Der tiefe Schatten, der sich über das weite Thal gelagert hatte, hatte auch das kleine Dorf mit seinen Fruchtbäumen schon verschlungen. So eben hatten die Frauen Reis für ihr Abendessen gestampft und schon seit einer Viertelstunde, aus weiter Ferne, hatten wir den taktmäßigen, hellen Klang der Stampfer in den Holzblöcken vernommen; bei unserm Anblick aber warfen sie ihre Alu's (Stampfer) weg und flogen eiligst ihren Hütten zu; die Kinder liefen schreiend hinter ihnen her und die Hunde verbargen sich unter dem Boden der Häuser, die, wie dies gewöhnlich der Fall ist, auf vier Eckpfählen von Holz oder Bambus ruhten. Aus diesem

Schlupfwinkel ließen sie ihre bellende Symphonie fortissimo erschallen und machten die Hühner, die ebendaselbst schon zu Bette gegangen waren, wieder wach. In den Hütten selbst rührte und regte sich nichts. Alles, was darin war, hielt sich mäuschenstill, und nur hier und da bemerkte man ein halbes Gesicht, ein Auge, das durch die Ritzen der Bambuswände guckte.

Wir ließen uns unter dem kleinen Schuppen vor einer der Hütten nieder auf dem Löſung (Stampfblock), der dort stand, und ernannten den Lurah zu unserem bevollmächtigten Minister, um mit dem wahrscheinlichen lebenden Inhalte der geschlossenen Festungen freundlich zu parlamentiren.

Mit Pathos deklamirte unser Diplomat gegen die zugemachten Thüren und Bambuswände der Häuser und — nicht lange war seine Rede geflossen, als sich erst eine, bald eine zweite, ja dritte Pforte öffnete und einige Männer schüchtern mit Reis und Pisang heraustraten, den wir gegen Entschädigung erbeten hatten. Wir verzehrten nun unser frugales Mahl auf einem Pisangblatte; die Hunde krochen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und kamen wedelnd näher, — bald erschienen auch einige runzlige Sybillen auf der Bühne, die auf einigem Abstande von uns stehen blieben und mit lauter, kreischender Stimme, jedoch mit recht freundlichen Geberden, uns „willkommen in Gnurag!" hießen. Es dauerte nicht lange, so kamen auch jüngere Frauen mit ihren Kindern auf den Armen, ja, junge Mädchen schlichen, eine nach der andern, herbei; andere gingen wieder weg und brachten ungefragt einige Leckerbissen, die sie in ihren Hütten bewahrt hatten. Der Eine bot uns einen kleinen Topf mit Sambal góreng an; ein Anderer hatte noch ein halbes Ajam panggang (geröstetes Huhn), das er uns spendete; ein Dritter reichte uns ein Paar getrocknete Schildkröteneier, ein Stückchen Dendeng, dar; ein Vierter breitete eine aus Pandanblättern geflochtene Tikar (Matte) auf dem Löſung aus, und endlich, nachdem die Ueberzeugung Feld gewonnen hatte, daß wir keine Seeräuber waren, sahen wir uns vom ganzen Dorfe, von Alt und Jung, von Männern, Weibern und Kindern, mit allen ihren Hausthieren, vertraulich umringt.

Inzwischen hatten sich unsere Jungens, d. h. Java'sche Bedienten, die oft ziemlich alt sind, unter das Volk gemengt und Schlafplätze für uns

gesucht. Der letzte Rest des Vorurtheils, das die Dörflinge gegen uns „Menschen mit weißen Gesichtern" hatten, war durch ihre Bemühungen verschwunden. Mein Junge Sidin kommt dort eben an, mit einer jungen Frau nebst ihrem Kinde, die uns ihre Hütte zur einstweiligen Wohnung ablassen und inzwischen bei ihrem Nachbar einziehen will. — Wo ist ihr Mann? „Ach! Herr," lautet die Antwort, „der Tiger hat ihn vor acht Tagen gefressen." Dies sagte sie mit einem lachenden Gesichte, als wenn es ein Spaß wäre, den sie erzählte. Man muß hieraus jedoch nicht schließen, daß die Javanen gefühllos sind; nein, keineswegs. Aber sie betragen sich in allen Wechselfällen des Lebens als geborne Philosophen und fassen sich schnell. Sobald die Leiche dessen, den man im Leben lieb hatte, begraben ist, wird nicht um ihn getrauert; denn Trauern hilft ja nichts und macht das Geschehene nicht ungeschehen! Wozu lange um einen Andern trauern, wenn man alle Tage selber sterben kann? So ungefähr denken sie. Das heiße Klima, die unglaublich schnelle Verwesung und Vergänglichkeit alles Organischen, sobald das Leben daraus gewichen ist, die stete Gleichförmigkeit in allen Erscheinungen der Natur, in welcher sie leben und worin jede Abwechselung nach Jahreszeiten fehlt, übt nothwendigerweise einen Einfluß auf ihren Charakter, auf ihre moralische Stimmung aus. Sie ergeben sich mit Gelassenheit in ihr Schicksal, als in etwas Unvermeidliches. Die immerwährende Nähe der Gefahr benimmt ihnen außerdem die Furcht und macht sie gleichgültig gegen die Gefahr selbst.

Wir nahmen Besitz von der Hütte, die zwischen Frucht- und wilden Bäumen etwas entfernt von den übrigen stand. Der röthliche Schein einer mit Djarak- (Ricinus-) Oel gespeisten Lampe erhellte nur schwach das von Rauch geschwärzte Bambusgeflecht, woraus die vier Wände und der Boden der Hütte bestanden. Der letztere erhob sich auf Pfählen etwa vier Fuß hoch über den Grund. Aus gleichem Stoff verfertigt war die Bank, die, mit einigen Tikar's belegt, uns zum Lager dienen sollte.

Wir wünschten uns zu baden, — wir wollten unsere von Schweiß durchnäßten, von Staub beschmutzten Kleider ausziehen; aber was sollten wir anziehen? Die Kuli's, die unsere Habseligkeiten trugen, waren noch nicht gekommen. Die guten Leute hier hatten in ihrer Garderobe nur ein Paar

Sölendang's (lange, schmale Umschlagetücher) und Sarong's (ein Kleidungsstück von der Form eines weiblichen Unterrocks) überzählig, die sie uns brachten. Krystallhell und einladend murmelte das Bächlein neben der Hütte. Ein Theil des Wassers war in einer Bambusröhre nach einem Absatze des Bodens hingeleitet, von wo es 5 bis 6 Fuß tief als Pantjòran (Sturz- oder Gußbad) auf uns Badende herabplätscherte. Wir trockneten uns an der Luft, schlugen den Sarong um unsere Lenden, und begaben uns zum nahen Rande der Kluft, von wo man den ganzen, so viel tiefer liegenden Thalboden übersehen konnte. Dort lagerten wir uns im Grase unter den Bäumen, um uns den Eindrücken der schönen Natur zu überlassen, die nun ihr dämmerndes Abendkleid anzog.

Das Dörfchen Gnurag steht nämlich auf einem Vorsprunge des westlichen Thalgehänges, das sich etwa 700 Fuß tief unter dem höchsten Rande zu einer nur sanft geneigten Platte ausbreitet, dann aber steil in die eigentliche Sohle des Thales hinabfällt. In diesen untersten Boden blickten wir von unserm Rande noch 300 Fuß tief hinab. Er erhob sich jenseits wieder, erst allmälig, terrassenförmig, dann steiler und zuletzt als schroffe Felswand, und stieg so zu dem östlichen Thalrande empor, der von dem westlichen 1½ bis bis 2 java'sche Pfähle*) weit entfernt sein mochte. Auf dem Vorsprunge lagen hier und da kleine trockne Tipar und Uma (Reisfelder) in den Wildnissen von Alang-alanggras zerstreut, welches letztere selbst erst an die Stelle ehemaliger Felder getreten war. Der Boden des Thales aber und die steilen Abhänge, die es überragen, waren mit majestätischer Urwaldung bedeckt, mit Bäumen, die sich auf säulenförmigen Stämmen 100 bis 120 Fuß hoch erhoben und sich dann erst zu einer rundlichen Laubkrone wölbten. Wie in die Luft gewachsen, ragten diese Bäume, einer über den andern, an der steilen Wand empor, und nur an wenigen Stellen, die völlig senkrecht waren, schimmerte zwischen ihnen ein kahles Fleckchen von der Felswand hindurch.

Ueber diese Bergwände, diese Wälder im Thalboden, ergoß nun der Mond, der hoch am Himmel stand, sein silbernes Licht. Er schien so hell,

*) Ein java'scher Pfahl ist 4800 rheinländische Fuß lang; drei Pfähle werden gewöhnlich auf eine Stunde Wegs gerechnet.

daß wir nach dem Verschwinden des Tagsgestirns*) kaum einige Dämmerung hatten wahrnehmen können. Das azurne Blau war nicht von dem kleinsten Wölkchen getrübt. Doch die Abwesenheit der Sonne wurde dem Gehörsinne verkündigt. Obgleich jeder Windzug schlief und kein Blättchen an den Bäumen sich regte, so erhoben sich doch immer deutlicher gewisse allgemeine Geräusche der Nacht. Die senkrecht in die Höhe steigenden Luftströme hatten mit der Erhitzung der Erdoberfläche und ihrer Ursache, den darauf fallenden Sonnenstrahlen, aufgehört, und erschwerten nicht länger die Fortpflanzung des Schalles. Die Brandung an der mehr als 20 Pfähle weit entfernten Südküste ließ sich deutlicher vernehmen und das Brausen des Flusses, der sich in seinem langen Laufe aus den innern Hochgebirgen bis zur Küste durch die tiefe Sohle des Thales hinschlängelt, drang lauter und lauter zu uns herauf. Je stärker aber dieses allgemein dumpfe Getöse der Nacht anfing zu schallen, in gleichem Maße nahm das Geräusch in dem Dörfchen ab. Ein halbes Hundert Männer, Weiber und Kinder machten die kleine Menschenwelt aus, die sich mit ihren zahmen Thieren — Hühnern, Hunden, Ziegen, ein Paar Büffeln und Pferden — in diesem Thale angesiedelt hatte, meilenweit durch Wildnisse ringsherum von andern Dörfern getrennt. Sie lagen nun auf ihren Balé balé's in den Hütten ausgestreckt, wo sie sich im Kreise der Ihrigen dem seligen Gefühle der Sorglosigkeit überließen. Aus einigen der Hütten klangen noch die langgezogenen Töne eines Gesanges hervor, der weder eine feste Melodie noch Worte hat, den die Männer aber zu improvisiren und zu singen pflegen, wenn sie auf der Ruhebank liegen und glücklich sind. Dieser monotone Gesang verstummte allmälig; unsere Bedienten, die sich mit einigen anderen Dörflingen in unserem Rücken niedergelassen hatten, schlichen einer nach dem andern von uns weg, um nun auch für sich einen Ruheplatz zu suchen; eine Thür ging nach der andern zu; von den Lämpchen, deren Schimmer noch durch die Ritzen der Wände drang, erlosch eins nach dem andern; die Hausthiere regten sich immer seltener, und endlich gab kein einziger Laut mehr Kunde von dem Dasein der kleinen menschlichen

*) Die Malaien haben keinen andern Namen für die Sonne, als **Mata kari**: Auge des Tages.

Gesellschaft, die mit all ihrer Habe, mit all ihrem Glücke und Unglücke so dicht neben uns bestand, die nun aber in tiefem Schlafe lag.

Wir saßen allein noch — und lange schweigend da. Wir waren entzückt. Unser träumerischer Blick war bald auf die Thalwand befestigt, wo hier eine Bucht geheimnißvoll in tiefen Schatten zurücktrat, dort eine vorspringende Felsecke oder die riesenmäßige Säule eines Baumstammes hell im Mondschein glänzte; bald ruhte er auf den Gewölben der Bäume, die den Wald tief unter uns in der Thalsohle zusammensetzten. Die schwärzeste Nacht blickte hier und da zwischen diesen Bäumen, wie durch eine Spalte, aus dem Abgrunde herauf, da wo in tiefster, waldüberwölbter Kluft, völlig unsichtbar, aber an dem Donner des stürzenden Wassers laut genug hörbar, der Tji-Nagnéak fließt. Dort stürzt er von Block auf Block, von Fels zu Fels herab und vollendet in schnellem Fall seinen Lauf zur Küste. Andere Theile der Waldoberfläche, besonders die größten, am höchsten emporragenden Laubkronen, waren so hell beschienen, daß man die Pfauen sehen konnte, deren lautes Geschrei noch vor Kurzem, während der Abend fiel, das Echo an allen Bergwänden erweckt hatte, die nun aber still und lautlos in den Baumwipfeln saßen. — Von Zeit zu Zeit flatterten einige Fledermäuse an uns vorbei; zuweilen zog krächzend eine Eule am Thalgehänge hin, aber dies war auch alle Bewegung, die weit und breit in der ruhenden Natur zu bemerken war. Und außer dem dumpfen Tosen des Flusses vernahmen wir kein anderes Geräusch, als die taktmäßigen Schläge eines Caprimulgus, die wie klappende Hammerschläge auf einem Amboß hell durch das Thal hinklangen, und nur selten drang ein Laut, wie von blökenden Büffeln, aber feiner, mehr heiser, wilder, aus den Wäldern zu uns herauf: es waren Rhinocerosse, die sich nur zur Brunstzeit hören lassen; sonst war in der animalischen Schöpfung Alles still und Nichts bewegte sich. — Aber welche nächtliche Schönheit war über diese Landschaft gegossen; welcher Zauber verlieh ihr das Mondlicht, das wie durch einen Flor, wie durch ein silberfarbnes, nicht ganz helles Glas auf sie herabschien!

2.

Der Tiger.

„Tuan, tuan! — Lakas, lakas! Matjan, matjan!" — — Mit diesem Zetermordiogeschrei kam einer von unsern Jungen herangelaufen und schreckte uns aus unserer Ruhe auf, während wir da noch am Rande der Kluft saßen und plauderten. Die Mitternachtsstunde war nahe herangerückt. Hinter Sidin stürmten zwei andere Javanen her, die Knüttel und ein brennendes Holzscheit in den Händen schwangen. „Ein Tiger, ein Tiger! — Holla, holla, he! Auf, alle auf! ein Tiger!" — Durch diesen Angstruf wurde alles aus dem Schlafe aufgeschreckt, und gerieth in einem Augenblick in Alarm; — in den Hütten hörte man die Kinder schreien und die Weiber ein laut schallendes Gekreisch erheben, — die Männer stürzten zu den Thüren heraus und flogen mit zugespitzten Bambusstäben, Hackmessern, ein paar Lanzen und Reisstampfern, die sie in der Bestürzung schnell erfaßt hatten, herbei. Wir griffen zu unsern geladenen Gewehren und setzten mit den übrigen dem Tiger im Sturmschritt nach. Er war noch im Gesicht und schleppte eine Ziege, die er geraubt hatte, am Halse fort. Diese ließ er aber schon in einer ganz geringen Entfernung vom Dorfe wieder los, als er sah, daß er von einem Dutzend Menschen zugleich verfolgt wurde, und machte Reißaus. Eine unserer Kugeln war so glücklich, ihn zu treffen, und während er niederstürzte, sich auf dem Boden wälzte, wieder aufsprang und sich von Neuem überrollte, wurden noch zwei Schüsse auf ihn gelöst, bis ein Paar Javanen, die lange Lanzen trugen, es wagen durften, sich ihm vorsichtig zu nähern und ihn — durch Stiche mit ihren Piken durch und durch — vollends zu tödten. Diese Piken waren außer den Golok's (Hackmessern) und einigen Kris (Dolchen) die einzigen Waffen im Dorfe.

Der Tiger wurde nun nebst seinem Schlachtopfer, der Ziege, in's Dorf geschleppt, wo die Weiber und Kinder noch immer aus vollem Halse schrieen. Die Ziege, die noch lebte, aber bald nachher starb, hatte zu beiden Seiten des Genickes, hinter dem Kopfe, eine Reihe blutender Löcher,

nämlich da, wo der Tiger seine Zähne hineingeschlagen hatte. Sie war das Eigenthum der Wittwe und hatte ihren Stall unmittelbar unter dem Boden des Hauses, also des Zimmers gehabt, das zu unserm heutigen Nachtquartier dienen mußte. Dort hatten Sidin und andere Javanen auf dem Fußboden, der nur aus einem Sasak (Bambusgeflecht) bestand, ausgestreckt gelegen, um zu schlafen. Aber das Geräusch des Tigers, der in den Stall gebrochen war, und die Bewegungen des sich sträubenden Schlachtopfers, das sie so dicht unter ihrem Leibe vernahmen, hatte sie aus dem Schlafe geweckt.

Der Mond war noch nicht ganz bis zum Rande der Thalwand herabgesunken und schickte noch einige schiefe Strahlen durch das Laub der Bäume, zwar zitternd und gebrochen, aber hell genug, um das gefällte Thier zu beleuchten, das da auf dem Platze vor unserer Hütte hingestreckt lag. Es war ein Königstiger von der größten Art, gewiß so lang, wenn auch schlanker, als ein Stier. Sein prachtvolles gelbes Fell mit seinen scharf und drohend abstechenden schwarzen Streifen, sein schreckliches Gebiß, der Ausdruck der Kraft und Wildheit, der ihm auch noch im Tode verblieben war, flößte uns Allen eine gewisse schaudernde Achtung ein, eine scheue Furcht, welche durch die klaffenden Wunden und blutrothen Flecke, womit die hellere Farbe seines Felles besudelt war, kaum vermindert werden konnte. Besonders die Frauen und Kinder schienen von einer solchen Furcht noch befangen zu sein, da sie sich alle auf einem sichern Abstande hielten. Nur die Wittwe, vor deren Hütte wir das Thier hingeworfen hatten, lief schnell herbei, und machte dicht vor dem Tiger Halt. — Ihr langes schwarzes Haar war aufgelöst und hing rund um ihre Schultern herab, wie das der meisten andern Frauen, die herumstanden und die so unerwartet von ihrer Ambèn (Schlafbank) waren aufgeschreckt worden. Ihr Oberkörper war, wie gewöhnlich, nackt bis auf den Sarong, der um ihre Lenden geschlagen war, und von dort in Falten die untern Gliedmaßen umgab. — Die junge Wittwe stand da mit aufgehobenen Armen, vorübergebogenem Körper, vorgestrecktem Haupte, und richtete ihre funkelnden stieren Augen unbeweglich auf das Thier. „Das ist der Tiger, der meinen armen Mann gefressen hat, und der nun auch meine Ziege geholt hat!“ schrie sie mit schneidend lauter, heulender Stimme, und

warf sich mit einer Art von Gebrüll auf den Leichnam des Thieres. Sie schlug ihre Hände in seine Wunden, wühlte darin herum, färbte sich mit seinem Blute, packte ihn beim Kopfe, schlug ihn auf die Augen, biß ihn in das Fell, leckte sein schon halb geronnenes Blut, sprang zähnefletschend, fäusteballend auf und warf sich von Neuem mit einem wilden, unartikulirten Wuthgeschrei auf den Tiger hin, den sie ganz zerfleischen zu wollen schien. Bald wurden die andern Weiber von gleicher Wuth ergriffen, selbst die Kinder kamen zuletzt herbei; einer verdrängte den andern, um den Tiger zu treten, zu schlagen, zu zerfleischen, und wenigstens seine Füße in dessen Blute zu baden. Die Männer waren stiller, gefaßter, aber sobald die Weiber und Kinder ein Plätzchen freiließen, so oft sie dem Thiere nahe kommen konnten, stachen sie ihre langen Kris (Dolche) bis an die Hefte in sein Fleisch — wiederholten dies mit unverkennbarer Wollust zu hunderten Malen und zersetzten den Leichnam des Tigers so, daß er endlich wie ein Sieb durchlöchert war; — da lag das königliche Raubthier am Boden, die Männer knieten daneben mit gezückten Dolchen; die Kinder färbten ihre Hände roth — und die Weiber standen mit ihren nackten Leibern, ihren aufgelösten Haaren, Gesicht, Brust und Hände vom Blute befleckt, drohend und schreiend da — in Gruppen, auf die das sterbende Licht des Mondes noch einige letzte Strahlen warf.

Betroffen war mein Gefährte vor dieser Scene zurückgetreten. Er hatte die Javanen noch nie in Leidenschaft gesehen und schien in diesem Augenblicke mehr Furcht vor diesen Menschen in seiner Brust zu empfinden, als vorhin vor dem lebenden Tiger. Aber diese Furcht war ganz ungegründet. Wir hatten ihnen ja nichts zu Leide gethan; wir hatten ihren Frieden nicht gestört, ihr stilles Glück nicht verwüstet. — Allmälig schien ihr Rachedurst gelöscht zu werden; ihre Wuth erschöpfte sich und sie wurden ruhiger. Der Mond ging unter und Einer nach dem Andern zog sich in seine Hütte zurück, deren Thüren von innen sorgfältig verrammelt wurden. Nur ein Paar knieten noch neben dem Tiger und übten sich im Stechen mit ihrem Kris. Die Wittwe gab durch Worte und Geberden zu verstehen, daß ihr nun so recht wohl um's Herz sei, daß sie nun Rache an dem Tiger genommen habe, daß wir gute Herren wären, daß sie sich bei uns recht hübsch bedanke, denn wir hätten ja den Tiger getödtet,

wir hätten Glück in ihr Dorf gebracht und wir könnten nun in ihrer Hütte so lange wohnen bleiben, als wir nur wollten, das wäre ihr recht angenehm." — Banjak tabé, tuan! Slamat tidor, tuan! (Seid herzlich gegrüßt! Gute Nacht, liebe Herren!)

Wir ließen zur Seite der Hütten einige Wachtfeuer anzünden, neben denen ein Paar Javanen sich mit ihren Lanzen postiren mußten, um das Feuer zu unterhalten, und stiegen dann hinauf in den kleinen Bambuspalast der Wittwe, dessen einziger Binnenraum unser und unserer Jungens heutiges Nachtquartier war. Dort sahen wir diese Jungens horizontal auf dem Boden ausgestreckt liegen, — ohne Kopfkissen, platt auf dem Rücken. Sie waren schon wieder eingeschlafen und schnarchten. Wir nahmen Platz auf der breiten, von gesplitzten, nebeneinander gelegten Bambus verfertigten Balé balé (Bank). Die Lampe von Djaraköl war ausgebrannt und der Schein der Wachtfeuer, der durch die Ritzen der geflochtenen Wände in's Innere drang, erhellte nur schwach den kleinen Raum.

Gern hätten wir eine wollene Decke über uns ausgebreitet; denn, obgleich die Temperatur der abgekühlten Nachtluft nicht unter 70 Grad Fahrenheit herabgesunken war, so machte sie uns doch frösteln, weil wir des Tages einen viel höhern Wärmegrad — von 85 bis 90 Grad und in der Sonne noch viel mehr — hatten aushalten müssen. Aber unsere Kulis waren nicht gekommen und nun konnten wir sie auch nicht mehr erwarten, da sie des Nachts durch Wildnisse, die von Tigern wimmeln, nicht zu reisen wagen. — Wir drehten unsere, inzwischen getrockneten Reisekleider zu einem Kopfkissen zusammen, wickelten unsere Schultern in den Sòlendang, bedeckten den übrigen Theil unseres Körpers mit dem Sarong und fielen, ermüdet wie wir waren, auch auf dem harten Lager sehr bald in die Arme des Schlafes.

3.

Das Gamölan.

Draußen im Dorfe wurde das Gamölan gespielt, dessen Klänge mich geweckt hatten; mein Gefährte lag noch im Schlaf versunken neben mir, während ich leise aufstand und die Thür der Hütte öffnete. — Noch war das Auge des Tages nicht ganz erwacht, das gebrochene Sonnenlicht, das von den bereits erhellten höheren Schichten des Dunstkreises zurückgeworfen wurde, das Dämmerlicht lag noch über die Natur ausgegossen, als ich auf der Leiter herabstieg, und kühl war die Morgenluft, die mich nun mit ihrem erquickenden Hauche anblies. Da sah ich mit Erstaunen, daß all unser Gepäck bereits angekommen war und im Hintergrunde des Platzes, unter den Bäumen, rund um einen Gamölan geschaart stand.

Unter indischen Lesern würde gewiß keiner sein, der nicht wüßte, was ein Gamölan ist. Da es aber vermuthlich nicht alle Leser in Europa wissen, so möge hier kürzlich angedeutet sein, daß die Javanen darunter eine Vereinigung meist beckenförmiger, aus Metall (doch auch von Holz) verfertigter, großer und kleiner Musikinstrumente verstehen, welche (die Gong's, die größern) theils an zierlich bearbeiteten Gestellen von Holz aufgehängt werden, theils (die Bonang's und Könong's) sich in trogförmigen Resonanzkasten befinden und in Reihen über einander auf ausgespannten Tauen liegen. Dazu gehören noch eine Suling (Flöte), Rébab (eine Geige mit zwei Saiten), ein Kendang oder Bödug (Trommel), ferner noch einige andere trog- oder kahnförmige Kasten, über welchen verschiedene, allmälig kleiner werdende Platten oder Stäbe neben einander in einer Reihe liegen. Diese sind entweder von Metall und hängen an Göndèr (Tauen) oder sie sind mit hölzernen Stiften auf dem Rande des Kastens befestigt und theils von Saron (Metall), theils von Gambang Kaju (Holz) verfertigt. Sie werden sämmtlich mit Klöppeln d. i. hölzernen, mit Leder oder Garn umwundenen Hämmern geschlagen und geben, ungeachtet der ewigen Wiederholung der nur höchst einfachen java'schen Melodien, recht angenehme, wohllautende Klänge, die einigermaßen an die Töne eines

Glockenspieles erinnern, aber viel sanfter sind, besonders wenn man sie aus einiger Entfernung vernimmt. Dazu gehören 4, 5 bis 8 Javanen, als Spieler der Instrumente, und 1 oder 2 Ronggeng's, d. i. Tanz- und Singmädchen, um das Orchester vollständig zu machen. Die Ronggeng's sind eine Nachbildung der indischen Bajaderen, die sich auf Java aus der vormohamedanischen Zeit — den Zeiten der Hindureiche, des Brahma- und Budhakultus — erhalten haben, treten aber nur bei feierlichen Gelegenheiten auf.

Einem solchen Gamölan nun, das mit unsern Siebensachen da wie hingezaubert stand, waren einige Javanen beschäftigt, sanfte melodische Klänge zu entlocken. Sie saßen da mit untergeschlagenen Beinen, auf hingelegten Matten, vor ihren Instrumenten, die Klöppel in der Hand, und sahen ziemlich schläfrig aus. Sie schienen nun auf den Aufgang der Sonne zu warten, zu welcher Zeit unter diesem tropischen Himmel sich alles, Reich und Arm, vom nächtlichen Ruheplatze zu erheben pflegt, um ihre Bonang's, Gambang's und Gönder's nun unter härtern Schlägen ertönen zu lassen. Ich war vor der Zeit erwacht, bedeutete ihnen aber, daß mein Freund noch schlafe, und sogleich rührten sich ihre Hände schneller, die Melodie van Putjung kanginan erhob sich in lautem Allegro, bim, bam, bim und — bum scholl die tiefe Baßstimme der großen Gong wie eine Glocke dazwischen hinein, und siehe da, mein Gefährte trat freudig überrascht aus der Hütte, gab mir seinen Morgengruß und rieb sich verwundert die Augen, wie er das Gamölan und unsere Koffer sah. Da schlich auch sein Bediente Lapiah herbei, der mit einem meiner Jungens gestern den Transport begleitet hatte und vor dem Einbruch des Abends hier hätte ankommen müssen. Er hinkte — und machte eine recht arme Sündermiene, während er da zögernd näher trat. Endlich aber faßte er sich Muth, machte ein tiefes, mehr als gewöhnlich feierliches Compliment und fing mit einen „Banjak tabé Tuan, djangan mara Tuan" an, seine Entschuldigung zu machen. Diese lautete ungefähr so: Ja, mein Herr, die Kuli's liefen so schnell, wie sie nur laufen konnten und ich spornte sie immerwährend an, sich noch mehr zu beeilen, um nur recht früh genug hier eintreffen zu können; aber als wir an den Tji Roké gekom-

men waren, da lief eine Schlange quer über den Weg und die hat mich in das linke Bein gebissen.

Eine Schlange, gebissen?

Ja, mein Herr, fuhr Lapiah fort, aber sie war nicht giftig. — Mas putri hat sie todt geschlagen und für die Sammlung des Herrn — (er machte ein Compliment gegen mich) mitgebracht. Die Kuli's sagten, daß ist ein schlechtes Zeichen, auf diesem Wege dürfen wir nicht weiter gehn, sonst kriegen wir Unglück, wir müssen einen Umweg machen, und da schlugen wir einen Nebenpfad ein nach der andern Seite des Thales und kamen durch Desa Paréang. — Aber denken Sie sich, mein Herr, da wurde gerade Hochzeit gehalten, da spielten sie das Gamölan, da waren Ronggeng's und sie boten uns Thee mit Kuwé kuwé an. Seht ihr wohl, sagten die Kuli's, nun haben wir Glück gehabt, und sie legten die Koffer von ihren Schultern ab und stellten das Gepäck unter eine Pöndopo hin, und was wir auch thaten, was wir auch sagten — wir baten sie, wir drohten ihnen, wir pufften sie — aber das half alles nichts; einige legten sich hin, aßen Kuwé kuwé, hörten nach dem Gamölan, andere tandak'ten (d. i. tanzten) mit den Ronggeng's, und all unser Schreien war vergebens, wir konnten sie nicht weiter von der Stelle kriegen. Aber diesen Morgen um 4 Uhr haben wir sie doch endlich aufgeranzelt und weil wir unterwegs doch auf den Gong's schlagen mußten, um die Tieger zu verscheuchen, so haben wir lieber das ganze Gamölan mitgebracht. Ich weiß doch, daß mein Herr gern Musik hört. Sie können nun wohl sehen, lieber Herr, daß es meine Schuld nicht ist.

Du schlauer Fuchs! entgegnete mein Freund, die Püffe, die du den Kuli's gegeben hast, werden so hart wohl nicht gewesen sein. (Lapiah verzog den Mund und einige andere Javanen drehten sich um, um ihr Lachen zu verbergen.) Erst hast du die ganze Nacht hindurch geschwärmt und mit den Ronggeng's getandakt; uns hast du hier pflichtvergessener Weise sitzen lassen, ohne Kleider, ohne Wein, ohne Cigarren, dann hast du die armen Menschen noch obendrein gepreßt und gezwungen, mitten in der Nacht das Gamölan hierher zu tragen, und nun willst du mir noch gar weiß machen, daß du das Alles nur gethan hast, um mir Vergnügen zu machen. Aber du kannst sie nun auch bezahlen.

Baïk, Tuan, erwiederte Lapiah demüthig, saja punja uwang abis, kapan suka pindjam söpulu rupia. (Sehr gern, mein Herr. Mein Geld ist aber alle, seien Sie so gut und leihen Sie mir 10 Gulden. Sie haben ja Geld genug.)

Mein Freund lachte. Nun so will ich sie bezahlen, mache aber nun, daß du wegkommst und bring' uns Beiden Kaffee.

Dieser Auftrag war für Lapiah das Zeichen der Versöhnung; er sprang mehr als er lief, um den Kaffee in einer der Hütten zu bereiten, und hatte in seiner Freude das Hinken ganz vergessen, worüber die Anderen in ein nicht mehr verhaltenes Lachen ausbrachen. Nun kam auch mein Junge Mas putri, der sich inzwischen hinter der Thür still gehalten und gehorcht hatte, zum Vorschein und brachte eine große Sawahschlange, gewiß 5 Fuß lang, mit, die er, an einen Stock gehängt, vor sich hertrug. Nach vorhergegangenem Kratzfuß, Bückling, Tabé Tuan &c., nach dem Vorbilde des Andern, erzählte er nun ungefähr dasselbe und schloß mit den Worten: Ja, mein Herr, die Schlange hier war Schuld daran. Aber nun habe ich auch Ihre Sammlung mit einem hübschen seltenen Stück bereichert, wenn Sie die Schlange auf Spiritus setzen wollen.

Geh', geh! entgegnete ich, du weißt sehr gut, daß das eine ganz gemeine Schlange ist, die keinen Werth für meine Sammlung hat. Ich table dich nicht, daß du an der Hochzeitfreude Theil genommen hast; aber hättest du nicht besser deine Pflicht gethan, wenn du uns vorher wenigstens eine Matratze, unsere Decken, einige Cigarren und Wein geschickt hättest?

Ach, bester Herr! war seine Antwort, ich dachte, wir Jungens trinken ja nie Wein und schlafen alle Tage ohne Decken, auf dem bloßen Grunde; was schadet es nun, wenn unsere Herren auch einmal so schlafen.

Ich konnte ihm unmöglich böse sein und gebot ihm nur den Kaffee bereiten zu helfen, damit er fertig sei, wenn wir zurückkämen. Inzwischen stiegen wir den Gunung-Susu (so nennen die Gnurager einen kleinen Hügel hinter dem Dorfe) hinauf, um den Aufgang der Sonne zu sehen.

Der Charakter der Javanen ist ein sonderbares Gemisch von Gutherzigkeit und Sorglosigkeit, verbunden mit einer ziemlichen Dosis naiver

Schlauheit. Sie haben so wenig Bedürfnisse; sie denken nicht an morgen, viel weniger an übermorgen, und ein Jahr nach heute besteht in ihrer Vorstellung gar nicht; deshalb genießen sie gern die Freuden des Augenblicks. Wenn man sie trifft, während sie einen Gegenstand ihrer eigenen Liebhaberei behandeln, z. B. tandak'ken oder beschäftigt sind, einen Affen einzufangen und ihn von Baum zu Baum, ja, bis in die höchsten Wipfel der Bäume zu verfolgen, wie sind sie da behende! Da ist keine Spur von Trägheit und Gleichgültigkeit bei ihnen zu sehen; welche Kraft, welche Geschicklichkeit entwickeln sie da, mit welchem Feuereifer, welcher unermüdlichen Ausdauer verfolgen sie dann ihr Ziel! Dann thun sie Alles von selbst, und keinerlei Sporn ist nöthig. — Wollt Ihr aber haben, daß sie etwas thun sollen, was nur Euch interessirt, woran sie für's Erste kein Bedürfniß haben, verlangt Ihr, daß sie die Arbeit, welche die für den europäischen Markt bestimmten Produkte liefert, wovon die Blüthe des holländischen Handels, ja zum Theil die Existenz dieses Staates abhängt, freiwillig verrichten, wollt Ihr das Was und Wieviel sie pflanzen sollen ganz ihrem eignen Gutdünken überlassen, so müßt Ihr erst machen, daß sie ganz dieselben Bedürfnisse, dieselben Interessen, denselben Grad der Bildung haben, wie wir; dann werden sie es thun, so gut wie wir. Doch wollt Ihr haben, daß sie es früher thun, so müßt Ihr sie leiten und ihre Arbeit beaufsichtigen. Ich will gern glauben, daß sich in der Nähe einiger großen Küstenstädte, wo sich viele Zuckerfabriken befinden, die Bedürfnisse der Javanen mit ihrer dort mehr vorgeschrittenenen Bildung hinlänglich vermehrt haben, um eine Beaufsichtigung der Arbeit überflüssig zu machen. Im Innern des Landes sind die Bedürfnisse der Eingebornen fast überall noch so gering, daß zwei bis drei Stunden Arbeit täglich hinreicht, sie alle zu befriedigen und in einem Umkreise von einer oder einer halben Stunde rund um sein Dorf Alles gefunden wird, was der Javane braucht und wünscht. Die reichlichste Belohnung, die theuerste Bezahlung ist dort nicht im Stande, ihn zu bewegen, mehr zu thun. Was soll er mit dem Gelde anfangen? Europäische Waaren und Produkte hat er nicht nöthig und den Reichthum um seiner selbst willen achtet er nicht. Aber er liebt die Einfachheit und die Ruhe in dem kleinen Eden, das ihn gebar und das die Natur so wunderschön ausstattete.

Wir waren auf dem Hügel angekommen und einige Javanen waren uns gefolgt, — als der Morgen anfing, die Offenbarung Gottes in der Natur von Neuem zu verkündigen. Der Aufgang der Sonne ist überall, in allen Ländern, in allen Jahreszeiten schön; er fordert zum Nachdenken auf und erweckt mannigfache schlummernde Gefühle in unserer Seele. Und ein Morgen auf Java! wie erhaben, wie großartig und wie erquickend zugleich lächelt er uns an!

Noch läßt sich keine Stimme in der Schöpfung vernehmen, kein Lüftchen regt sich noch; nur eine zunehmende Veränderung bemerkt man, nämlich am Himmel, besonders am östlichen Himmel, der bis oben hinauf ins Zenith immer heller und heller wird; farbige Strahlen schießen divergirend, wie die Speichen eines Rades auf, — einige dieser Strahlen, nämlich die vom Sonnenschein getroffenen Theile der Atmosphäre, glänzen in goldenem Lichte, andere, nämlich die nicht von der Sonne getroffenen Theile, worauf ferne Unebenheiten des Horizontes, Bäume, Berge, ihren Schatten werfen, erscheinen als azurblaue Streifen zwischen jenen; — kein Wölkchen ist am ganzen Firmamente zu entdecken; die nächtliche Abkühlung, die gerade nun, wo die erwärmende Sonne am längsten abwesend war, ihren höchsten Grad erreicht hat, schlug allen Wasserdampf aus der Luft nieder; er wurde zu Dunst und Thau und hängt nun überall an den Blättern, Gräsern, — Alles ist naß und das Pflanzenreich ist auch ohne Regen erquickt; die Quellen aller Bäche sind gespeist — da geht die Sonne auf und jeder Thautropfen wird zum Prisma, strahlt in den Farben des Regenbogens und Millionen Diamanten funkeln an allen Grashalmen, die sich beugen, an allen Bäumen und Sträuchern. Unzählige Vögel erheben nun ihren Gesang, sie zwitschern und regen sich in dem Laube zu neuem Leben; — die Pfauen verlassen den Ast, auf dem sie in der Laubkrone hoher Bäume zur Nachtzeit stille saßen, und fliegen nun, laut schreiend, über's Thal und prächtig wogt in der Luft ihr glänzendes Gefieder, auf dem der Morgenstrahl sich spiegelt; auch die Affen, die sich bis jetzt nicht rührten, fangen an zu schreien: uh äh, uh äh, uä, uä, uä; aus 20, 50, ja mehr Kehlen zugleich erheben sie in einem bald verstärkten, bald wieder nachlassenden Rhythmus ihren Choralgesang, der im Echo von den Bergen widerhallt, um auf ihre Art den Leben gebenden, erwärmenden Strahl der Sonne

zu begrüßen, und — der Mensch? — die Javanen sitzen da mit untergeschlagenen Beinen, ihr Antlitz ist andächtig, still freudig nach Osten gekehrt; sie sagen nichts, aber sie empfinden das, dessen wir uns deutlicher bewußt sind.

4.

Das Gewitter im Gebirge.

Unter dem tropischen Himmel ist es Sitte und Bedürfniß, den Körper jeden Morgen durch ein frisches Bad zu erquicken. Wir waren eben im Begriff, den Hügel hinabzusteigen und zur Pantjòran zu gehen, als wir unsere Bedienten erblickten, die unsere Zurückkunft nicht hatten abwarten wollen und uns den dampfenden Kaffee entgegentrugen. Sie hatten dem feuchten Elemente bereits einen Besuch gemacht und kamen, vom Wasser wie Najaden triefend, und ihr langes Haar entfaltet, das um den Oberkörper herabhing, den Hügel herangeschritten. Wir thaten etwas Ziegenmilch, die sie mitbrachten, in unseren Kaffee, worüber die Eingeborenen spotteten, die uns mit jungen Kindern, ja jungen Ziegen verglichen. Sie kennen in der That den Gebrauch der Milch nicht und trinken sie im Innern der Insel nie.

Wir entwarfen nun einen Plan zur Weiterreise und fanden es am Besten, sogleich aufzubrechen, um wo möglich heute noch ein größeres Dorf zu erreichen, wo unser Aufenthalt für die Bewohner weniger störend sei, als in diesem ganz kleinen Gehöfte. Wir wollten über's Gebirge nach Westen gehen bis in's nächste große Thal, von dort aus der Südküste einen Besuch abstatten, und dann allmälig in's hochliegende Innere der Insel zu dringen suchen. Eine kleine Tagereise weit von hier mußte auf der anderen Seite des Gebirges ein großes Dorf liegen; dahin beschlossen wir unseren Lauf zu richten und beauftragten unsere Jungens, die nöthigen Kuli's zu suchen und zu miethen, während wir uns selbst zum Baden anschickten.

Wir hatten beim Antritt unserer Reise uns die Regel gestellt, die wir befolgen wollten: uns in diesem Theile der Insel keiner andern, als frei-

williger Hülfeleistung der Eingebornen zu bedienen, gegen gute Bezahlung, bei freundlicher Behandlung, — um zu sehen, wie weit wir auf diese Art kommen würden. Nur im äußersten Nothfalle wollten wir unsere Zuflucht zu den in malaiischer und javanischer Sprache geschriebenen Befehlsschriften der Residenten und Regenten nehmen, die wir bei uns führten und die an die Distriktshäuptlinge gerichtet waren. Diese Regel, welche wir uns selbst gegeben hatten, sollte auch, so lang es immer ging, aufrecht erhalten werden.

Da kamen unsere Jungens an und berichteten: „Mein Herr! wir können keine Kuli's finden; die Kuli's aus Gnutnig sind gestern nur bis Paréang mitgegangen und Ihr Gepäck haben wir mit Menschen aus Paréang bis hierher gebracht. Wir dachten, daß sie noch da wären; sie sind aber weggelaufen und haben nicht einmal die Bezahlung abgewartet. Sie waren gewiß bang, daß sie noch weiter mitgehen müßten. Aber hier in Gnurag ist außer den Frauen und ein paar Knaben kein Mensch zu sehen.

Sonderbar! Gestern Abend bei der Tigerjagd waren mehr als ein Dutzend rüstiger Kerle auf den Beinen und nun waren sie bis auf einige Knaben verschwunden. Die Weiber sagten: „mein Mann ist auf dem Uma" (trocknem Reisfelde), mein Mann ist aus, um zu fischen, mein Mann sucht Rotan im Walde," — die meisten aber hielten sich in den Hütten verborgen und verläugneten ihre Anwesenheit. Wir gaben dem Lurah ein halb Dutzend spanischer Matten (Dollars) in die Hand und baten ihn, mit unseren Bedienten in die Hütten zu gehen, um den Weg des Geldklanges und der Ueberredung zu versuchen. Er brachte es nach langem Zureden auch wirklich dahin, daß einige Javanen — freilich zögernd und langsam — mit heraus aus den Hütten kamen. Sie brachten aber, ein Jeder für sich, auch eine Entschuldigung mit. Der Eine munterte den Anderen auf, indem er sprach: „Komm, gehe du mit, der Herr kann sein Gepäck doch nicht selber tragen!" — Dieser Zweite spornte einen Dritten an, doch mit zu gehen; — der Dritte einen Vierten, und ein Jeder hätte recht gern gesehen, daß der Andere sich dazu bequeme; aber um es selber zu thun, dazu hatte der Erste, Zweite, Dritte und Vierte keine Lust. — Unter den Gamölanspielern war Einer, der die spanischen Matten, die ihm

der Lurah vorhielt, begierig ansah; er nahm eine davon in die Hand, drehte sie um, besah sie von dieser, dann wieder von jener Seite; — sie gefiel ihm gut, er hätte sie wohl haben mögen, aber — dafür seine gewohnte Bequemlichkeit, sein dolce far niente zu verlassen! über's Gebirge zu gehen! weit weg von hier, in ein anderes Dorf und noch obendrein einen Koffer zu tragen! in der Hitze des Tages! — nein, das war zu viel; er machte ein nachdenkendes Gesicht, gab mit niedergeschlagenen Augen den Dollar zögernd zurück, setzte sich wieder hin, schwieg und — kauete Siri.

Doch endlich kamen einige Knaben herbei: „Ich will mit!" und ein dritter, der etwa 16 Jahre alt und der älteste von ihnen sein mochte, sagte: „wenn ich die spanische Matte kriege, dann gehe ich mit." Aber was sollten wir mit den drei Knaben, wovon zwei noch Kinder waren, anfangen. Als nun der Lurah aus Gnutnig sah, daß es schief ging mit uns, so entschuldigte er sich ebenfalls sehr höflich und bat, daß wir ihm erlauben möchten, nun auch in sein Dorf zurückkehren zu dürfen. So ungern wir diesen letzten Trost von uns scheiden sahen, so war sein Verlangen doch zu billig, um abgeschlagen zu werden; wir beschenkten ihn, und er ging. Die Wittwe, in deren Hütte wir wohnten, kam herbei und sagte: „Ach meine Herren, was eilen Sie doch so? Ist es denn nicht gut hier? Sie können ja bleiben so lange Sie wollen, es werden wohl morgen oder übermorgen Kuli's zu finden sein, — wir bleiben ja immer hier! — Und ich glaube in der That, daß wir Monate lang im Dorfe hätten bleiben können, ohne daß auch nur Einer von den Bewohnern unfreundlich gegen uns würde gewesen sein, besonders wenn wir an ihren täglichen Beschäftigungen Theil genommen und so gelebt hätten, wie sie. Ohne allen Zweifel wären wir ihnen dann willkommen gewesen. Aber, — eine nicht gewohnte Arbeit zu verrichten, Kuli-Dienste zu leisten, dazu konnten sie sich freiwillig nicht entschließen! Lieber bequem und — arm zu Hause bleiben.

Was sollten wir nun thun? Von unseren Befehlschriften wollten wir verabredeter Maßen keinen Gebrauch machen. Also bleiben? Natürlich, denn an's Weiterreisen war wenigstens heute, vielleicht morgen oder übermorgen, noch nicht zu denken. Wir schrieben einen Privatbrief an den

Häuptling des angrenzenden Distrikts, baten diesen, uns 12 Kuli's zu besorgen und fügten nur noch unseren Paß hinzu, als den Beweis unserer Befugniß zum Reisen. Wir falteten diesen Brief in Folio und versahen ihn mit einem rothen Siegel von eindruckerweckender Größe. Und nun stellten wir den Dorfbewohnern vor, daß der Inhalt dieses Schreibens höchst gewichtig sei, daß es durchaus überbracht werden müsse und daß der Kapala tjutak (Distriktshäuptling) die Nichtbesorgung dieses Briefes geradezu als Ungehorsam gegen sich selbst anmerken würde. Auf diese Art gelang es uns, einen der Javanen zu bewegen, den Brief für 2½ Gulden, wovon wir ihm 1½ vorausbezahlen mußten, in das Dorf zu bringen, wo der Pakamitan (Häuptling) wohnt und das etwa einen kleinen Tagemarsch von hier entfernt sein konnte. Es war 9 Uhr geworden, als sich unser Sendling mit einem hinlänglichen Vorrath Nasi (gekochtem Reis) versehen, diesen Vorrath in Pisangblätter und Schalen des Pisangstammes gepackt, unseren Brief selbst gehörig in trockene Blattscheiden der Djambé- (oder Pönang-) Palme gefaltet hatte (um ihn vor dem Naßwerden zu beschützen) und nun mit dem Gölok an seiner Seite, dem Päckchen Reis auf dem Rücken und unserem Brief auf dem Kopfe, wo er aus den Falten seines Kopftuches hervorragte, rüstig zum Dorfe hinausschritt.

Wir ließen nun Hühner und andere Lebensmittel kaufen und gaben einigen unserer Bedienten den Auftrag, für eine bequeme Einrichtung unserer Hütte, so wie dem Koch — denn dies wichtige Amt bekleidete einer von ihnen — für eine gute Mahlzeit zu sorgen. Dem Unvermeidlichen muß man sich wohlgemuth unterwerfen. Wir verabschiedeten also bis auf Weiteres allen Verdruß, machten anstatt des fehlgeschlagenen alten Planes sogleich einen neuen, und beschlossen, mit der Hälfte unserer Bedienten den nächsten hohen Berg zu ersteigen. Wir versahen uns mit etwas Nasi, Pisang, Dendeng, einem Gindi (Krug mit Wasser), nahmen ein Jagdgewehr, einige physikalische Instrumente u. dergl. mit, und trieben die drei Dorfjungens, die sich vorhin zur Weiterreise angeboten hatten, vor uns her, um uns auf den Berg zu begleiten; denn freiwillig wollten sie einen „so hohen Berg" auch nicht für gute Bezahlung ersteigen. Wir hatten sie doch aber nöthig, um uns die genannten Bedürfnisse tragen zu helfen, und weil Muß ein bitteres Kraut ist, so schenkten sie uns ihre angenehme

Gesellschaft. Wir waren 8 Mann stark und schritten fröhlich auf den Gunung-Amlong zu: so heißt ein weiter nördlich von hier liegender Theil, nämlich der höchste Theil der langen Bergkette, welche das Tji-Nagénak-Thal auf der Westseite begrenzt. Sie thürmt sich in der erstgenannten Richtung zu einem hohen und steilen Bergjoche empor, das mit dunkler ununterbrochener Waldung bedeckt ist. Durch diese Wälder wollten wir uns einen Weg bis zum Gipfel bahnen. Noch war kein Wölkchen in der Luft zu sehen.

Wir kamen erst durch flache Gegenden, die weit und breit mit dem hohen Alang-alanggrase bekleidet waren. Allmälig erhoben sich sanfte Luftzüge; das Alanggras wogte wie ein Kornfeld im Winde; die umgebogenen Halme warfen spiegelnd den Sonnenstrahl zurück und bildeten dadurch einen mehr silbergrauen, als grünen Teppich auf der Flur, dessen Helligkeit die Augen blendete. Die Hitze nahm mehr und mehr zu, während wir das Grasdickicht durchschnitten, das sich vor uns öffnete und hinter uns wieder schloß, so daß wir bis an die Schultern und die javanischen Knaben bis über die Ohren darin verborgen waren, so daß sie sich ihr Gesicht an den steifen schneidenden Blättern verwundeten. Wilde Schweine, — die Alltagskost der Tiger — sprangen überall auf und verschwanden wieder grunzend. Hier und da trafen wir kleine Umafelder an, worin Padi (Reis), Djagong (Mais), Kapas (kleine Baumwollensträucher) gepflanzt waren, und die als offene, reinlich gehaltene Fleckchen in der Graswildniß zerstreut lagen.

Allmälig fing der Boden an sich zu heben; wir erreichten den Fuß des Gebirges und wählten zum Hinanklimmen eine der hervortretenden Bergrippen, auf welcher das Gras immer kürzer wurde und mehr als jenes wogende, erstickend heiße Alangmeer, unsern holländischen Graswiesen ähnlich war. Hier wuchsen prächtige purpurrothe Blumen, Ongé oder Kuning in Menge zwischen dem Grase, deren aromatische Wurzeln den Hauptbestandtheil zum Köri liefern, den sie gelb färben; und Gruppen von Bambusbüschchen erhoben sich vereinzelt hier und da, die aber in den Klüften zu beiden Seiten der Rippe eine mehr zusammenhängende Waldung bildeten. Der Wind flüsterte und rauschte immer lauter in ihrem zarten, trockenen Laube, das sich im Bogen über unsern Häuptern zusammenwölbte

und zur Seite in Guirlanden herabfiel, und die armdicken Röhren — kolossalen Stengel — dieser Grasart knarrten, sich reibend, immer lauter an einander, während wir immer höher am Bergrücken hinanstiegen. Einzelne Mandjangön (Hirsche) sprangen dazwischen hindurch und kleine Biull (Dachse) wurden hier und da erblickt, die an den Seitenabhängen der Bergrippe eiligst in ihre Löcher zu schlüpfen suchten. Schnell wie der Wind warfen die javanischen Knaben die Last, die sie trugen, hin und ließen diesen kleinen ganz unschädlichen Thieren nach, um sie zu fangen oder zu tödten, obgleich sie ungenießbar sind.

Puff! Da fiel ein Schuß; wir blickten um und sahen Sibin, der mein Gewehr getragen hatte, auf einen Hirsch zueilen, den er getroffen.

Wir merkten uns, durch einen mitten in den Weg gesteckten Zweig, die Stelle, wo das erlegte Wild lag, um es auf der Rückreise mitzunehmen, und setzten unsere Reise immer höher und höher steigend fort. — Das Bambusgebüsch verschwand allmälig, feingefiederte Djundjingbäume (Akazien) erhoben sich an dessen Statt in Gruppen und breiteten ihr Laub wie einen Flor zwischen uns und dem blauen Himmel aus, und eine Menge Monjet (grauer Affen) sprangen, sich schaukelnd, gleichsam unserer spottend und einander neckend, auf den lang ausgestreckten Aesten dieser Bäume herum.

Bald darauf erblickten wir den unteren Rand der Urwaldung, die sich vor unsern Blicken wie ein Säulengang erhob, mit offenen Räumen zwischen den Säulen, durch die man hineinsah, wie in das Innere eines hochgewölbten Domes, und eine jede Säule war von einer geballten Masse Laub wie von einer grünen Wolke gekrönt. Wir traten in diesen Dom hinein, und nun veränderte sich die Scene schnell. Kaum waren wir 200 Fuß höher in dieser Waldung hinangestiegen und das helle Sonnenlicht war schon verschwunden und hatte der schattigsten Dämmerung Platz gemacht. Vom blauen Himmel blickte hier und da noch ein kleines Stückchen, wie durch ein Fenster, zwischen den hohen Laubgewölben hindurch, statt der vorigen Hitze empfing uns nun eine kühle, feuchte Luft und statt der freien Aussicht, die wir kurz zuvor nach allen Seiten hin genossen, erblickten wir nun nichts, als ein grünes, von Millionen Blumen beladenes Gewirre von kleinen Bäumen und Sträuchern und von Schmarotzer-

pflanzen, die sich vom Boden erhoben und an den Stämmen klebten oder von den Aesten herabhingen, ein Gewirre, das alle Zwischenräume zwischen den Baumsäulen bis zur Hälfte ihrer Höhe, ja noch höher hinauf, ausfüllte, während Aroï ki barera (wilde Weinranken) und andere Schlinggewächse, nämlich Oë oder Rotanarten mit ihren oft armdicken Strängen bis in die Wipfel der Bäume selbst hinankletterten, von dort wieder herab zum Boden fielen, sich von Neuem erhoben und den Wald in allen Richtungen durchschlängelten. Kein Luftzug brachte die leiseste Bewegung im Innern dieses Waldes hervor, aber hoch oben in den Laubwipfeln rauschte der Wind und verursachte ein unaufhörliches Säuseln, so gleichmäßig, tief und gedämpft, daß man hätte glauben sollen, den Wiederhall eines weit entfernten Brausens zu vernehmen. Es waren Puspa-, Ki törong-, Bangöng-, Palaglar- und Dutzende andere Bäume, deren Stämme sich hier alle unter einander in einem Walde, schlank und hoch, wie gedrechselte Säulen erhoben; ihre abgefallenen Blumen lagen auf dem Boden herum; dazwischen ragte hier und da ein riesiger Karet- oder Gummielasticumbaum, der wie aus hundert andern Stämmen zusammengedreht und gewickelt ist, empor, und Lutungs (schwarze Affen) belebten die Zweige, während große Vögel (Jahrvögel) sich uns nur durch ihr lautes Schnauben verriethen und hoch über dem Walde hinflogen. Zuletzt — wir näherten uns dem Gipfel des Berges — erblickten wir Eichen-, Lorbeer- und Kimérakbäume zwischen den andern, die allmälig dünner zu stehen schienen. Es war nahe an 12 Uhr. Wir waren 2 Stunden lang im Walde aufwärts geklommen, und setzten uns auf ein offenes Plätzchen hin, um zu ruhen. Wir horchten nach dem Gesange eines Vogels, Manuk kaso, dessen Schläge weit im Walde wiederklangen und wovon wir in den tiefer liegenden Gegenden nichts gehört hatten. Wir befanden uns nach dem Barometerstande ungefähr 4000 Fuß hoch. Himbeersträucher, Veilchen, Wegerich und Baldrian wuchsen um uns herum.

Inzwischen hatten sich dunkle Wolken zusammengezogen und unsere Jungens spornten uns an, uns zu beeilen, um so schnell wie möglich auf den Gipfel zu kommen. Wir waren bis jetzt einem kleinen Pfade gefolgt, den wir für einen Holzweg gehalten hatten; aber dieser Pfad war immer besser geworden, je höher wir klommen, und als wir um 1 Uhr auf dem

höchsten Gipfel anlangten, sahen wir mit Erstaunen einen Pendopo, das ist ein offenes Gebäude, ein auf vier Pfählen ruhendes Dach, vor uns stehen, und erblickten unter diesem Dache ein altes, mit dick bemoosten Steinen bedecktes und umstelltes Grab. Vor dem Grabhügel stand eine Opferschaale mit Weihrauch und noch nicht ganz verwelkten Blumen.

Einige hellknallende Donnerschläge schreckten uns aus unseren Gedanken auf — wir blickten um und sahen Splitter in der Luft von einem Kimérakbaume herumfliegen, den dicht unter dem Berggipfel der Blitz getroffen und von oben bis unten entrindet hatte. Weiß wie ein Gespenst stand nun die ungeheure Baumsäule am Abhange da, die einen Augenblick vorher noch mit dunkeln Moosschichten beladen gewesen war, und bildete nun einen grellen Contrast mit den schwarzen Wolken, die sich immer dichter und drohender vor uns zusammenzogen. Nur an einer Stelle schimmerte noch ein kleines Stückchen Sonnenschein aus dem Thale zu uns herauf, das aber auch bald von dem sich tiefer senkenden und ausbreitenden Gewölk verschlungen wurde. Wir befanden uns mitten in der Gewitterwolke. — Alle unsere Begleiter kauerten sich still, kaum athmend, um das Grab zusammen, während die Blitzesstrahlen aus ihrer schwarzen Geburtsstätte hervorzuckten, bläulich von Schein, aber zugleich so hell leuchtend und blendend, wie das Sonnenlicht, und vorbei im Zickzack fuhren, dicht vor unsern Augen hin; — während der Donner knallte, so furchtbar laut, daß uns die Ohren dröhnten, daß wir betäubt zusammensanken, — während zugleich der Regen anfing in ungeheuren Tropfen niederzuprasseln, von Zeit zu Zeit erhellt von Blitzen, deren drei, vier, fünf auf einmal uns umzüngelten, bald links, bald rechts, bald auf allen Seiten, blitzend und blendend, knallend und betäubend zugleich; — während der Nachhall des Donners oben in den Wolken und unten am Berggehänge rollte, so furchtbar tief und laut, mit einer solchen Baßstimme und so allmächtig dröhnend, daß der ganze Berg unter unsern Füßen zu zittern schien und es uns vorkam, als wenn Kugeln, so groß wie kleine Weltkörper, über uns auf der Himmelsdecke hin und her und unter uns am Gebirge hinabgerollt würden — da zuckte und knallte wieder ein Strahl — ein dumpfer Schrei wurde kaum gehört und ein Javan, neben welchem der Blitz in den Boden gefahren war, sank betäubt zu Boden — wir

zogen ihn zu uns heran, rieben ihn, — aber wir erwarteten jeden Augenblick, erschüttert bis auf die innersten Nerven, von der Alles zerschmetternden Gewalt der Naturkraft, wie wir da saßen, eng zusammengekauert am Boden, dasselbe Schicksal, während der furchtbarste Platzregen herabstürzte und uns von dem schmalen Gipfel hinweg zu schwemmen drohte.

Schon vernahmen wir das Rieseln der neu entstandenen Wasserströme und Gießbäche, die rings herum am Gebirge hinabbrausten; — aber die Gewitterwolken fingen an sich zu senken und weiter auszubreiten. Die erste und heftigste Explosion hatte dicht über uns um den höchsten Gipfel, auf dem wir standen, stattgefunden, da wo die größte Verdichtung der Wolken am frühesten eingetreten war. Jetzt sank das Gewitter am Gehänge schon tiefer hinab und wir sahen nur noch einige Blitze vor uns, die meisten schon unter uns, hervorzucken. Der Knabe war nur betäubt gewesen und wieder zu sich gekommen.

Das Gewitter hatte sich nun auch im Thale gänzlich entladen und für uns keine sinnlichen Spuren zurückgelassen, als jenen von seiner Rinde entkleideten Baum nebst dem aufgewühlten Fleckchen Erde neben dem Grabe. Nur das dumpfe Rauschen der angeschwollenen Bergwässer zeugte noch von der Revolution, welche im Luftkreise stattgehabt hatte. Die Wolken aber waren zerstreut und hingen nur noch hier und da einzeln an den mit Wald bedeckten Wänden der Gebirge.

An diesen dunkeln Waldungen glitt unser Blick hinab und ruhte auf den Feldern und Fluren von Alang-alanggras, die wie ein hell gefärbter Teppich sich unter den Wäldern hinzogen, und noch tiefer unten, in der Mitte des Thalbodens, schimmerte an einzelnen Stellen, wie ein silbernes geschlängeltes Band, der Tji-Nagnéak herauf. So wie hier oben der Sonnenschein von Neuem uns bestrahlte, so lächelte er uns nun auch wieder aus diesem Thale entgegen, wo wir unser kleines Dörfchen auf dem Vorsprunge erblickten, das wir aber kaum zu unterscheiden vermochten, da seine bräunlichen Hütten kaum an einigen Stellen aus dem Gebüsch der Fruchtbäume hervorragten. Die Natur war nun erfrischt, die Atmosphäre abgekühlt und ihre aufsteigenden, dampfemporhebenden Strömungen beseitigt; die Ungleichheit der Luftausdehnung über den verschiedenen Gegenden des Landes war aufgehoben, die Ruhe hergestellt und kein Windzug machte

sich mehr fühlbar. — Insektenchöre fingen im Walde an zu schwirren, zu schnarren, zu flöten und zu singen, der Manuk Kaso erhob wieder seine Stimme und der Gegensatz zwischen vorhin und jetzt verlieh der grünenden blühenden Landschaft und dem Sonnenschein, der sich so lieblich über sie ergossen hatte, einen doppelten Reiz.

Wir traten um 3 Uhr unsere Rückreise an und fanden den Weg über den vom Regen aufgelösten, humusreichen Waldboden sehr beschwerlich, doch erreichten wir wohlerhalten das Dörfchen Gnurag, von wo uns das Gamölan entgegenklang und wo eine vortreffliche Mahlzeit unserer harrte, Wir erzählten den Javanen, daß wir einen Hirsch erlegt hatten, den wir nicht mitbringen konnten, und augenblicklich sprangen ein halb Dutzend von ihnen — mehr als nöthig waren — auf, um ihn zu holen. Das thaten sie gern.

IX.

Die Haschisch-Vision.

Der Gebrauch des Haschisch — eines Präparats aus den getrockneten Blättern der Canabis Indica, der dem Syrer die Opiumpfeife der Chinesen ersetzt — war seit Jahrhunderten dem Osten bekannt. Während der Kreuzzüge berauschten sich die sarazenischen Krieger darin, wenn sie auf ihre Menschenschlächterei ausgingen, und von dem arabischen haschaschim (Haschisch-Esser) leitete sich das bekannte Assassin ab. Ein Aufguß derselben Pflanze giebt dem Tranke „bang" genannt, der in Indien und bei den Malaien allgemein im Gebrauch ist, seine eigenthümliche Wirkungen. So zubereitet ist der Haschisch nämlich ein weit heftigeres und schädlicheres Reizmittel, als in Zucker- und Gewürzplätzchen, die der Türke als Nahrung für seine Träume zu sich nimmt.

Eine vorläufige Erfahrung, die ich — so erzählt der amerikanische Reisende Taylor — von der Wirkung des Haschisch an mir selbst gemacht (ich nahm einst während meines Aufenthaltes in Aegypten eine Dosis in sehr milder Form), war von so eigenem Charakter, daß es mich um so mehr anreizte, mich in Damascus einmal ganz seinem Einflusse zu überlassen. Die Folge jenes ersten Experimentes war einerseits eine ausnehmende Leichtigkeit, so zu sagen Lustigkeit gewesen, wie andererseits ein wunderbares Vermögen, das Lächerliche in den einfachsten und alltäglichsten Gegenständen wahrzunehmen. Während der halben Stunde, die dieser Zustand anhielt, war ich keine Minute in dem Grade unter seiner Gewalt, um nicht die Veränderungen in mir mit der klarsten Anschauung verfolgen zu können. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete ich die zarten Empfindungen, die durch mein ganzes Nervengewebe zitterten, jede Schwingung, die dazu beitrug, den Leib seiner irdischen und massigen Natur zu entkleiden, bis mir meine Substanz nicht dichter vorkam, als die atmosphärische Luft, und umflossen von der Ruhe des ägyptischen Zwielichtes war ich gewärtig, von der ersten Brise, die des Nils Gewässer kräuseln möchte, aufgehoben und davongeführt zu werden. Während dieser Prozeß in mir vorging, nahmen die Gegenstände der Umgebung einen seltsamen, neckischen Ausdruck an. Meine Pfeife, das Ruder meines Bootsmannes, der Turban des Schiffscapitains, die Wasserkrüge und die Kochgeräthe — Alles legte eine so unsäglich lächerliche und komische Physiognomie an, daß ich unwillkürlich in ein anhaltendes Lachen ausbrach. Das Blendwerk schwand so stufenweise, wie es entstand, und ließ mich in einer sanften, angenehmen Betäubung zurück, aus der ich in einen tiefen, erquickenden Schlaf sank.

Zwei Freunde, ein Landsmann und ein Engländer, wollten das Experiment in meiner Gesellschaft machen. Der Dolmetscher des Letzteren, ein dunkelfarbiger Aegypter, der nur die Lingua franca sprach, wurde ausgeschickt, eine hinlängliche Quantität Haschisch zu holen. „Per ridere, o per dormire?" (zum Lachen oder zum Schlafen?) fragte er, als er das Geld zum Einkauf empfing. „Versteht sich per ridere," erwiederte ich, „und sieh zu, daß er stark und frisch sei." Die Syrer pflegen unmittelbar vor der Abendmahlzeit eine kleine Dosis zu nehmen, weil sich dann die Substanz im Magen ausbreitet und so allmäliger und sanfter auf das

Nervensystem wirkt. Da unsere Eßzeit um Sonnenuntergang war, schlug ich vor, den Haschisch um diese Stunde einzunehmen; allein meine Freunde, aus Besorgniß, er könne auf sie, als Neulinge, zu rasch wirken und sie durch irgend eine zu begehende Unziemlichkeit dem Gelächter der anderen Reisegefährten bloßstellen, zogen es vor, bis zur Nachtzeit zu warten. Wir kamen überein, uns in ein Zimmer zurückzuziehen, das, in einem höheren Stockwerk abgelegen, uns vor jeder fremden Beobachtung schützen würde.

Wir nahmen nun von der Mischung, die uns Abdallah verschafft hatte, anfangs Jeder einen Theelöffel voll. Dies war ungefähr die Dosis, die ich in Aegypten genommen hatte, und da die Wirkung damals so schwach gewesen, hielt ich es nicht für bedenklich, noch eine Zugabe darauf zu setzen. Indeß muß wohl die jetzige Mischung stärker gewesen sein, denn da ich früher nur Rosenblätter herausgespürt hatte, fand ich jetzt den Geschmack sehr bitter und widerlich. Wir ließen die Plätzchen auf den Zungen sich langsam auflösen und saßen eine Weile, den Erfolg ruhig abwartend. Allein auf vollen Magen genommen wurde die Operation gehindert, und nach Verlauf einer Stunde verspürten wir keine Veränderung in uns. Meine Freunde erklärten nun das Ganze für „humbug" (Täuschung); ich aber wollte das Experiment hier nicht aufgeben und machte den Vorschlag, noch einen halben Löffel voll zu nehmen und eine Tasse heißen Thee darauf zu trinken, überzeugt, daß die etwaige Kraft des Präparats dadurch in Wirksamkeit treten würde. Es geschah, freilich ohne das Maß einer Dosis zu kennen, noch die Grenzen, bis zu welchen wir ohne Gefahr gehen durften. Es war jetzt zehn Uhr; die Straßen von Damascus waren allgemach stiller geworden, und die schöne Stadt lag überfluthet von dem Goldglanz des syrischen Mondes. Nur in dem Marmorhof unter uns weilten unter den Citronenbäumen an dem Springbrunnen im Mittelpunkte einige Dollmetscher und Maulthiertreiber.

Ich saß allein fast in der Mitte des Zimmers und plauderte mit meinen Freunden, die auf dem Sopha am äußersten Ende sich hingestreckt hatten, als ich plötzlich jene nervöse Schwingung durch den ganzen Organismus verspürte, diesmal aber von einem Brennen in der Magenhöhle begleitet, und anstatt stufenweise in einen gesunden Schlaf überzugehen und mich, wie früher, in Luft aufzulösen, kam es mit der Gewalt der Todes-

angst über mich und schoß pulsirend durch alle Nerven bis an die äußersten Enden meines Leibes. Das Gefühl der Begrenzung innerhalb der Schranken von Fleisch und Blut hörte sofort auf. Die Mauern des organischen Gebäudes borsten gleichsam und stürzten in Trümmer, und ohne zu wissen, welche Gestalt ich trug, da ich das Gesicht, ja jede Vorstellung von Form verlor, fühlte ich nur, daß ich mich zu einem unermeßlichen Raumumfange ausgedehnt habe. Das Blut, das aus dem Herzen strömte, durchlief ungezählte Meilen, bevor es die Extremitäten erreichte; die Luft, die meine Lungen einathmeten, dehnten sich zu Seen klaren Aethers, der Schädel übertraf an Breite das Himmelsgewölbe. Innerhalb der Hirnhöhlung wogten die unergründlichen blauen Tiefen; da flogen Wolken, von des Himmels Winden zusammengetrieben, da strahlte der leuchtende Sonnenball. Es war gleichsam — in dem damaligen Augenblicke dachte ich freilich nicht daran — eine Offenbarung des Geheimnisses der Allgegenwart. Es hält schwer, diese Empfindung oder die Raschheit, womit sie mich überwältigte, zu beschreiben. In diesem Zustande der Verzückung erzeugte jede Empfindung, wie sie entstand, ein mehr oder weniger zusammenhängendes Bild. Diese Bilder boten sich mir in doppelter Gestalt dar; die eine war physischer Natur und daher bis zu einem gewissen Grade faßbar; die andere, die geistige, offenbarte sich in einer Reihenfolge glänzender Metaphern. Die physische Empfindung des ausgedehnten Seins war begleitet von dem Bilde des zerplatzenden Meteors, das aber nicht in die Finsterniß versinkt, sondern ununterbrochen aus seinem Centrum oder Kern Lichtabschattungen schießt, die sich endlich in den unendlichen Raum verlieren; dieses Bild entsprach dem brennenden Fleck in der Magenhöhle, dies war der Kern des Meteors, aus dem das Licht strömte. Meinem Geiste schwebt dieses Bild noch heute als die beste Versinnlichung meiner damaligen Empfindungen vor; ich muß aber sehr bezweifeln, ob auch der Leser sich etwas Klares dabei denken werde.

Meine Neugier war nun auf gutem Wege, ihre Befriedigung zu finden; der Geist (oder sage ich lieber der Dämon) des Haschisch hatte vollständig Besitz von mir genommen. Hingeschleudert auf die Wogen seiner Blendwerke, trieb ich hülflos dahin, wohin es ihm gefallen möchte, mich zu führen. Die Schwingungen, die mein Nervengeflechte durchrannen, wurden

immer reißender und wilder, begleitet von Empfindungen, die mein ganzes Wesen in unaussprechliches Entzücken tauchten. Ich war von einem Lichtsee umfluthet, auf welchem die reinen, harmonischen, lichtgebornen Farben spielten. Während ich mich anstrengte, den Freunden, die von den Wirkungen der Spezerei noch nichts verspürten und ungläubig auf mich sahen, meine Empfindungen in abgebrochenen Ausdrücken zu schildern, fühlte ich mich plötzlich an den Fuß der großen Pyramide des Cheops versetzt. Die Schichten des gelben Kalksteins glühten golden in der Sonne, und die Spitze ragte so hoch, daß sie sich als Stütze an das blaue Himmelsgewölbe zu lehnen schien. Ich wünschte mich hinauf, und unmittelbar nach meinem Wunsche war ich oben, hoch über den Weizengefilden und Palmenhainen Aegyptens. Ich warf meine Augen abwärts, und zu meinem Erstaunen sah ich, daß die Pyramide nicht von Sandstein, sondern von ungeheuren viereckigen Packen Tabaksblättern erbaut war. Worte können das überwältigende Gefühl des Lächerlichen, das ich da erfuhr, nicht malen. Ich wand mich auf meinem Stuhle in einem völligen Lachkrampfe, der erst nachließ, als die Vision gleich einem Nebelbilde dahinschmolz, bis aus dem Wust ununterscheidbarer Bilder und Bilderbruchstücke eine andere, noch wundervollere Vision sich entwickelte.

Je lebhafter ich mir die folgende Scene zurückrufe, je sorgfältiger ich die mannigfaltigen Züge wiederherzustellen suche und die verschiedenen Empfindungsfäden, die in das prachtvolle Gewebe eingeschlagen waren, zu sondern suche, desto mehr verzweifle ich an der Möglichkeit, diese überschwengliche Herrlichkeit schildern zu können. Ich wurde durch die Wüste geführt, nicht auf dem Höcker eines Dromedars, sondern in einer Barke von Perlmutter, ausgelegt mit Juwelen von allüberstrahlendem Glanz. Der Sand bestand aus Goldkörnern, über den mein Kiel ohne Anstoß, ohne Geräusch dahinglitt. Die Luft strahlte im hellsten Licht, und doch war keine Sonne zu sehen. Ich athmete die köstlichsten Düfte, umwogt von wundervollen Harmonien. Die Atmosphäre selbst war Licht, Duft, Musik; aber erhaben über Alles, was gesunde Sinne zu fassen fähig sind. Vor mir, Tausende von Meilen, wie es schien, streckte sich eine Aussicht von Regenbogen, die im Glanz der Edelsteine glühte; Wölbungen von Amethyst, Saphir, Smaragd, Topas und Rubin. Bei Tausenden und Zehntausen-

den flogen sie vor mir her, wie mein blendend lichter Nachen unter der prächtigen Arcade dahineilte; und doch streckte sich die Fernsicht fort und fort, wie früher, wie immer. Meine Seele aber war voll von unbegrenztem Triumphgefühl. Ich fühlte mich als Sieger über die großartigsten wie über die zartesten Naturmächte. Die Geister des Lichts, der Farbe, des Geruchs, des Schalls und der Bewegung waren meine Sklaven; ich war Gebieter des Universums.

Wer mit etwas mehr als gewöhnlicher Einbildungskraft begabt ist, wird wohl einmal in seinem Leben etwas empfunden haben, was annäherungsweise die Sinnenentzückung meines Triumphzuges erklären mag. Eine erhabene Berglandschaft, eine große Orchestersymphonie, ein Choral, getragen von den Tönen einer vollstimmigen Orgel, selbst die Schönheit und Fülle eines wolkenlosen Sommertages, rufen Gemüthsregungen hervor, die in der Art, wenn auch nicht in dem Grade von Innerlichkeit, dem ähnlich sind, was ich damals empfand. Die feineren Sinne, welche die Mittelstufe zwischen unseren thierischen und vernünftigen Neigungen bilden, waren plötzlich in mir zu einer ungeträumten Höhe entwickelt, und das Ergebniß war eine einige harmonische Empfindung, die zu beschreiben die menschliche Sprache keine Bezeichnung hat. Muhameds Paradies mit den Palästen von Rubin und Smaragd, den Düften von Moschus und Kassia, den Strömen, deren Gewässer kälter denn Schnee und süßer denn Honig, wären nur arme und gemeine Ausdrücke für meine Regenbogenhallen. Doch in dem Charakter dieses Paradieses, in den prachtvollen Phantasiegebilden der arabischen Märchen, in der glühend üppigen Poesie des ganzen Orients erkannte ich nun die mehr oder weniger vermittelnde Macht des Haschisch.

Die Fülle des Entzückens dehnte auch das Gefühl der Zeit aus; denn obgleich die ganze Vision schwerlich mehr als fünf Minuten dauerte, schienen mir Jahre verflossen, während ich unter den blonden Myriaden der Regenbogen dahinfuhr. Nach und nach verschwanden die Regenbogen, die Barke, die goldsandige Wüste, und ich, noch immer in Licht und Duft gebadet, fand mich in einer Landschaft mit grünen, blumenreichen Fluren, mit sanftgeschwellten Hügeln durchschnitten. Bei dem üppigsten Pflanzenwuchs, den die Erde kennt, war aber kein Bach, keine Quelle zu sehen;

und die Leute in ihren glänzenden Gewändern, die von den Anhöhen herabkamen, baten mich um den Segen des Wassers. In ihren Händen trugen sie blühende Zweige des korallenfarbenen Geisblattes. Die nahm ich, brach die Blüthen einzelnweise ab und steckte sie in die Erde. Die schlanken, trompetenförmigen Röhren wurden sofort zu Säulen und senkten sich tief in den Boden; die Blüthenlippe verwandelte sich in eine kreisrunde Mündung rosafarbigen Marmors, und die Leute, über den Bord vorgebückt, ließen ihre Eimer an Stricken hinab und zogen sie, bis an den Rand gefüllt, wieder herauf, tropfend von Honig.

Und doch — was das Merkwürdigste war — hatte ich während der ganzen Zeit, wo ich mich völlig in dem Bann aller dieser Illusionen befand, das klare Bewußtsein, daß ich im Hotel Antonio's in Damascus sitze, daß ich Haschisch eingenommen und daß die wunderlichen, prachtvollen und neckischen Phantasiebilder eine Folge davon seien. In demselben Momente, wo ich von der Pyramide herab das Nilthal überschaute, wo ich über die Wüste hingleitete, oder den Wunderbau in dem schönen Weideland hervorrief, sah ich zugleich die Geräthschaften in meinem Zimmer, den musivischen Fußboden, die zierlichen sarazenischen Blenden in den Mauern, die gemalten und vergoldeten Balken der Decke, das Ruhebett und darauf meine beiden Gefährten, die mich beobachteten. Beide Empfindungsreihen liefen neben einander, beide gleich fühlbar. Bei der völligsten Hingabe an die herrliche Truggestalt sah ich gleichwohl ihre Ursache und fühlte ihre Unwahrheit auf's Klarste. Und doch — wie seltsam das auch klingen mag — diese zweierlei Bewußtsein stritten nicht mit einander. Der Genuß an der Vision war vollkommen, ungetrübt von dem leisesten Zweifel an ihrer Wirklichkeit, während in einer anderen Kammer meines Gehirns die Vernunft kalt beobachtend saß und die phantastischen Gestalten lächerlich machte. Hier bebten durch die Saiten der Nerven Töne der Himmelslust, dort wurden sie von krampfhaftem Gelächter über diese visionaire Lust erschüttert. Die höchste Extase konnte das Gefühl des Lächerlichen nicht niederhalten und beschwichtigen; aber eben so ohnmächtig erwies sich dieses, wenn es mich davon abzuhalten suchte, in andere, stets überschwenglichere, thörichte Vorstellungen zu verfallen.

Die durch den Genuß auf vollen Magen etwas verspätete Wirkung

des Haschisch fing nun an, sich in verstärkterer Gewalt zu äußern. Die Visionen wurden nun grotesker als je, aber bei Weitem weniger angenehm; eine peinliche Spannung durch das ganze Nervensystem machte sich fühlbar. Ich war eine Masse durchsichtiger Gallerte und ein Conditor goß mich in eine verschrobene Form. Ich warf meinen Stuhl bei Seite und drehte und wand mich eine Zeit lang, um meine lockere Substanz in eine Form zu pressen. Zuletzt, als ich so weit damit zu Stande kam, daß nur noch mein Fuß außerhalb derselben sich befand, wurde sie in die Höhe geschnellt und eine andere noch verwickeltere, verborgenere kam an die Stelle. Kein Zweifel, daß diese Verrenkungen meines Körpers dem Zuschauer spaßhaft genug vorkamen; mir war indeß nicht lächerlich zu Muthe, und doch brach die nüchterne Hälfte meines Ichs in ein erschütterndes Gelächter über diese Verzerrungen aus. Ich lachte, bis mir die Augen übergingen. Jeder herabrinnende Thränentropfen aber verwandelte sich — in ein Brotlaib und wälzte sich auf den Werktisch eines Bäckers in dem Bazar zu Damascus. Je mehr ich lachte, desto dichter fielen die Brote, bis sich ein solcher Haufen um den Bäcker thürmte, daß ich kaum mehr seinen Kopf sehen konnte. „Der Mensch wird ersticken," schrie ich, „aber müßte er auch umkommen, ich kann nicht an mich halten."

Jetzt wurden die Wahrnehmungen nebelhafter und wirrer. Ich fühlte mich in den Krallen einer Riesengewalt, und bei dem schwachen Schimmer eines Restes von Vernunft wurde ich ernstlich besorgt; denn die schreckliche Wucht, unter der meine Gestalt sich krümmte, wuchs mit jedem Augenblick. Eine wilde Gluth strömte aus dem Magen durch den ganzen Körper; Mund und Kehle waren trocken und hart wie Erz; die Zunge kam mir wie eine rostige Eisenbarre vor. Ich ergriff einen Wasserkrug und that einen langen, tiefen Zug; ich hätte eben so gut Luft trinken können; Gaumen und Kehle gaben keine Kunde, daß sie von der Feuchtigkeit auch nur berührt worden wären. Ich stand mitten im Zimmer, schwenkte die Arme krampfhaft und keuchte Seufzer hervor, als sollte der ganze organische Bau auseinanderreißen. „Will denn Keiner," schrie ich, „diesen Teufel, von dem ich besessen bin, hinauswerfen?" Ich sah weder das Zimmer, noch meine Freunde, nur hörte ich den einen sagen: „Es muß doch wirklich sein; ein solcher Ausdruck läßt sich nicht nachmachen. Aber das

sieht nicht wie Vergnügen aus." Unmittelbar darauf erscholl ein tolles Gelächter und mein Landsmann sprang vom Sopha auf den Boden mit dem Ausrufe: „Ihr Götter, ich bin eine Locomotive!" Und zwei oder drei Stunden ging er nun ununterbrochen gemessenen Schrittes im Zimmer auf und ab, blies den Athem in gewaltsamen Stößen von sich, theilte, wenn er sprach, die Worte in Sylben, die er einzeln mit einem Ruck hervorbrachte, indem er zugleich die Hände an den Seiten, wie die Kurbeln an den Maschinenrädern, in drehender Bewegung erhielt. — Der Engländer, sobald er spürte, daß die Dosis zu wirken begann, zog sich klüglich auf sein Zimmer zurück, und was hier vorging, erfuhren wir nie, denn er verweigerte jede Mittheilung und hatte seiner Frau das strengste Stillschweigen eingeschärft.

Es war jetzt nahe an Mitternacht. Ich war durch das Paradies des Haschisch gegangen, ich sollte nun seine grausamste Hölle fühlen. In meiner Unwissenheit hatte ich, wie ich in der Folge erfuhr, eine Portion genommen, die für sechs Menschen ausgereicht haben würde, und mußte nun für meine Neugierde schrecklich büßen. Das aufgeregte Blut rauschte durch die Adern mit dem Schall eines tosenden Gewässers. Es drängte sich in die Augen, daß mir das Sehen verging; es hämmerte in den Ohren, es pochte in dem Herzen, daß ich fürchtete, die Rippen würden unter seinen Schlägen nachgeben. Ich riß meine Weste auf, legte die Hand auf den Fleck und versuchte die Schläge zu zählen; aber ich fühlte zwei Herzen; das eine pochte tausend Schläge in der Minute, das andere bewegte sich langsam und träge. Meine Kehle dünkte mich mit Blut voll bis an den Rand, und Ströme Blutes brachen aus meinen Ohren. Ich fühlte, wie sie warm über Wangen und Nacken sich ergossen. In Wahnsinn, Verzweiflung floh ich aus dem Zimmer auf das Plattdach. Mein Körper schien zusammen zu schrumpfen und steif zu werden, wie ich mit dem Dämon rang, und mein Gesicht wild, dürr und hager. Einige Verse, die Jahre zuvor in Mrs. Brownings „Rhyme of the Duches May" einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten, blitzten in meiner Seele auf:

Und das Roß, in starrer Angst, die Vorderhufe in der Luft wiegend,
Am jähen Rand, bäumt sich mächtig;

Und es hängt ob dem Felsen, und die Nüstern gerinnen zu Eis —
Und es bebt Haupt und Huf, und die Flocken des Schaumes fallen,
Und sein Antlitz wird wild und hager.

Dieses Gemälde thierischen Entsetzens und thierischer Todesqual paßte auf mich. Ich schwebte, wie das Roß, am Rande des schwindelnden Thurmes, um im nächsten Moment jach hinunter zu fahren. Unwillkürlich hob ich die Hand, um nach meinem Gesichte zu fühlen. O Entsetzen! Das Fleisch war von den Knochen abgefallen — ich trug den Kopf eines Gerippes auf meinen Schultern! Mit einem Sprunge war ich am Geländer und blickte hinab in den schweigenden Hofraum, den der untergehende Mond mit Schatten anfüllte. Soll ich mich kopfüber hinabstürzen? fragte ich mich; allein, obgleich das Entsetzen vor dem Schreckbilde des Gerippes größer war, als meine Todesfurcht, so riß mich eine unsichtbare Hand in meiner Brust zurück von dem verhängnißvollen Rande. Ueberdies waren Wächter in der Nähe, wie ich später erfuhr; damals sah ich sie freilich nicht. Der Lärm hatte die Leute aufmerksam gemacht, und der besorgte Wirth Antonio mit dem Dolmetscher Francisco umgaben und bewachten uns.

In sehr leidendem Zustande ging ich in mein Zimmer zurück. Mein Gefährte war immer noch eine Locomotive, sauste hin und wider und stieß seine Sylben mit den abschnappenden Tönen einer arbeitenden Dampfmaschine heraus. Der Mund war ihm, wie mir, zu Erz geworden; er hob den Krug an die Lippen, sie anzufeuchten; bevor er aber noch einen Schluck gethan, setzte er den Krug mit hellem Gelächter wieder hin und schrie: „Wie kann ich Wasser in den Kessel aufnehmen, während ich den Dampf auslasse?“ Aber es war mit mir schon zu weit, um darüber, wie über seine anderen Aeußerungen, lachen zu können. Ich sank immer tiefer und tiefer in den Abgrund unaussprechlicher Todesqual und Verzweiflung. Denn obgleich ich in keinem Theile meines Körpers einen eigentlichen Schmerz fühlte, so erfüllte mich die grausame Nervenüberspannung durch und durch mit einer Angst, die weit quälender war, als ein wirklicher Schmerz. Dazu kam, daß der letzte Rest von Willen, womit ich mit dem Dämon rang, immer schwächer wurde, und ich fühlte, daß ich bald machtlos in seinen Händen sein würde. Jeder Anlauf, mich bei

Verstand zu erhalten, war von dem tödtlichen Bangen begleitet, was ich jetzt in mir erfahre, sei Wahnsinn und er könnte für immer mein Herr bleiben. Der Gedanke an den Tod, der mich ebenfalls beschlich, war nicht so bitter, wie diese Furcht. Ich wußte, daß in dem Kampf, der in meinem Körper vorging, ich endlich hart an die finstere Schlucht werde hingerissen werden, und der Gedanke, daß in diesem Moment Vernunft und Wille aus meinem Gehirn scheiden müsse, senkte mich in eine Todespein, deren Tiefe und Schwärze ich umsonst zu schildern versuchen würde. Ich warf mich auf's Bett und erwartete widerstandslos in verzweiflungsvoller Abspannung mein Geschick.

Mein Gefährte war jetzt einem ähnlichen Zustande nahe; doch je schwächer der Haschisch auf ihn gewirkt, desto lärmender war er in dem Stadium seines Leidens. Er schrie mir zu, daß er sterbe; flehte mich um Hülfe an, machte mir heftige Vorwürfe, daß ich so still und bewegungslos daläge, anscheinend unbekümmert um seine Gefahr. „Warum stört er mich?" dachte ich, „er meint, er sterbe; aber was ist Tod gegen Wahnsinn? Laß ihn sterben; tausend Tode sind leichter zu tragen, als die Qualen, die ich dulde." — Nach einer Weile fingen meine Sinne an sich zu umwölken und ich sank in Erstarrung. So viel ich beurtheilen kann, geschah das um 3 Uhr Morgens, etwa fünf Stunden, nachdem der Haschisch zu wirken angefangen hatte. So lag ich den folgenden Tag und die folgende Nacht in einem Zustande völliger Betäubung, die nur hin und wieder von einem flüchtigen Schimmer des Bewußtseins unterbrochen wurde. Ich erinnerte mich, Francisco's Stimme gehört zu haben. Er erzählte mir späterhin, ich sei aufgestanden, habe es versucht, mich anzukleiden, habe zwei Tassen Kaffee getrunken und sei dann wieder in die todtähnliche Starrheit gefallen. Mir war davon auch nicht eine Spur von Vorstellung geblieben. Am Morgen des zweiten Tages, nach einem dreißigstündigen Schlafe, erwachte ich wieder zum Leben, zerschlagen, abgespannt und in dem wüsten Gehirn die noch weilenden Bilder der Vision. Ich wußte, wo ich war, was mit mir vorgegangen; aber Alles, was ich sah, kam mir noch immer unwirklich und schattenhaft vor. Was ich aß, schmeckte nach nichts, was ich trank, erfrischte mich nicht; ich mußte mich quälen, zu begreifen, was man mit mir sprach, um eine passende Antwort zu geben, und Wille und Vernunft

waren zwar wieder in ihre Residenz eingezogen, aber sie saßen noch nicht fest auf ihrem Throne.

Mein Landsmann, der in seiner Wiederherstellung weiter vorgerückt war, begleitete mich in ein naheliegendes Bad, von dem ich mit meine Genesung hoffte. Mit großer Anstrengung bewahrte ich den äußeren Schein des Bewußtseins. Mir zum Trotz fiel hin und wieder ein Schleier über meine Seele, und nachdem ich, wie es mir vorkam, Jahre lang in einer fernen Welt umhergewandert war, erwachte ich durch einen Ruck und fand mich in den dampfenden Räumen des Bades, einen braunen Syrer zur Seite, der meine Glieder rieb. Ich vermuthete, meine Sprache müsse irr und ohne Zusammenhang gewesen sein, und die Leute, die zu meiner Bedienung und Pflege da waren, mochten meinen Zustand kennen; denn sobald ich mich nach dem Bade auf das Ruhebett hingestreckt hatte, wurde mir ein Glas sehr sauren Scherbets gereicht, das mir augenblickliche Linderung schaffte. Indeß war der Zauber noch immer nicht völlig gebrochen, und noch zwei bis drei Tage blieb ich jenen Anfällen unwillkürlicher Geistesentfernung ausgesetzt, die mich für die Dauer derselben gegen Alles, was um mich vorging, empfindungslos machte. Ich wandelte durch die Straßen von Damascus mit dem seltsamen Bewußtsein, daß ich um dieselbe Zeit an einem anderen Orte wäre, und mußte mich fortwährend anstrengen, die zerstreuten Wahrnehmungen zu sammeln.

Früher schon hatten wir beschlossen, eine gemeinsame Reise nach Palmyra zu machen, das hundertfunfzig Meilen nordöstlich von Damascus in der Wüste liegt. Wegen der Feindschaft zwischen den Arabern der Dörfer und den Stämmen der Wüste Aneyzeh mußte die Reise unter dem Geleit eines Scheikhs der ersteren heimlich gemacht werden. Drei englische Reisende waren eben glücklich zurückgekehrt, und der Scheikh erbot sich, unser Führer zu sein. Unser jetziger Gesundheitsstand nöthigte uns jedoch, den Plan aufzugeben. Ein angestrengter Zug durch die Wüste, ein fast unvermeidlicher Strauß mit den feindlichen Arabern hätten vielleicht als Reizmittel dazu beigetragen, uns vollends von den giftigen Nachwehen unseres Experiments zu befreien; doch der ganze Zauber, der in dem Namen Palmyra lag, und all das romantische Interesse des Abstechers waren dahin. Ohne Muth und Kraft hatte ich keinen anderen Wunsch, als Damascus

zu verlassen. Zwei Tage nachher, körperlich schwach und noch immer geistig verstört, eilte ich nach Baalbek. Am ersten Tage besuchte ich die Quellen von Barrada oder Farpar und schlief in Zebdeni, einem Dorfe in einem Hochthale zwischen den Kuppen des Anti-Libanon. Die reine Bergluft und der Balsam des Nachtschlafes vollendeten meine Heilung. Am nächsten Morgen ritt ich längs des Thales; die thürmenden, schneebesprengten Gipfel des Anti-Libanon zur Rechten, den wolkenlosen Himmel über mir, die im Schmelz des Goldwurz und der Klapperrose prangenden Wiesen vor mir, fühlte ich, daß die Schatten aus meinem Hirn gewichen waren. Klar, wie dieser Himmel, war nun mein Geist, frei und froh, wie diese elastische Morgenluft, war mein Herz. Nie zuvor hatte die Sonne meinen Augen so leuchtend geschienen, nie zuvor waren die edlen Naturformen von einem so vollkommenen Hauch der Schönheit beseelt. Ich war wieder Herr meines Ichs, und die Welt glühte wie neu geschaffen in dem Lichte meiner Freude und meiner Dankbarkeit. Ich dankte Gott, der mich geleitet aus einer Finsterniß, entsetzlicher, als das Thal der Todesschatten, und während meine Füße über die blumigen Wiesen des Libanon streiften, wandelte mein Herz auf den holden Hügeln seiner Gnade.

Afrika.

I.

Bilder vom Senegal.

1.

Ankunft in Saint Louis. — Ein Ball.

Sechs und funfzig Tage waren seit der Abreise von Toulouse verflossen, als die Fregatte, an deren Bord wir uns befanden, vor Saint Louis anlangte. Um Mitternacht wurde beigelegt.

Um vier Uhr Morgens erhob sich der Ostwind; er brachte uns Sand und Heuschrecken. Bald darauf ließen sich Strandvögel sehen, die sich von der Küste nie weit entfernen. Endlich ging die Sonne auf und sofort war es hell wie um Mittag; denn die tropischen Gegenden haben weder Morgen- noch Abenddämmerung. Aber ein dichter Nebel verhüllte noch das Land, dessen wir erst gegen zehn Uhr ansichtig wurden.

Alles eilte mit Ferngläsern bewaffnet auf's Verdeck. Der Anblick von Saint Louis war ungemein reizend. Wir sahen anmuthig übereinander sich erhebende Terrassen, unabsehbare Kolonnaden, die in der Sonne glänzten wie Porphyr und Alabaster. Der Anblick gestaltete sich noch malerischer, als zahlreiche Fischerboote an der Küste umher zu schwärmen und sich mit Hülfe der Ruder und kleiner dreieckiger Segel auf dem Ocean zu zerstreuen begannen. Bald darauf legte eine vom Gouverneur von Saint Louis abgeschickte Pirogue an unserer Fregatte an, und die drei Neger,

von denen sie geführt wurde, erkletterten unser Verdeck. Ihr ganzer Anzug bestand aus sehr kurzen Schwimmhosen. Fara, ihr Anführer, zeichnete sich durch stolzen Gang und sehr intelligente Gesichtszüge aus. Seine Aufgabe war, uns als Lootse die Küste entlang zu führen. Er legte ein sehr starkes Selbstbewußtsein an den Tag und beantwortete nur diejenigen Fragen, welche von Offizieren an ihn gerichtet wurden. Er hatte eine Meerbutte als Geschenk für den Kommandanten mitgebracht. Man machte ihm bemerklich, daß der bereits zerstückte Fisch kein anständiges Geschenk sei; er entgegnete jedoch: Ich habe das Fehlende nicht verkauft, sondern mein Sohn hatte Hunger, und dem mußte ich ein Stück geben; ich hoffe daher, daß der Kommandant meine Gabe nicht zurückweisen wird.

Seine Hoffnung ging in Erfüllung, und als Gegengeschenk empfing er einen vollständigen Matrosenanzug, den er sogleich anlegte. Er wußte sich nun vor Stolz gar nicht zu lassen und betrachtete ohne Unterlaß und voll Bewunderung die rothe Leibbinde, die spiegelnden Metallknöpfe, den glänzenden, mit Wachsleinwand überzogenen Hut und die Goldbuchstaben auf dem Bande desselben. Als man ihm und seinen Gefährten zu essen reichte, behielt er den Löwenantheil für sich und trank auch allen Wein allein aus. Als man ihm darüber Vorwürfe machte, wies er dieselben mit folgender Rechtfertigung zurück: Lebt wohl der Kommandant dieser Flotte wie seine Matrosen? Muß ich mich denn nicht auch besser traktiren als diese Leute, da ich ihr Vorgesetzter bin?

Die beiden Neger schickten sich nun an, wieder an's Land zurückzukehren. Ein Passagier, der noch vor uns in Saint Louis eintreffen wollte, wünschte sich ihrer Pirogue zu bedienen; sie beriethen sich mit Fara, der Meer und Himmel lange forschend betrachtete und sich schließlich dafür entschied, daß die Fahrt ohne Gefahr unternommen werden könne. Negerpiloten sind in dieser Gegend höchst zuverlässig, nicht nur hinsichtlich ihrer Erfahrung, sondern auch, weil sie nie zögern, ihr Leben auf's Spiel zu setzen, wenn es sich um die Rettung eines Europäers handelt.

Die Fregatte lavirte jetzt längs der Küste, um einem Dampfer entgegen zu segeln, der die Passagiere holen sollte. Mit vielem Stolze hatte Fara seinen Platz auf dem Hinterdeck neben dem Kommandanten genom-

men und zeigte mit besonderem Selbstgefühl die Richtung an, in der gesteuert werden sollte.

Die See ging hoch; so wenig wir dies am Bord der großen Fregatte gespürt hatten, so lästig wurde jetzt das Rollen und Stampfen des kleinen Dampfers, auf dem man uns übergeschifft hatte, und die Folge war, daß wir Alle seekrank wurden.

Die Mündung des Senegals ist allezeit sehr gefährlich; da indeß erfahrene Neger erst kürzlich Bojen ausgelegt hatten, so konnten wir sie ohne Unfall passiren und kamen dann in ruhige Gewässer.

Saint Louis liegt ungefähr sieben Lieues von dieser Mündung entfernt. Westlich verläuft zwischen dem Senegal in der See eine schmale Landzunge, auf welcher unzählbare Schwärme von Wasservögeln nisten, und auf der man Telegraphen errichtet hat. Auch das gegenüberliegende sandige Ufer ist öde und verlassen; nur in einer grünen Oase liegt das hübsche Dorf Gandiole.

Wir langten nun unmittelbar vor Saint Louis an und ich hoffte jetzt die schönen Gebäude, die mir mein Fernglas gestern aus der Entfernung gezeigt hatte, in der Nähe bewundern zu können. Der erste Gegenstand jedoch, der sich meinen Blicken darbot, war eine in sehr schlechtem Zustande befindliche Batterie, deren Kanonen unter den Ruinen der Bastion verschüttet lagen.

Gleichzeitig entdeckte ich Hütten, die aus Binsen in Form von Bienenkörben geflochten waren. Viele von ihnen waren umgestürzt oder zur Hälfte verbrannt. An den Dachsparren der noch aufrechtstehenden hingen schmutzige, zerrissene Kleidungsstücke und Stücke Fleisch oder Fisch; längs dieser Hütten war das Gestade mit Unrath aller Art bedeckt; im Kothe kauernde alte, fast ganz nackte Negerinnen rauchten Tabak. Alles war ungemein ekelhaft anzusehen und meine gestern geträumten Vorstellungen schwanden in nichts zusammen.

Um mich einigermaßen darüber zu trösten, sagte ich zu mir selbst, daß ich ja hier nur das den Eingebornen überlassene Stadtviertel vor Augen hätte und anderwärts unfehlbar die schönen Terrassen und Kolonnaden noch zu sehen bekommen würde. In der That entdeckte ich auch bald aus Ziegeln aufgeführte Häuser, und der Dampfer legte an einem hübschen, aus

Mauerwerk bestehenden Quai an. Auf dem Hafenplatz jauchzten eine Menge Neger und Negerinnen unserer Ankunft entgegen. Ihre Nacktheit, ihr wildes Geschrei, ihre wunderlichen Tänze waren jedoch weit eher geeignet, Entsetzen als angenehme Empfindungen hervorzurufen. Kaum hatte ich den Fuß an's Land gesetzt, so sah ich mich von einem ganzen Trupp Schwarzer beiderlei Geschlechts umgeben, die mir barbarisch klingende Worte zuschrieen und in höchst sonderbarer Weise gestikulirten. Ich sah mich nach Jemandem um, dem ich hoffen könnte mich verständlich zu machen, als ein europäisch gekleideter Mann auf mich zuschritt.

Wollen Sie wohl so gütig sein — redete ich ihn an — mir ein Gasthaus nachzuweisen?

Hier giebt es keine Gasthäuser, entgegnete er; ich bin der Baron von C., Beamter wie Sie und vom Gouverneur beauftragt, Sie bei mir zu empfangen, wo Sie, wenn es Ihnen in meinem Hause gefällt, ganz nach Belieben so lange bleiben können, bis Sie eine eigene Wohnung gefunden haben.

Die Wohnung des Barons lag in der Nähe des Hafens. Er führte mich zuerst in einen weiten Hof, in dessen Hintergrund sich einige aus Binsen geflochtene Negerhütten befanden, von der Art, wie ich sie bereits gesehen hatte. Vor ihnen waren Negerinnen damit beschäftigt, Hirse in großen Mörsern zu stampfen. Als sie uns gewahr wurden, knieten sie nieder, warfen die Stößer in die Luft, klatschten dreimal in die Hände, ehe sie sie wieder auffingen, und setzten dann singend ihre Arbeit fort.

Der Anzug dieser Negerinnen war überaus einfach, denn er bestand nur aus einem Stück blauen, um die Hüfte gewundenen Baumwollenstoffes. Zwei von ihnen hatten ihre Kinder auf dem Rücken befestigt, wo dieselben ganz ruhig schliefen. Den Hütten gegenüber erhob sich das Wohnhaus. Im Erdgeschoß befanden sich Keller, Küche und Magazine; das erste Stockwerk bewohnte mein Wirth. Wir traten zuerst in ein geräumiges Gemach, welches gleichzeitig als Salon und als Speisesaal diente. Die Wände waren nackt und weiß getüncht. Ungepolsterte und blos aus Brettern bestehende Kanapes liefen an den Wänden umher und waren mit bunten Matten bedeckt. Ringsumher hingen Pantoffeln aus Maroquinleder, ein breitrandriger Hut aus Palmblättern und Tabakspfeifen. Wir

begaben uns aus diesem Gemach in das der Baronin, die mit gekreuzten Beinen auf einem Kanape saß.

So häßlich der Baron aussah, der einem Mulatten auf ein Haar glich, so auffallend schön war sein Frau, eine Maurin aus Nordafrika. Sie mochte höchstens zwanzig Jahre alt sein; ihr Aussehen war das einer brünetten Andalusierin. Ihr Kopf war mit einem gestreiften Schnupftuch umwunden; sie trug goldene Ohrgehänge; ein feines Mousselinhemd umschloß den oberen Theil ihres Körpers; der untere war in mehrere bunte Pagnen (Negerschürzen) gehüllt. Sie war mit Spinnen beschäftigt und bestrich sich die Finger öfter mit Kreide, um den weißen Baumwollenfaden nicht zu beschmutzen.

Nach diesem kurzen Besuche bei seiner Frau führte mich der Baron in den Saal zurück und hieß das Diner auftragen. Zwei junge Negerinnen deckten den Tisch mit einer Matte, welche die Stelle des Tischtuchs vertrat. Meinem Wirthe wurde eine Art Brei vorgesetzt, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte. Sie kennen dies Gericht wohl nicht? fragte er mich. Hier in Saint Louis ist es ein allgemeines Lieblingsgericht.

Was ist es denn? entgnete ich.

Was es ist? Der berühmte Kuskus, die privilegirte Minestra der Afrikaner! Ich habe mich so sehr daran gewöhnt, daß ich Sie um Vergebung bitten muß, wenn ich mein Diner damit beginne und mich der Finger statt des Löffels bediene; allein der Kuskus verliert seine besten Eigenschaften, wenn er anders genossen wird. Wollen Sie kosten, ehe ich anfange?

Sehr gern! versetzte ich; allein es war mir unmöglich, auch nur die kleinste Portion hinunter zu bringen; in meinem Leben hatte ich nichts Faderes gekostet; der Brei schien aus Staub gekocht zu sein. Die Grimassen, zu denen mich unwillkürlich dieser Genuß veranlaßte, schienen meinem Wirth großes Ergötzen zu bereiten.

Eben so wenig wollten mir die anderen Gerichte in Folge ihrer scharfen und brennenden Zusätze behagen; ich entschädigte mich indeß an den Bananen, Guyaven, der Kokosnußkrème und den Ananas. Die Schüsseln wurden mir von den Händen der Baronin selbst präsentirt, die gleich beim Beginn des Mahles ihren Platz hinter dem Stuhle ihres Mannes eingenommen hatte, um ihn zu bedienen. Ich bat sie wiederholt, dieses Ge-

schäft ihren Sklavinnen zu überlassen und neben uns Platz zu nehmen, allein sie schien meine Worte nicht zu beachten und der Baron mochte gleichfalls schon meiner Aufforderungen müde geworden sein, denn er sagte: Lassen Sie es nur gut sein, hier zu Lande werden die Männer bei Tische von ihren Frauen bedient. Die Franzosen sind allerdings galanter, indeß wir Senegalesen ziehen es vor, unsere Frauen in solcher Weise zu halten.

Die Baronin schien ihrerseits durch diese Worte nicht im mindesten verletzt zu sein; sie war im Gegentheil heiter und guter Dinge. Nach dem Essen machte sie Musik auf einem ganz eigenthümlichen Instrumente; es war ein aus rohen Brettchen zusammengesetztes Kästchen, an welchem Holzstücke in der Art und Weise unserer Claviertasten befestigt waren; von diesen hingen Kalebassen herab. Die anmuthige Frau schlug mit einem hölzernen Klöppel auf die Tasten, und ich vermochte nicht zu begreifen, wie es nur möglich war, denselben so wunderschöne Töne zu entlocken. Ich erfuhr, daß dieses Instrument ursprünglich den an den Ufern des Niger wohnenden Völkerstämmen angehöre.

Plötzlich wurde von der Gasse das Getöse der Tam-Tams und lautes Freudengeschrei vernommen; der Baron benachrichtigte mich, daß im Nebenhause ein Ball stattfände, und forderte mich auf, denselben gemeinschaftlich mit ihm zu besuchen. Ich zögerte nicht, den Antrag anzunehmen, und schon nach wenig Augenblicken befand ich mich im Ballsaal. Ein Europäer, der nie in Senegambien gewesen ist, vermag sich von dem gleichzeitig lächerlichen und abstoßenden Anblick, der mir dort zu Theil wurde, keine Vorstellung zu machen. Auf dem Boden kauerten eine große Anzahl Negerinnen und in einem Winkel des Saales saßen fünf bis sechs ganz nackte Männer, die renommirtesten Musikanten der Stadt, die aber Satyrn ähnlicher sahen, als menschlichen Wesen. Die Signarden, die eigentlichen Damen des Festes, sahen nicht weniger wunderlich aus, als ihre Umgebung. Wenn man ihren pyramidenartigen Haarputz erblickte, ihren gelblichen Teint, ihr ganzes fast melancholisches, geheimnißvolles Wesen, so hätte man glauben mögen, einem Hexensabbath beizuwohnen. Ich wollte mich wieder entfernen, wurde aber von der Hausfrau, einer derben Mulattin in der Blüthe des Alters, am Kragen gepackt und zum Bleiben genöthigt. Der Baron hatte inzwischen eine Signora zum Tanze auf-

gefordert. Die Musikanten schlugen mit erneueter Kraft auf ihre Tam-Tams; die Negerinnen sangen oder heulten vielmehr und klatschten dabei in die Hände; die Grimassen und Verdrehungen des Barons und seiner Tänzerin überstiegen alle Beschreibung.

Der Beifall der Zuschauer war ohrenzerreißend. Die Tänzer hörten erst auf, als sie vor Müdigkeit nicht mehr fort konnten.

2.

Saint Louis. Die Negerbevölkerung.

Nachdem ich mehrere Tage hindurch ausgeruht hatte, begann ich die Stadt genauer zu besichtigen. Die Insel Saint Louis ist eine Sandbank von 2000 Metres Länge; die Breite wechselt von 300 bis 500 Metres. Im Mittelpunkt wohnen die Europäer in gemauerten Häusern, die höchstens ein Stockwerk hoch und, wie im Orient, von einer Terrasse überdacht sind, welche zugleich als Garten und als Promenade benützt wird. Die Wohnungen der Beamten sind von Mauern umgeben. Ziemlich ärmliche Kaufläden haben daselbst auch einen auf die Straße führenden Ausgang.

Die bedeutendsten Gebäude sind: das Regierungshotel, welches jedoch größtentheils aus Holz aufgeführt ist, das Spital, eine sehr große, zweckmäßig eingerichtete Anstalt, die Kirche, welche ganz im Styl der meisten französischen Dorfkirchen gebaut ist, und die großartige Kaserne, welche den Namen Caserne d'Orleans führt, trotz ihrer Neuheit aber schon in Ruinen zerfällt. Es fehlt am Senegal an allen nöthigen Baumaterialien. Der Muschelkalk hat keine gehörige Bindekraft, die aus Flußschlamm gearbeiteten Ziegel lösen sich bald in Staub auf. Steine werden nur in Galam gefunden, welches 150 Lieues von Saint Louis entfernt liegt. Bauholz läßt man aus Amerika kommen.

Da die Straßen weder gepflastert noch mit Rasen belegt sind, so ist der bewegliche Sand in denselben ein Spiel der Winde, die ihn bald zu den Fenstern emporwirbeln, bald bedeutende Vertiefungen veranlassen.

Die Neger bewohnen die nördlichste und die südlichste Spitze der

Insel. Ihre Hütten bilden schnurgerade Gassen und sind von 5—6 Fuß hohen Zäunen aus Binsen gruppenweise umfriedigt. In jeder Gruppe wohnt eine Familie; wer das Innere einer dieser Hütten gesehen hat, kennt sie alle. Das Familien-Oberhaupt und seine Weiber bewohnen abgesonderte Hütten, die der Sklaven liegen an den beiden äußersten Enden der Gruppe, vor welcher in dem stets sehr geräumigen Hofraum die Frauen gewöhnlich mit dem Stampfen der zur Ernährung der Familie bestimmten Hirse beschäftigt sind.

Auf meine Frage, warum man den Negern nicht eine zweckmäßigere Zermalmungsweise der Hirse beibringe, entgegnete der Baron, daß die Neger sich der aus Frankreich eingeführten sehr zweckmäßigen Maschine unter dem Vorwande, daß ihre Frauen dann nichts zu thun haben würden, nicht bedienen wollten.

Während die Negerinnen dergestalt die Mahlzeiten für das Haus bereiten, treiben die Männer Ackerbau, Jagd und Fischfang, oder sind mit Holzsammeln beschäftigt. Viele gehen den Senegal hinauf, um mit den Negern im Innern des Landes Handel zu treiben. Sie weben auch eine Art von Baumwollenstoff, der an der Westküste von Afrika sehr beliebt ist und bis Indien ausgeführt wird.

Ihre Webstühle sind sehr einfach; sie bestehen blos aus einigen Zweigen und Stücken Schilf; es können ihrer binnen einer Stunde mehrere aufgestellt werden. Die Neger arbeiten im Freien. Ihre Erzeugnisse haben wenig Mannigfaltigkeit, rothe und blaue Streifen bilden ein für allemal das Muster derselben.

Eines Tages sah ich in einer solchen Umfriedigung einen weißen Knaben mit einem Neger von gleichem Alter spielen. Auf meine Bemerkung, daß der Negerbube viel stärker als das europäische Kind sei, entgegnete mein Begleiter, dies Verhältniß stelle sich immer bis zum Alter von 10 bis 12 Jahren heraus, dann aber entwickele sich der Weiße viel schneller.

Lange Zeit konnte ich meine Aufmerksamkeit nicht von den beiden Kindern abwenden. Ihr künftiges Geschick mußte jedenfalls ein sehr verschiedenes sein und darum war es wirklich rührend, sie zusammen spielen zu sehen. Beide schienen einander sehr lieb zu haben; dessenungeachtet blieb der kleine Weiße auf dem Sande sitzen und baute Häuschen,

während der Schwarze nach seinen Befehlen die nöthigen Materialien herbeiholte.

Der schwarze Besitzer der von mir besuchten Hüttengruppe nannte sich Samba; er war ein hochgewachsener hübscher Neger und sein Gesicht hatte einen sehr einnehmenden Ausdruck. Er empfing mich mit vieler Artigkeit. Die Hütten seiner Sklaven unterschieden sich in nichts von der seinigen. Ueberall sah man eine hölzerne Schlafstätte, eine Feuerstelle, die in der Mitte angebracht war, an den Wänden hängende zerrissene Kleidungsstücke, Kalebassen und Grigris, kleine Ledersäckchen, welche die Marabuts gegen alle nur mögliche Gefahren verkaufen und auf welche die Neger ein so großes Vertrauen setzen, daß sie sich damit bewaffnet furchtlos vor die Mündung einer Kanone stellen würden.

Mit diesem Talisman hier, sagte mir Samba, habe ich einen Löwen besiegt, mit jenem ein Krokodil, mit dem im Winkel dort einen Haifisch u. s. w.

Ich hütete mich wohl, den leisesten Zweifel an diesen Wundern kundzugeben.

Ich rathe dir, fuhr der Neger fort, dich auch mit so wunderbaren Schutzmitteln gegen die wilden Thiere dieses Landes zu versehen.

Jedes dieser Säckchen enthält einen Vers aus dem Koran, dem die schützende Kraft zugeschrieben wird; das Leder gilt nur als nothwendige Umhüllung. Wenn ein Neger stirbt, so werden ihm alle Talismane in die Grube mitgegeben. Man hat auch Talismane, welche den Geist stärken sollen; die arabischen und yolofſschen Dichter tragen dergleichen und schreiben ihnen ihre glücklichsten Inspirationen zu.

Der kaum dreißigjährige Samba hatte nicht weniger als sechs Weiber. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung darüber, er berief sich jedoch auf die Bestimmungen des Korans. Da ich die Autorität des Korans nicht bestreiten wollte, so bemerkte ich bloß, daß ein Europäer die Kosten für den Unterhalt von sechs Frauen nicht leicht zu erschwingen im Stande sein würde.

Da sind wohl die Weißen sehr übermüthig und verderbt, meinte Samba; was unsere Frauen betrifft, so denken sie nur daran, nach Kräften zu arbeiten und uns zu bedienen.

In der That zeichnen sich auch die Negerinnen durch ihre große Anspruchslosigkeit und Gefügigkeit aus. Sie sind dabei beständig heiteren Muthes und beweisen ihren Männern eine musterhafte Treue. Kein Neger darf übrigens mehr als sechs Frauen heirathen; nur die Marabuts sind in dieser Hinsicht durchaus keiner Beschränkung unterworfen. Die Frauen stehen im Range einander völlig gleich, doch pflegt die zuerst vermählte den Oberbefehl im Hauswesen zu führen.

Die Nordseite der Insel wird von den Negern Bopu'dar (Kopf der Insel) genannt. Eine ungeheure Moschee zog daselbst meine Aufmerksamkeit auf sich. Die vor ihren Pforten kauernden Marabuts schickten sich eben zur Abhaltung ihrer Ceremonien an. Diese mohamedanischen Priester sind durchschnittlich arme alte Krüppel, die großentheils von Almosen leben.

Trotz ihrer Gebrechlichkeit sind die Marabuts fast immer auf Reisen und bleiben nur selten mehr als einen Tag in einem und demselben Dorfe. Sie ernähren sich vom Betteln, besuchen aber dabei nicht die einzelnen Häuser, sondern fordern bänkelsängerartig schreiend zur Mildthätigkeit auf. Sie haben nur wenig Bedürfnisse und begnügen sich meist mit einer Hand voll Hirsebrei. Sobald sie gesättigt sind, rufen sie auf einem größeren Platze die Gläubigen zusammen, sagen ein Gebet her und setzen dann ihre Reisen durch Wüsteneien und Urwälder fort. Sie bewegen sich dabei beständig in einer Art kurzen Trabes und hören nicht auf, gesenkten Hauptes Gebete vor sich herzumurmeln. Sie setzen ihre Wanderungen auch bei Nacht fort und glauben sich durch ihre Talismane vor jedem Unfall gesichert.

Die vor der Thür der Moschee befindlichen Marabuts waren eben sehr sorgfältig mit ihrer Toilette beschäftigt, da sie vor dem Eintritt in den Tempel vollkommen gereinigt sein müssen. Doch gestattet ihnen der Koran, daß sie, wenn es an Wasser fehlt, sich auch mit Sand abreiben dürfen.

Ich ging mit ihnen in die Moschee. Sie stellten sich in zwei Reihen, bückten sich bald bis zum Boden, bald richteten sie sich wieder gerade empor und näselten und schrieen dabei in der seltsamsten Weise von der Welt. Die Einen wußten gleich Bauchrednern ihrer Stimme einen Ton

zu geben, als wenn er aus der Erde käme; die Andern antworteten ihnen im Wechselgesange in hohen, durchdringenden, das Trommelfell fast zerreißenden Tönen.

3.

Feste in Saint Louis. — Ein Franzose, der im Ringkampf ein Königreich gewann.

Obgleich alle Mulatten in Saint Louis und viele ihrer Sklaven das Christenthum angenommen haben, so feiern sie doch noch immer muhamedanische Feste.

Die vorzüglichsten derselben heißen Gamu und Tabaski. Jedes dauert acht Tage, während welcher Zeit die Neger sich ganz eigenthümlichen und seltsamen Belustigungen hingeben. Besonders sind es Herkulesse der Wüste, die sich dann öffentlich im Ringkampf darstellen. Bald ist es ein vierschrötiger, am ganzen Leibe tätowirter Bambaras, der den weit größeren, stärkeren, aber nicht so muthigen Cayord-Neger zu Boden wirft; bald ist es wieder ein elegant gebauter Manding, von dem der eben so starke, aber minder geübte Yoloff besiegt wird. Die Kämpfer sind gänzlich unbekleidet und salben sich den ganzen Leib ein, um dem Gegner desto leichter entschlüpfen zu können. Bevor der Kampf beginnt, bleiben sie längere Zeit einander gegenüber stehen und scheinen sich gegenseitig überrumpeln zu wollen. Haben sie sich einmal im raschen Sprunge aufeinander geworfen, so wird auch der, welcher den Andern ungeschickt angefaßt hat, gewiß bald im Sande liegen. Dann schreitet der Sieger unter dem Beifalljauchzen der Zuschauer stolz einher; er führt seine Geliebte am Arm; Freunde und Sänger begleiten ihn und preisen seine Tapferkeit unter den Schlägen des Tam-Tams.

Als ich diese Athleten der Wüste bewunderte, fragte ich, ob sie im Ganzen stärker als die Europäer seien. Ganz gewiß, erwiederte Lieutenant P., allein wir sind behender. Ein Europäer von nur mittelmäßiger Stärke pflegt in der Regel auch die stärksten Neger zu überwältigen. Ich kann Ihnen in dieser Hinsicht eine sehr interessante Geschichte erzählen.

Ein Franzose, Namens Duranton, reiste im Auftrage der Regierung im Innern Afrika's. Er verließ Saint Louis mit einer Eskorte bewaffneter Neger und einer bedeutenden Quantität Waaren, mit denen er sich überall ungehinderten Durchzug erkaufen sollte. Als er in Tombuktu bei dem Häuptling eines reichen angesehenen Stammes ankam, gefiel es ihm so gut daselbst, daß er weder weiter vorgehen, noch nach Frankreich zurückkehren wollte.

Jener Punkt Afrika's kann in der That ein Paradies genannt werden, in welchem Duranton auch bald seine Eva fand; er wurde nämlich der Schwiegersohn des mächtigen Häuptlings.

Als dieser starb, machten sich drei Prätendenten, Duranton und seine beiden Schwäger, die Herrschaft streitig. Dem Stärksten unter ihnen sollte auch die Macht zu Theil werden, um die sie ringen mußten. Die beiden Afrikaner besaßen eine wahrhaft herkulische Kraft, der Franzose nur gewöhnliche Stärke, dafür aber ungemeine Gewandtheit im Ringen. Die beiden Brüder kämpften zuerst; sie waren einander an Kraft beinahe gleich, und darum dauerte ihr Kampf auch lange; endlich wurde Einer zu Boden geworfen.

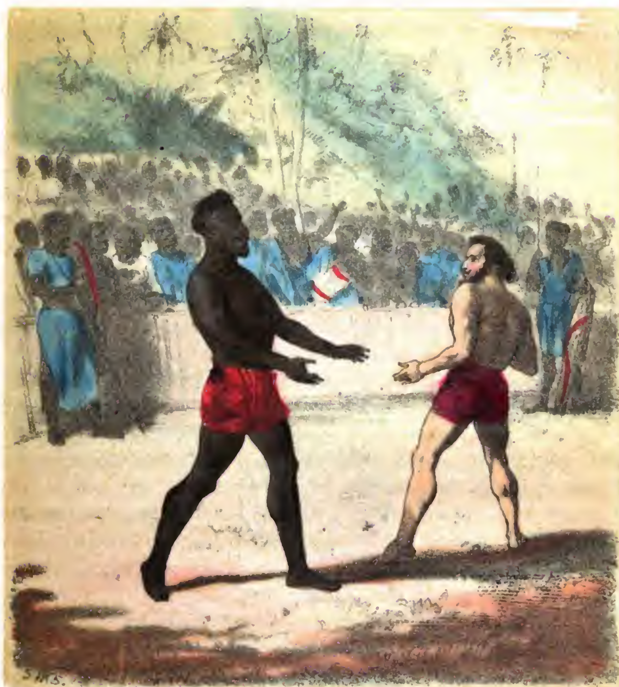
Du armer kleiner Weißer, sagte der Sieger, indem er auf Duranton losging, ich werde recht glimpflich mit dir umgehen; du bist so klein und schwach, ich will dir nicht wehe thun.

Aber Duranton ließ den Koloß nicht dazu kommen, ihn zu fassen; er tänzelte leichtfüßig um ihn herum und suchte ihm ein Bein unterzuschlagen.

Es ist der Kampf des Löwen mit dem Affen, riefen die Zuschauer, die aber schließlich zu ihrer großen Ueberraschung sehen mußten, wie der Löwe von dem Affen in den Sand gestreckt wurde.

Duranton wurde Häuptling und schickte zum Beweise seiner Erkenntlichkeit dem alten Soldaten in Paris, der ihn im Ringen und Stockfechten unterrichtet hatte und dieses Geschäft noch bis vor wenig Jahren in der französischen Hauptstadt betrieben, eine bedeutende Geldsumme zu.

Duranton's Name wird in dem von ihm beherrschten Staate unvergeßlich bleiben. Er führte Krieg mit den Nachbarstämmen und unterwarf sich mehrere derselben. Trotz der großen Entfernung kam er öfter nach



Bilder vom Senegal



Saint Louis, um daselbst mit Franzosen zusammen zu treffen. Er war ein sehr intelligenter Mann, dessen Manieren aber jederzeit etwas Rauhes und Abstoßendes gehabt hatten. Er hatte die Lebensweise und auch die Tracht der Eingebornen angenommen, die blos in einem langen, über den Hüften zusammen gehaltenen Rocke besteht; Kopf und Füße bleiben unbedeckt; sein dichtes schwarzes Haar ließ er bis auf die Schultern herabhängen, ein dichter Bart bedeckte Kinn, Hals und den oberen Theil der Brust. Er sprach mit Leichtigkeit alle am Senegal üblichen Mundarten, wie auch arabisch. Vom Europäer war jede Spur an ihm verschwunden; dagegen war er Frankreich noch mit Leib und Seele zugethan, und so oft sich die Verwaltung am Senegal irgend einen Fehler zu Schulden kommen ließ, pflegte er wie eine Bombe in's Kabinet des Gouverneurs zu stürzen. Wenn hier, rief er einmal bei einer solchen Veranlassung, hingerissen von seinem Ungestüm, aus, die Kolonie noch fernerhin so zu Grunde gerichtet wird, so werde ich sie erobern und im Namen Frankreichs und zu dessen Nutzen, zum Nutzen meines theuren Vaterlandes, verwalten.

Gewissenlose und bestechliche Beamte zitterten, so oft sein Name genannt wurde, und es muß als ein wahres Unglück für die Kolonie bezeichnet werden, daß er jung gestorben ist. Bei seinem letzten Besuche in Saint Louis hatte er sein bevorstehendes Ende geahnt und wehmüthig Klage darüber geführt, daß er fern von Frankreich sterben müsse. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Wenige Tage, nachdem er sich in solcher Weise geäußert hatte, war er eine Leiche.

Das Duell ist eine bei den Negern sehr übliche Sitte; am Senegal bedient man sich jedoch hierzu keiner anderen Waffe, als der natürlichsten, nämlich der Faust. Der Zweikampf findet immer an abgelegenen Orten und vor Zeugen statt. Wenn die Kämpfer, was unter Negern sehr häufig vorkommt, sich feige benehmen und oft stundenlang einander gegenüberstehen, ohne es zu ernstlichen Hieben und Schlägen kommen zu lassen, so werden sie nicht selten von den zufällig dabei befindlichen Zuschauern derb gezüchtigt. Ich war selbst einmal Zeuge eines solchen Vorganges. Ein herkulischer Wüstenneger forderte die Duellanten und ihre Zeugen, die sämmtlich große Feigheit an den Tag legten, mit eindringlichen Worten auf, einmal Ernst zu machen, widrigenfalls er sie den Gebrauch der Faust

kennen lehren wolle. Als seiner Mahnung gleichwohl nicht Folge geleistet wurde, warf er sich auf sie und im Nu wälzten sich die Kämpfer und ihre Begleiter ächzend am Boden. Mit verächtlicher Gebehrde ließ er sie dort liegen und schritt auf mich zu.

Weißer Mann, sagte er zu mir, du mußt den Muth und die Gesinnungen der Neger nicht nach diesen Feiglingen beurtheilen, die unserer Race nur zur Schande und Entwürdigung gereichen.

Wir kehren zu den in Saint-Louis üblichen Belustigungen zurück.

Den Ringkämpfen zunächst stehen in dieser Hinsicht die Bälle.

Die verschiedenen Negerstämme haben auch verschiedene Tänze und musikalische Instrumente. Die Bambaras haben eine Art Flöte und nur kriegerische Tänze; es tanzen nur mit Keulen bewaffnete Männer. Die Mandingos bedienen sich einer Guitarre, zu deren Klängen ein sehr lebhafter charakteristischer und schwieriger Tanz aufgeführt wird.

Die Yoloffs endlich, die eigentlichen Bewohner von Saint Louis, trippeln nach den melancholischen Tönen des Tam-Tam einen grotesken und ermüdenden Tanz.

Bei diesen Festen suchen die Signarden einander an Luxus zu überbieten. Namentlich pflegen sie ihre Sklavinnen mit allen kostbaren und glänzenden Gegenständen, über die sie nur irgendwie verfügen können, zu beladen, und dann mit stolzem Bewußtsein in den Straßen paradiren zu lassen. Man wird oft von einer solchen mit Gold buchstäblich überdeckten Negerinnengruppe völlig geblendet. Der Schmuck, den eine solche Sklavin mit sich herumträgt, hat oft Tausende an Werth. Einer Mulattin, der es gelungen ist, ihre Rivalinnen in dieser Beziehung zu verdunkeln, dürfen diese nur noch unter Beobachtung der strengsten Etikette nahe kommen, und man findet sich hochgeehrt, ihr Haus besuchen zu dürfen. Sie bleibt so lange Königin aller weiblichen Cirkel der Stadt, bis sie von einer noch Reicheren und Verschwenderischeren enthront wird.

4.

Eine Negerschlacht.

Ich gehe morgen nach Gorea, sagte der Baron eines Tages zu mir; wollen Sie mich begleiten? Es ist eine recht hübsche Reise, dreißig Lieues, die wir binnen acht Tagen zu Lande in ganz lustiger Weise zurückgelegt haben werden.

Mich lockten die Abenteuer, welche die Reise verhieß, Lieutenant P. schloß sich uns an und so schifften wir uns denn zu Dreien in einer leichten Barke auf dem Senegal ein.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als ein fernes Getöse vernehmbar wurde. In dem nämlichen Augenblicke ward unser Nachen von dem eines Fischers eingeholt.

Schlägt man sich irgendwo hier herum? fragte der Baron.

Funfzehntausend Mann, berichtete der Fischer, stehen einander am Ufer gegenüber.

Wir fuhren rasch den Fluß hinab und waren bald in der Nähe des Schlachtfeldes. Der Kampf fand größtentheils Mann gegen Mann mit Dolchen, Lanzen und Keulen statt. Die Krieger stießen ein ganz unglaubliches Geheul aus; die Phantasie versetzte mich um zwei Jahrtausende zurück; abgesehen von der Farbe konnte man glauben, einer von Cimbern und Teutonen geschlagenen Schlacht beizuwohnen.

Wem gehören diese Krieger an? fragte der Baron.

Es sind, antwortete der Neger, Bracks, Yoloffs und Mauren, die sich gegen die Nachhut unsers großen Königs Damel schlagen, dem Allah und sein Prophet beistehen mögen.

Ist Damel selbst dabei?

Leider nein; er wollte kein Blut vergießen und zog sich zu seinem Vater, dem König von Akard, zurück. Seit gestern Abend hat aber seine 3000 Mann starke Nachhut plötzlich gegen die sie verfolgenden 12000 Feinde Front gemacht, und Gott allein weiß, wem nun der Sieg zu Theil werden wird. Kehrt Damel mit seinen 5000 Mann zurück, so ist der Sieg ohne

Zweifel unser; andernfalls werden unsere Soldaten von der Ueberzahl erdrückt und unser Dorf vernichtet werden. Ach! unsere Krieger weichen bereits.

In der That zog sich die Schlacht mehr gegen Süden und ließ den Boden am Ufer frei, das wir nun mit Todten und Verwundeten bedeckt sahen.

Woran erkennst du die Feinde? fragten wir den Fischer.

An den Fahnen mit den Roßschweifen, gab er zur Antwort; unsere Krieger haben weiße Standarten.

Die Schlacht wurde immer hitziger, die 3000 Mann gaben der Uebermacht nach. Der Fischer betete, schrie und wand sich wie ein Verzweifelter auf dem Boden seines Nachens. Plötzlich brach er in einen lauten Freudenruf aus: Sieg! Sieg! Dort kommt unser tapferer Fürst!

Eine Staubwolke stieg am Horizonte auf; bald ward der Hufschlag galoppirender Pferde gehört.

Seht ihr ihn an der Spitze, Allen voran, in seinen weißen Kussab gehüllt? — schrie der freudetrunkene Fischer; behaltet ihn ja im Auge, ihr werdet sehen, wie die Köpfe unter seinen Streichen fallen.

Die dem Unterliegen bereits nahe gewesenen Krieger faßten neuen Muth bei der Ankunft ihres Fürsten und stürzten sich wie Tiger auf ihre Feinde, die vor dem gewaltigen Anprall einige Schritte zurückwichen. Obgleich Damel immer noch 4000 Mann weniger hatte, als seine Gegner, so ersetzte doch sein Muth, was ihm an Zahl gebrach. Er war immer da zu sehen, wo es am hitzigsten zuging; sein Muth schien auch seine Krieger zu beseelen und bald war die feindliche Armee zersprengt. Damel und die Seinigen jagten unter Freudengeschrei den Fliehenden nach. Der jauchzende Fischer ruderte an's Land; wir folgten seinem Beispiele und begaben uns ebenfalls nach dem Dorfe Gandiolle, wo Weiber, Kinder und Greise vor den Hütten sangen und tanzten.

Nach Sonnenuntergang kehrte Damel an der Spitze seiner Krieger zurück; diese schlugen Zelte auf und zündeten große Feuer an, während die Frauen aus dem Dorfe eine Mahlzeit bereiteten.

Wir beeilten uns, dem siegreichen Monarchen unsere Glückwünsche darzubringen. Baron C. hatte ihn schon bei früheren Gelegenheiten öfter gesprochen und namentlich seinen Vater, den König von Akard, gut gekannt,

dessen Reich in der Nähe von Gorea liegt und von unseren Seeleuten häufig besucht wird.

Damel saß auf einer Matte und stand bei unserer Annäherung auf, uns zu empfangen. Alle Reisenden am Senegal haben von diesem Häuptling erzählen hören, der seines Geistes, seiner Tapferkeit und männlichen Schönheit halber berühmt ist. Der hohe Wuchs, die breiten Schultern, die mächtige Brust, die kleinen Füße und zarten Hände, die dichten lockigen Haare auf dem merkwürdig geformten Scheitel, die großen feurigen Augen, die Adlernase, der kleine Mund, die blendend weißen Zähne, der lange, dichte, auf die Brust herabhängende Bart, die Ebenholzschwärze der Haut, alles vereinigt sich, um den Negerkönig als einen afrikanischen Apollo erscheinen zu lassen.

Stolz in die weiße, noch von dem Blut seiner Feinde geröthete Wolldecke gehüllt, sah er in diesem Augenblick vielleicht schöner und gewaltiger aus, als je zuvor. Als Beherrscher der unzähligen Cayorb-Stämme und als künftiger Erbe des Königreichs Akard kann er in jeder Beziehung als ein sehr mächtiger Fürst bezeichnet werden; dessenungeachtet hat selbst der niedrigste Sklave jederzeit Zutritt zu ihm und darf vertraulich mit ihm sprechen.

Ich grüße euch, redete er uns an; wenn ihr gesund seid, und eure Freunde und Verwandte im Frieden leben, so ist mein Herz von Freude erfüllt.

Wir dankten ihm. Zu unserm Erstaunen bemerkten wir, daß er seines Sieges ungeachtet sehr traurig und schwermüthig war. Wir sind gekommen, sagte der Baron, um dir zu deinem glänzenden Siege Glück zu wünschen.

Schlachten, entgegnete er, sind jederzeit ein großes Unglück, selbst für den Sieger. Ist es denn nicht schmerzlich, Tausende todt am Boden liegen zu sehen, die noch vor wenig Stunden von Kraft und Gesundheit strotzten?

Warum führst du aber Krieg, wenn du so denkst, und was ist die Veranlassung dieser blutigen Schlacht gewesen?

Ihr sollt es erfahren. Es ist Euch bekannt, daß die aus dem Norden zurückgedrängten Mauren in stets wachsender Zahl diesem Lande zuströmen. Die Nachbarkönige nehmen sie in ihre Staaten auf, und ich würde dies gleichfalls aus Mitleid gethan haben; als ich jedoch erkannte,

daß sie feige, träge und hinterlistig sind, daß sie Zwietracht aussäen, um auf Kosten des Volkes, welches sie aufnimmt, leben zu können, verweigerte ich ihnen den Eintritt in mein Reich. Da ergriff sie ein unversöhnlicher Haß gegen mich, und nach zweijährigen Bemühungen gelang es ihnen, den König der Bracks, so wie den König der Yoloffs für sich zu gewinnen. Um Blutvergießen zu vermeiden, zog ich ihnen an der Spitze von 8000 Mann entgegen, die mein Vater, der König von Akard, an einem zur Schlacht günstigen Orte aufgestellt hatte. Ich hoffte, sie würden sich, wenn sie mich mit einer so bedeutenden Streitkraft ankommen sähen, eines Besseren besinnen und Frieden begehren. Meine Krieger murrten jedoch, und als heute meine Nachhut, die von ihnen allzusehr bedrängt wurde, den Kampf eröffnete, war ich gezwungen, mich an demselben zu betheiligen. Das Geschick wollte es so, und nun ist der Boden mit Todten bedeckt. Ich habe tausend, der Feind dagegen dreitausend Mann verloren. Die Bracks und Yoloffs werden jetzt wohl Frieden halten; meine Krieger haben keinen einzigen ihrer Häuptlinge entkommen lassen; mögen ihre Väter sie jetzt beweinen! Die wenigen Mauren, die am Kampfe Theil genommen haben, sind auch sammt und sonders vernichtet. — Das ist die Geschichte dieses unglückseligen Krieges.

Während Damel's Erzählung waren eine Menge Verwundete herbeigetragen und verbunden worden.

Was mich am meisten schmerzt, fuhr der Häuptling fort, ist, daß vielen meiner Krieger die Beine abgeschlagen oder zerschmettert wurden; jetzt bleibt uns nichts übrig, als die Armen völlig todt zu machen.

Warum denn? fragte ich.

Sie werden ja nie mehr gehen können, und darum ist der Tod eine Wohlthat für sie.

Sie können ja hölzerne Beine tragen.

Spotte des Unglücks nicht; du sagst etwas, was unmöglich ist.

Weshalb unmöglich? Kennt man am Senegal den Gebrauch der hölzernen Beine nicht?

Du scherzest; was sollte ein lebender Mensch mit einem hölzernen Beine anfangen können?

Ich werde dir beweisen, daß ich nicht scherze. Befiehl nur, daß man

deine Verwundeten nicht tödte; kann ich sie auch nicht heilen, so hoffe ich doch im Stande zu sein, ihnen hölzerne Beine machen zu können.

Ich machte mich sogleich an die Fabrikation hölzerner Beine; die Hoffnung, nicht nur den Verwundeten Damel's das Leben zu erhalten, sondern auch für die späteste Zukunft der unglücklichen Bevölkerung eines Landes nützen zu können, in welchem eine der einfachsten und doch nützlichsten Erfindungen der Civilisation noch unbekannt war, spornte meine Thätigkeit. Da ich mich von Jugend auf in Drechslerarbeiten geübt hatte, so gelang es mir bald, ein zwar nicht elegantes, aber doch zweckdienliches Bein zu verfertigen, dessen untere Partie ich absichtlich sehr breit machte, damit es nicht in den Sandboden allzutief eindringe. Die Neger besitzen eine wahrhaft affenartige Geschicklichkeit im Nachahmen, und so kam es, daß die mich umgebenden schwarzen Zimmerleute bald im Stande waren, nach dem von mir verfertigten Modell eine hinreichende Anzahl hölzerner Beine herzustellen.

Jetzt ließ ich mich mit den Negern, die das Geschäft der Wundärzte versahen, in ein Gespräch ein. Ich fragte sie: Auf welche Art amputirt ihr denn? Bildet ihr Hautlappen? Unterbindet ihr die Gefäße? Habt ihr gute Werkzeuge zum Durchsägen der Knochen?

Alles das, erwiederten sie, ist bei uns nicht Sitte; wir hauen die Glieder, die entfernt werden sollen, mit einem Säbelhiebe ab und stillen den Blutfluß mit einer Salbe, deren Wirkung nie ausbleibt.

Nun so macht euch an's Werk. Ist die Wunde einmal geheilt, so dürft ihr nur den Schenkel des Amputirten in die Gabel am oberen Ende des hölzernen Beines stecken und er wird gehen können.

Bismillah! wie klug doch die weißen Männer sind! Wir begreifen ganz gut, was du uns gelehrt hast. Mögen Allah und der Prophet dich segnen! Dein Andenken wird unvergänglich unter uns fortleben.

In der Ueberzeugung, die Neger hinlänglich unterrichtet zu haben, setzte ich die Reise mit meinen beiden Gefährten fort.

Die kleine, kaum 30 Lieues betragende Entfernung von Gandiolles nach Gorea wird gewöhnlich zu Wasser zurückgelegt; wir zogen es jedoch vor, unsern Weg am Ufer entlang zu nehmen. In früheren Zeiten begegnete man von Strecke zu Strecke Baracken, die zum Schutze der Reisenden

gegen wilde Thiere errichtet waren; jetzt sind diese Karawanseraien zerstört, und da die Verwaltung keine neuen errichten läßt, so ist man genöthigt, Zelte mit sich zu führen.

Nach einer fünftägigen Reise langten wir in Campeche an, einem Dorfe, das eine reizende Lage in einem Thale voll reicher Vegetation hat. Die Oase wird von den Bewohnern Gorea's zum täglichen Spaziergange benutzt.

Diese Insel, von den Negern Bir genannt, ist ein abschreckend dürrer, schwärzlicher, schroff abfallender, dreißig bis vierzig Metres hoch über das Meer emporragender Felsen. An seiner nördlichen Seite erheben sich amphitheatralisch vor dem Hafen einige schlechte Häuser. Der Aufenthalt auf Gorea ist ungemein traurig; doch soll die Luft gesünder sein, als auf Saint Louis.

Am Landungsplatze kamen wir an zwei elegant gekleideten Mulattinnen vorüber. Wie geht es mit Ihrem Kohle? fragte die Eine.

Der Wind hatte ihn ein wenig ausgetrocknet, er hat sich aber wieder erholt; und Ihre Kresse, gedeiht sie jetzt besser?

Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß Gemüse auf Gorea wie in Saint Louis so selten seien, daß die Damen sie in Töpfchen und Kästchen ziehen, wie man es im nördlichen Europa mit Nelken und Cactusgewächsen thut.

5.

Abreise nach Dagana. — Der Fliegensee.

Nicht lange darauf, nachdem wir zurückgekehrt waren, befanden wir uns wieder auf einer neuen Reise nach Dagana. Am dritten Tage kamen wir an einem auf dem rechten Ufer des Senegal aufgeschlagenen Maurenlager vorüber. In demselben befand sich ein Hirtenvolk, welches eine Gastfreundlichkeit übte, wie die Bibel sie aus den patriarchalischen Zeiten erzählt. Junge Mädchen empfingen uns und brachten Milch zu unserer Erquickung herbei. Greise, die in der Mitte des Lagers beisammen saßen, recitirten den Koran, junge Männer übten sich in ihrer Nähe im Ring-

kampf oder im Pfeilschießen und Werfen der Hassagaien, Säuglinge hingen in Wiegen, die aus Baumrinde gemacht waren, und wurden vom Winde geschaukelt.

Ueber dieses Lager hinaus wurden die Ufer des Senegal dürr und öde. Die Negerdörfer befinden sich alle an der linken Seite des Flusses, die Lager der Mauren werden ausschließlich auf dem rechten Ufer aufgeschlagen; dieser Stamm hält sich übrigens nur fünf bis sechs Monate in dieser Gegend auf, während der Zeit nämlich, in welcher der Fluß die geringste Wassermenge hat. Sobald er aufschwillt, ziehen sie den weitentlegenen Bergen zu; die Reise geht immer unter großen Beschwerlichkeiten vor sich; namentlich werden die Heerden oft unfruchtbar und die Mauren sind dann genöthigt, sich von Früchten, Wurzeln und Gummi zu nähren.

Einige Lieues weiter stromaufwärts ist der sogenannte Fliegensee, wie die Einwohner eine beträchtliche Erweiterung eines Senegal-Armes nennen. In früheren Zeiten war dort ein Hauptstapelplatz für den Sklavenhandel, weshalb die Gegend auch jetzt noch von den Negern verabscheut wird. Als wir daselbst ankamen, erhoben meine Ruderer ein durchdringendes Klagegeschrei und recitirten dann lange Gebete. Als sie damit zu Ende waren, sagte ein Chef zu mir: die Europäer haben hier ihre weiße Haut im Blute schwarzer Menschen roth gefärbt; wir werden uns nicht an dir rächen, denn du bist gut; fürchte aber den Zorn des Allerhöchsten, wenn du nicht hier die Gräuel deiner Landsleute durch ein Opfer zu sühnen suchst.

Ich kaufte nun von einem am Ufer sitzenden maurischen Hirten ein Schaf und gab es meinen Negern Preis, welche das Sühnopfer sehr anständig und ausreichend zu finden schienen.

Am Landungsplatze von Amanco lagen an zwanzig Barken französischer Händler, die hier Glaskorallen und ähnliche Spielereien gegen Goldstaub und Gummi austauschten. Der Landungsplatz bot ein sehr buntes Bild dar; die Franzosen hatten kleine Hütten am Ufer bezogen, auf denen die französische Flagge lustig flatterte. In der Ebene lagerte eine unabsehbare Karawane maurischer Kaufleute, die mehr als 1500 Kameele mit sich führte.

Weiter stromaufwärts liegt der französische Posten Richard Toll. Man

würde freilich keine Ahnung davon haben, daß hier ein Fort sei, wenn nicht zu beiden Seiten des freundlichen weißen Häuschens mit dem rothen Ziegeldache zwei verrostete Kanonen mit ihren Laffeten lägen und besäße die Umfriedigungsmauer nicht einige zerbröckelte Schießscharten.

Einige Negerhütten bilden ein Dorf in der Nähe des Postens; in der Ebene erblickt man die Ruinen ehemaliger europäischer Wohnhäuser. Der Name Richard Toll, „Richards-Garten", stammt von dem berühmten französischen Oekonomen her, der hier eine, seitdem von der Regierung aufgegebene Ackerbaukolonie begründet hatte. Die Gegend ist die reichste, schönste und fruchtbarste am Senegal. Wer aber aus Europa hierher kommt, will nur Gold und verschmäht den Ertrag des Bodens. So ist es denn auch gekommen, daß das Thal, nachdem die Regierung ungeheure Summen auf die Bebauung desselben verausgabt, die aber größtentheils in unrechte Hände geriethen, jetzt wieder ganz vernachlässigt wird, obwohl es alle Erzeugnisse tropischer Zonen im Ueberfluß hervorzubringen vermag.

6.

Dagana. — Der Negerhäuptling Fara.

Dagana ist ein französischer Posten am Senegal, ungefähr 45 Lieues von der Mündung desselben entfernt. Das ganze Fort besteht eigentlich nur aus einer Ziegelsteinmauer, die im Viereck aufgeführt ist, einen Metre stark und sechs Metre hoch sein mag, an jeder der vier Ecken mit einer Kanone armirt ist und an der Flußseite eine Kaserne hat, in welcher sich zwei Compagnien eingeborner Soldaten unter den Befehlen französischer Offiziere befinden. Hinter dem Posten dehnt sich ein großes Negerdorf aus, dessen Bevölkerung über 3000 Einwohner zählt. Ihr Häuptling Fara wohnt in der Mitte des Dorfes und beherrscht die ganze Umgebung, von der er, ein bereits alter Mann, seiner Weisheit und Güte halber sehr verehrt wurde.

Ich stattete ihm einen Besuch ab. Seine Hütte unterscheidet sich

von denen seiner Unterthanen nur durch ihre Größe und durch einen rothen, an einer Stange befestigten, vor derselben im Winde flatternden Wimpel.

Bei meinem Eintritte in die Hütte war Fara eben damit beschäftigt, auf hölzernen Täfelchen etwas zu schreiben. Er empfing mich mit großem Ceremoniell und ließ mich nach dem Austausch der ersten Höflichkeiten auf eine Matte niedersetzen, die den schönsten Theil seines Hausraths ausmachte. Ein schlechter hölzerner Koffer, welcher neben ihm stand, mochte ohne Zweifel die fürstlichen Schätze enthalten. An den Wänden hingen Waffen, Gewänder, Sandalen und Talismane. Da ich es in dem dichten Rauche, der die Hütte erfüllte, nicht lange auszuhalten vermochte, so ließen wir uns vor derselben auf dem sandigen Boden im Schatten der Bäume nieder, wo jedoch unser mit vieler Lebhaftigkeit geführtes Gespräch durch das Herannahen einer großen Anzahl lustiger Negermädchen unterbrochen wurde.

Fara sagte mir, daß nun Haisata, seine Tochter, mit ihren Sklavinnen vom Spaziergange zurückgekommen sei, und bald bemerkte ich auch die junge Häuptlingstochter inmitten ihres Gefolges. Meine Anwesenheit schien sie sehr einzuschüchtern; sie begrüßte mich auf das Geheiß ihres Vaters sehr freundlich, zog sich dann aber sogleich in ihre Hütte zurück.

Nachdem sie sich entfernt hatte, sagte Fara: Von acht Kindern ist dies das einzige, das mir der Krieg gelassen hat; alle andern sind in der Schlacht umgekommen oder zu Gefangenen gemacht worden. Auch Haisata besitze ich nur wie durch ein Wunder, da sie sich den größten Gefahren Preis gegeben hat. Wenige Schritte von hier hat einmal ein blutiges Gefecht stattgefunden, bei welchem sie sich, um mir beizustehen, in das dichteste Gewühl stürzte. Sie trotzte tausendfachem Tode, und sie war es, der wir den Sieg verdankten, denn mit ihrer schwachen Hand tödtete sie den Anführer der Feinde, die in ihrer Bestürzung sofort die Flucht ergriffen. Ich selbst hatte eben gegen diesen Führer Mann gegen Mann gekämpft; er war aber jung und stark und würde mich wahrscheinlich besiegt haben, hätte sie nicht, bevor er ihrer nur ansichtig wurde, ihn mit ihrer Lanze durchbohrt und todt zu meinen Füßen niedergestreckt. Seitdem haben wir Ruhe vor unsern Feinden und erfreuen uns des Schutzes, den der Himmel sendet. Möge der große Geist auch dich auf deinen Reisen leiten und

überwachen, das wünsche ich dir, junger Weißer, vom Grunde meines Herzens.

Später wurde mir öfter Gelegenheit, die junge Häuptlingstochter zu sehen. Sie war jung, hübsch, zart gebaut, voll jugendlichen Muthwillens und in ihrer ganzen Erscheinung des errungenen Sieges vollkommen würdig. Als eine wahre Amazone that sie es im Schwimmen, Reiten und dem Gebrauche der Waffen allen ihren Gespielinnen und Sklavinnen weit zuvor. Trotz ihrer unaufhörlichen, oft sehr empfindlichen Neckereien wurde sie von ihnen angebetet, da sie sie andererseits auch mit großer Liebe behandelte.

Ich begleitete sie öfter auf Jagdzügen; aber trotz der Ueberlegenheit der europäischen Waffen erlegte sie jedesmals mehr Wild als ich. Fehlte ich einmal ein Rebhuhn oder eine Gazelle, so streckte sie gewiß das Thier im nächsten Augenblicke mit ihrer Hassagaie oder ihrem Pfeile todt zu Boden. Hyänen, Panther, Tiger konnten ihr keinen Schreck einjagen, und als sie sich einmal der Höhle einer Tigerin zu sehr näherte und — wenn ich nicht durch einen glücklichen Schuß die Bestie erlegt hätte — ein Opfer ihre Tollkühnheit geworden wäre, nahm ich mir die Freiheit, sie ernsthaft auszuschelten. Lachend versöhnte sie mich, indem sie das Junge der Tigerin haschte und es mir zum Geschenk machte.

7.

Einladung zum Könige der Braknas. — Illumination. — Löwenjagd.

Ich war im Begriff, Dagana zu verlassen, als Amedu, der König der Braknas, drei Gesandte an mich schickte und mich einladen ließ, einige Tage an seinem Hofe zuzubringen. Die Sendboten Sr. Majestät hatten schöne Pferde von der Ludamar-Race mitgebracht, und wir setzten sie gleich in Galopp, den Staub der Wüste unter uns emporwirbelnd.

Das Feldlager Amedu's war in einiger Entfernung aufgeschlagen, und nachdem wir lange Zeit über Steppen und trockenen Sandboden geritten waren, führte uns unser Weg durch ein Dorf, in welchem eben ein Neger

gestorben war. Man hatte ihn auf eine Matte vor seiner Hütte gelegt, und seine Verwandte und Freunde erwiesen ihm die letzte Ehre; sie hatten alle seine Reichthümer um den Körper herum ausgebreitet, und im Vorübergehen hörte ich, wie sie zu ihm sagten: „Warum bist du gestorben? Warum willst du uns verlassen? Lieben wir dich nicht von ganzem Herzen? Verehren dich nicht deine Kinder? Wozu schon zum Himmel emporsteigen? Dir fehlt ja nichts auf der Erde; du trägst deine goldenen Armbänder; auf deinen Feldern steht die Hirse in schönster Blüthe und auf dem Dache deiner Hütte hast du noch drei Schichten getrockneter Fische vorräthig." Die Schnelligkeit unseres Rittes verhinderte mich, die Fortsetzung dieser seltsamen Leichenrede anzuhören.

Weiterhin, am Anfange eines Waldes, trafen wir auf einen Griotten, der einen todten Freund auf seinen Schultern forttrug, während er folgende Worte an ihn richtete: „Bruder, dein Geist mag ohne Furcht zum Himmel aufsteigen; ich bringe jetzt deinen Körper nach einem hohlen Baume, den ich so gut wie für mich selbst ausgewählt habe; dieser Ruheplatz wird für die Zähne des Panthers zu hoch sein, dein Haar wird dort niemals naß werden, deine Zither, deine Flöte und deine auf Holztafeln geschriebenen Lieder will ich dir um den Hals hängen. Dann werde ich mich täglich unter den großen Tamarindenbaum begeben, wo wir unsere Gesänge so oft zusammen ertönen ließen; fünf Rauchwolken aus unserer Friedenspfeife lasse ich für dich zur Sonne aufsteigen und preise die Größe des Herrn der Seelen, damit er dich mit Wohlwollen empfange."

Bald verhallte die Stimme des Griotten in der Ferne, so daß ich nur noch undeutlich seine Worte vernahm. Im Fluge trugen uns unsere kräftigen Renner bis an das Ufer des Senegal. Der Fluß ist breit und tief; wir mußten jedoch hindurch. Ich machte es wie meine afrikanischen Gefährten, entledigte mich meiner Kleider, die ich an der Mähne zwischen den Ohren meines gelehrigen Pferdes befestigte, ließ mir einen Mahomedgürtel zum Schutz gegen Krokodile und Wasserschlangen umlegen, wickelte mir den buschigen Schwanz meines Rosses um die Hände und ließ dasselbe dann in's Wasser springen und mich so durch die Strömung nachziehen.

Unsere Pferde mußten lange Zeit schwimmen; sie ächzten vor Ermüdung, erreichten aber endlich doch den Ufergrund; wir sprangen wieder in

den Sattel und verfolgten unseren Weg durch die Steppen, die ganz naheliegenden Baracken des Handelsplatzes der Braknas zur Linken lassend.

Kurze Zeit nachher langten wir im Lager des Fürsten Amedu an. Auf den verschlungenen Händen dreier Sclaven sitzend, wurde ich vor den König gebracht.

Kaum vermag ich meine Empfindungen bei dem Anblick, der sich mir darbot, zu schildern? Ich glaubte mich auf den Schauplatz eines Feenmärchens versetzt. Es war Mitternacht. Amedu hatte sein Zelt auf dem Gipfel eines Sandhügels aufschlagen lassen, und während Se. Majestät zum Zeichen aufrichtiger Freundschaft mir noch rauchendes Fleisch von einem gebratenen Hunde darbot, leuchtete der Himmel über uns wie ein blauer Atlasgrund, mit Myriaden blendender Sterne, und der Mond, die sanfte Königin der Nacht, erglänzte in einer prächtigen Strahlenkrone! Könnte wohl der stolzeste Palast sich einer prachtvolleren Beleuchtung rühmen? Diesem Werke Gottes fügte der Monarch das seinige hinzu; er hatte eine große Anzahl entwurzelter Bäume um den Hügel aufschichten und anzünden lassen. Dieser ungeheure Scheiterhaufen, eine brennende Krone zu unseren Füßen bildend, hatte eine Schaar von Menschen herbeigelockt, deren nackte Körper bei den hohen flackernden Flammen sich gleich Schatten hin- und herbewegten. Prasselnd stiegen die Funken als glänzende Garben in die Höhe und erloschen in dem azurnen Himmelsgewölbe, während die Echo's von allen Seiten das Geheul der wilden Thiere wiederholten. Es war ein wundervolles Schauspiel.

Der köstliche, in unseren Kürbisflaschen funkelnde Palmwein erhitzte nach kurzer Zeit den Kopf des Königs. Er tanzte und lachte laut auf, während die Griotten ihm Loblieder sangen, denn Amedu war ein großer Fürst, jung und schön, voller Geist und Kraft, außerordentlich geschickt im Schleudern der Hassagaie und gewohnt, seine wildesten Pferde selbst zu bändigen.

Amedu hatte die Herrschaft nach dem Tode seines älteren Bruders überkommen, der in tragischer und sehr ungewöhnlicher Weise geendet hatte. Seine Neger hatten unter den Trümmern eines an der Küste gestrandeten Schiffes einen Vorrath berauschender Getränke gefunden. Unter diesen war auch ein Fläschchen, das sie seiner besonderen Form und seines eigenthüm-

lichen Geruches halber ihrem Häuptling bringen zu müssen glaubten. Der Unglückliche leerte es mit einem Zuge und stürzte todt zu Boden. Er hatte Blausäure getrunken!

Das Volk, glücklich über die gute Laune des Monarchen, stieß lautes Freudengeschrei aus und tanzte, in die Hände klatschend, am Fuße des Hügels.

Nach diesem vier oder fünf Stunden dauernden Feste, als die Gluth des riesigen Scheiterhaufens herabgebrannt war, schlief jeder auf seinem Platze ein, denn in heißen Klimaten dient der Sand statt der Matratzen, und die warme Atmosphäre bringt die Wirkung der Eiderdaunen hervor.

Am folgenden Tage meldete man dem Könige, daß während der Nacht wilde Thiere die Heerden in Schrecken gesetzt und die Schäfer so eben einen Löwen — die Yoloffs nennen ihn Goun'dey, was einen starken Mann oder Landesherrn bedeutet — in vereinzeltem Buschwerk entdeckt hätten, woselbst er sehr leicht zu überrumpeln sei.

Das ist eine gute Gelegenheit für dich, Toubab — dies ist der Name für einen Weißen — du kannst das Fell deinem Vater mitbringen, sagte der Monarch zu mir. Er ordnete sogleich die Vorbereitungen zur Jagd an. Sämmtliche für die Expedition bestimmte Sklaven eilten, sich mit ihren heiligen Grigis zu umgürten und von ihren Frauen Abschied zu nehmen. Als sie das Lager verließen, verrichteten sie knieend und mit der Stirn auf ihre schweren Keulen gestützt ihr Gebet; nachdem auch der Monarch den Propheten angerufen hatte, brach man auf.

Amedu wollte mich bewaffnen lassen, damit ich am Kampfe theilnehmen könnte; ich schlug jedoch diese Ehrenbezeugung aus und begnügte mich damit, auf einen Baum zu steigen, dessen Wurzeln ich zuvor einer Prüfung unterzogen hatte. Dieser Platz gewährte mir den doppelten Vortheil, außer jeder Gefahr zu sein und diese merkwürdige Jagd vollständig übersehen zu können.

Nachdem die ungefähr dreihundert Mann starken Jäger vor der Höhle des Löwen angekommen waren, theilten sie sich in zwei Colonnen, welche sich rund um das Gebüsch, in dem das Thier ruhte, in einen etwa funfzig Meter weiten Kreis aufstellten. Nun bewegten sich die Reihen vorwärts, so daß nach Verlauf einiger Minuten der das Lager des Löwen

stets im Mittelpunkt behaltende Kreis nicht mehr als fünf bis sechs Meter im Durchmesser hatte und von etwa zwanzig Reihen Männern gebildet war, die sämmtlich, theils mit Hassagaien, theils mit Keulen bewaffnet, schlagfertig dastanden. Das bis dahin beobachtete Stillschweigen wich jetzt lautem Geschrei. Der Löwe kam dessenungeachtet nicht zum Vorschein, sondern sprang erst von seinem Lager auf, als ein Jäger seine Hassagaie in das Gebüsch schleuderte. Seine erste Bewegung war ein Versuch, den lebendigen Wall der Jäger zu überspringen, er wurde jedoch unsanft zurückgestoßen, und nach einem blutigen Kampfe setzte sich der Löwe in der Mitte des Kreises nieder, wie um einen Augenblick auszuruhen. Die Jäger begannen nun ihr Hassagaien nach ihm zu schleudern, die ihm wie Pfeile die Weichen zerrissen. Jedesmal, wenn der Löwe sich verwundet fühlte, stieß er ein dumpfes Gebrüll aus, ohne zum Angriff überzugehen, bis endlich ein Wurfspieß ihn zwischen den Schultern traf und tief in's Fleisch eindrang. Vor Schmerz und Wuth außer sich, ließ er nun ein anhaltendes Gebrüll ertönen, und nichts schien ihm mehr Widerstand leisten zu können. Er sprang auf die Jäger zu, und wen er erreichte, der wurde zu Boden geworfen und zerfleischt. Man drängte sich nach der Stelle, wo er eine blutige Lücke machte. Die Männer schrieen, der Löwe brüllte dumpf; kurze Zeit blieb der Kampf unentschieden; dann endlich streckte den Löwen ein Keulenschlag zu Boden, und die Jäger tödteten ihn vollends, wobei sie Siegeslieder anstimmten.

Ich eilte, die Kämpfer zu beglückwünschen; doch war der Triumph sehr theuer erkauft, denn mehr als funfzig Menschen hatten das Leben verloren und eine große Anzahl war schwer verwundet. Ueber diesen Punkt unterdrückte ich selbst die geringste Bemerkung, weil ich mir dadurch die Feindschaft des Königs, der das Leben eines Sclaven nicht höher, als das einer Mücke achtet, zugezogen hätte.

Nach unserer Rückkehr zum Lager erhoben die Angehörigen der umgekommenen Jäger ein lautes Wehklagen, doch Amedu befahl zu schweigen, und man gehorchte.

8.

Ueberschwemmung. — Gattes-Garten. — Angriff der Eingebornen. — Französischer Posten zu Galam. — Katarakte des Senegal. — Rückkehr nach Saint-Louis.

Als ich nach Dagana zurückgekehrt war, sollte mir bald die Gelegenheit zu Theil werden, einige jener Ueberschwemmungen zu beobachten, die während des Sommer-Solstiziums das ganze 10 Stunden breite Thal in einen unabsehbaren See verwandeln, aus welchem nur an einzelnen Stellen die höher liegenden Negerhütten und die Spitzen der Bäume hervorragen.

Bei diesen Ueberschwemmungen gehen regelmäßig sehr viele Thiere zu Grunde, namentlich die Jungen derjenigen, die in unterirdischen Bauen leben; die größeren und stärkeren, die im Stande sind, den Wellen Widerstand zu leisten, kommen rudelweise an die Posten heran. Tiger, Hyänen, Wildschweine, Gazellen schwimmen bunt durcheinander um die Mauern und stoßen ein entsetzliches Geheul aus. Dabei sind sie meist von Angst und Furcht so sehr ergriffen, daß sie den Negern, die sich in ihren kleinen Nachen in ihre Mitte wagen und sie mit Beilhieben tödten, keinen Widerstand entgegensetzen. Um diese Zeit wird die Luft von unaufhörlichen Donnerschlägen durchtönt, von Blitzen durchzuckt, und der Sturmwind wühlt die Wässer in hohen Wellen auf.

Meine Dienstpflicht legte mir während der Ueberschwemmung die Nothwendigkeit öfterer Reisen zwischen Dagana und Richard-Toll auf; eine solche Fahrt hätte mir einmal beinahe das Leben gekostet. Ich befand mich mit sechs Ruderern in einem Kahn. Seit zwei Tagen waren uns alle Lebensmittel ausgegangen. Eine Zeit lang hatten die Neger Mahomed angerufen, er möge ihnen Hülfe senden. Als aber diese Hülfe bei Einbruch der Nacht noch immer ausblieb, zogen die Wilden ihre Messer, und nicht lange, so machte ein Messerstoß dem Leben eines Negers ein Ende. Schon wollten die Uebrigen, von rasendem Heißhunger getrieben, den Ermordeten verzehren, als aus der Ferne seltsame Töne vernehmbar wurden. Die Neger horchten; plötzlich riefen sie aus: Allah — Toll! Allah — Toll!

Allah — Toll bedeutet Gottes Garten; die Neger bezeichneten mit diesem Ausdruck eines jener Inselchen, auf welche die von der Ueberschwemmung überraschten Thiere sich retten. Bald legte unser Nachen an einem solchen Inselchen an. Raubthiere kämpften dort mit einander um die Reste der von ihnen zerrissenen Pflanzenfresser. Ungeheure Eber vertheidigten sich gegen die Angriffe der nach ihrem Blute dürstenden Panther und Hyänen. In den Gräsern wimmelte es von Reptilien aller Art. Eine Gazelle, die von Tigern verfolgt wurde, rettete sich in unsern Nachen, aus dem die Neger, den Dolch zwischen den Zähnen, an's Land sprangen, nachdem sie vorher die Barke, meiner Sicherheit halber, vom Ufer abgestoßen hatten.

Die Neger hatten es zuerst auf die Raubthiere abgesehen, die zu meinem großen Erstaunen die Flucht vor ihnen ergriffen. Als die heißhungrigen Wilden Herren des Terrains waren, verschlangen sie große Stücke blutenden Fleisches und schliefen dann an der Stelle ein, wo sie die gräuliche Mahlzeit zu sich genommen hatten, ohne weiter an mich zu denken. Raubthiere schwammen die ganze Nacht über rings um meine Barke, sie witterten den Leichengeruch in derselben und ich war genöthigt, sie mit Säbelhieben mir vom Leibe zu halten.

Am nächsten Morgen erinnerten sich die Neger endlich meiner und holten mich auf die Insel, wo ich mich nun ebenfalls an einem Stück gebratenen Gazellenfleisches erquicken konnte. Hierauf füllten die Neger die Barke mit Fleischstücken, begruben den ermordeten Gefährten und pflanzten ihm eine Leiter auf's Grab, damit, wie sie sagten, sein Geist zum Himmel emporsteigen könne.

Ich wollte schon wieder nach Saint-Louis zurückkehren, als mir eine schwarze Rauchwolke, die in der Ferne sichtbar wurde und allmälig immer näher kam, die Ankunft des Dampfers anzeigte, der rasch stromaufwärts nach Galam fuhr. Ich beeilte mich, diese günstige Gelegenheit zu benutzen. Die am Ufer stehenden Neger wußten sich vor Erstaunen gar nicht zu lassen und sprangen wie wahnsinnig umher, als das Schiff, welches angehalten hatte, um mich aufzunehmen, sich wieder schnaubend und Wolken von Dampf ausstoßend in Bewegung setzte. Die Neger wagten es nicht den Dampfer zu betreten, dessen Bewegung sie einem bösen Dämon zuschrieben.

Zehn Stunden stromaufwärts von Dagana werden die Ufer des Flusses einsam und öde, in der Ferne bedecken dichte Wälder das Land. Der Kapitän erging sich eben in Mittheilungen ganz entsetzlicher Abenteuer, die er bei der alljährlichen Fahrt auf diesen Gewässern erlebt haben wollte, als wir plötzlich eine Horde Eingeborner am Ufer kauern sahen. Als der Dampfer an ihnen vorüber kam, schossen sie ihre Pfeile auf uns ab, die aber, der allzugroßen Entfernung halber, nicht bis zu uns gelangten.

Später kamen wir an eine Stelle, wo das Schiff an einem Felsen vorbei mußte, der sich weit über den Strom hinauswölbte. Andere Eingeborne erwarteten uns auf seiner Höhe, um schwere Granitblöcke auf uns herabfallen zu lassen. Nur wie durch ein Wunder gelang es uns unversehrt aus dem Engpaß zu entkommen. Wir schossen dafür ihr Dorf mit Kanonenkugeln in Trümmern. Auch unsere Kartätschen gaben ihnen eine derbe Zurechtweisung, vor deren Fortsetzung sie landeinwärts in die Wälder flüchteten.

Wir kamen aber auch wieder mit friedlicheren Hirtenvölkern zusammen, die uns für Tabak und Salz — ein seltener und leckerer Fund für sie — reichliche Vorräthe von frischer Büffel- und Kameelmilch brachten.

Als wir uns Galam näherten, sahen wir gewaltige Flußpferde, die sich im Schlamme wälzten, und Krokodille, die theils im Ufersande schliefen, theils sich auf dem Rücken liegend mit dem Strome treiben ließen.

Galam oder Backel ist ein französischer Posten am Senegal, ungefähr 150 Lieues von der Mündung des Stromes entfernt. Europäer ertragen das Klima durchaus nicht. Der französische Dampfer begiebt sich alljährlich nur einmal dahin, und obwohl die Reise so schnell als möglich zurückgelegt wird, so kostet sie doch gewöhnlich das Leben einiger Franzosen.

Die Beamten in Galam sind daher eingeborene Mulatten und die Soldaten Neger, die mit ihren Familien daselbst leben. Interessant ist dort nichts, als der große Sklavenmarkt, wo sich sowohl die Häuptlinge der Negerstämme als die Kaufleute aus Saint Louis mit der ihnen nöthigen Waare versorgen. Diejenigen Sklaven, welche die französische Regierung kauft, werden vierzehn Jahre hindurch als Soldaten oder Arbeiter verwendet und dann in Freiheit gesetzt. Auf dem Markte geht es übrigens ganz so wie auf einem Viehmarkte zu, und die Brutalität, mit der

hier Menschen behandelt werden, führt oft die herzzerreißendsten Scenen herbei.

Das Dampfschiff mußte mehrere Tage in Galam zubringen. Ich beschloß diese Zeit zu einem Ausfluge bis an den Ursprung des Senegals zu benutzen. Einige Freunde schlossen sich mir an und ein alter Neger, Namens Moktard, erbot sich zum Führer.

Eine Tagereise lang fließt der Strom oberhalb Galams in einer unermeßlichen Ebene zwischen Schilf und Wald; dann aber ändert sich der Anblick des Landes plötzlich. Hohe Berge thürmen sich an den Ufern empor. Der Fluß hat mehrere Fälle. Oberhalb jeder Kaskade mußte unsere Barke aus dem Wasser gehoben und am Ufer bis nach dem nächsten höher liegenden Bassin auf den Schultern getragen werden. Wir hatten dieses schwierige Manöver schon mehrere Male wiederholt, als wir an dem sogenannten Felow-Falle ankamen, bei dem wir unsägliche Mühsale zu überwinden hatten, da die Barke über einen Berg transportirt werden mußte. Wo das Terrain es erlaubte, trugen die Neger sie auf ihren Schultern; öfter aber mußten sie aus Lianen Seile winden und die Barke damit an fast senkrecht abfallenden Felswänden emporhissen.

Der noch höher liegende Govinfall, den die Neger Bodenfall nennen, ist eines der interessantesten Naturwunder. Der Hügel, von dessen Höhe der Fluß herabstürzt, gleicht dem Kopf eines phantastischen Ungeheuers, das den Rachen weit aufsperrt und funfzehn Zungen herausstreckt. Raubvögel schwebten über den Klüften des Berges, in dessen Spalten hin und wieder Luchse und Panther auf der Lauer lagen. Als ich näher hinsah, bemerkte ich mehrere Knochenüberreste, die an den Lianen befestigt waren, welche die Felswände umkleideten. Der alte Moktard sagte mir, es seien dies die Reste mehrerer an diesem Orte umgekommenen Europäer. Unter einem Skelett waren Schriftzüge in den Felsen gezeichnet; ich glaubte den Namen des berühmten Mungo Park entziffern zu können.

Während ich diese Reste sorgfältig untersuchte, brachte mir der alte Moktard den federartig zugespitzten Zweig einer mir unbekannten Pflanze. Schreibe, sagte er, deinen Namen auf die Felsenwand, damit ich ihn deinen Landsleuten zeigen kann, die etwa nach dir diese Gegenden besuchen werden.

Ich kam seinem Wunsche nach und konnte dabei ein deutliches Aufbrausen des Kalksteins bemerken, ein Beweis, daß der Saft der Pflanze eine sehr starke Säure war.

Drei Katarakte hatten wir bereits glücklich hinter uns und eben wollten wir uns anschicken, an's Ufer zu gehen, um so über einen vierten Wasserfall hinweg zu kommen, als der Nachen plötzlich von einer Stromschnelle gefaßt und trotz unserer verzweifelten Anstrengungen mitfortgerissen wurde. Die Gefahr war groß; wir sprangen sämmtlich über Bord und gelangten mit Hülfe unserer Neger unversehrt an's Ufer; unsere Barke aber, die alle unsere Vorräthe enthielt, zerschellte am Ufer.

Der Unfall hatte uns inmitten eines von reißenden Thieren wimmelnden Urwaldes betroffen, und wir hätten verzweifeln müssen, wenn nicht der alte Moktard uns ermuthigt und Rettung verheißen hätte. Trübselig setzten wir unsere Wanderung fort und gelangten mit Einbruch der Dunkelheit zu großen Bäumen, unter denen wir die Nacht über zu verweilen beschlossen. Ein Neger rieb zwei Stücke dürren Holzes an einander und machte Feuer. Er zündete sodann den Zweig eines Gummibaumes an, um sich desselben wie einer Fackel zu bedienen. Als er nun den Baum näher untersuchte, unter den wir uns gelegt hatten, rief er laut aus: Entfernt euch von hier, der Baum ist der Wohnsitz einer Seele!

Erschrocken fuhr ich in die Höhe und bemerkte nun erst, daß oberhalb meines Kopfes in der Höhlung des Baobabbaumes ein Leichnam befestigt war; neben demselben hingen eine Lanze, eine Flöte, ein Gürtel und ein Talisman.

Berühre nichts von dem allen, sagte der die Fackel haltende Neger; die Reste des Todten und sein Eigenthum sind heilig.

Wir lagerten unter einem andern Baume und zündeten große Wachtfeuer an, um die Raubthiere fern zu halten, deren schauerliches Brüllen und Heulen die ganze Nacht hindurch währte. Sie kamen bis nahe an die Feuer heran, und auch gigantische Reptilien schossen oft pfeilschnell an uns vorüber.

Schon am nächstfolgenden Tage erlag einer meiner Gefährten den Mühseligkeiten der Reise. Wir gruben ihm ein Grab im Wüstensande,

und die Neger wickelten den Leib in giftige Blätter, um ihn vor gefräßigen Insekten zu sichern.

Am dritten Tage unserer Wanderung wurde auch ich von meinen Kräften im Stiche gelassen, und schon glaubte ich das Schicksal meines unglücklichen Gefährten theilen zu müssen, als das ferne Brüllen einer Rinderheerde an mein Ohr schlug. Nie hat mir eine Musik schöner geklungen.

Wir waren auf den Weideplatz eines Maurenstammes gelangt. Wenige Tage der Ruhe stellten unsere Kräfte wieder her. Die Kameele dieser Nomaden brachten uns sodann nach Galam zurück, von wo wir am Bord des Dampfers nach Saint-Louis zurückkehrten.

II.

Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von Groß-Bassam.

Die französische Faktorei von Groß-Bassam an der Westküste Afrika's liegt auf dem linken Ufer des gleichnamigen Flusses, zunächst der Mündung desselben in's Meer, auf einem sandigen Vorgebirge. In der Nähe der Faktorei fließt ein kleiner Marigot (so nennt man in Afrika eine Art natürlichen Kanals mit fließendem Wasser, ohne merkbaren Fall), der Austern-Marigot genannt, welcher ungefähr 9 Meilen lang ist, und in welchem sich zahllose Fischereien befinden, die Eigenthum der Bewohner von Groß-Bassam sind. Nach der Vorderseite der Faktorei zu bildet der Fluß eine ziemlich große Insel, welche den Namen Ile-Bouët erhalten hat und an deren äußerstem Ende am linken Ufer Groß-Bassam erbaut ist. Dieses Dorf ist in drei Abtheilungen eingetheilt, deren jede unter einem besondern Häuptlinge steht. Der mittlere Theil gehört dem Könige Peters; über den Osten gebietet Waka und im Westen befehligt Jack. Obgleich nur dem Namen nach erstreckt sich die Machtvollkommenheit Peters im Osten

bis Jack-Jack und im Westen bis Half-Bassam, welche ganze Uferseite ihm zugehört.

Die Bewohner von Groß-Bassam sind hinterlistig, räuberisch, falsch und habsüchtig, und noch vor Kurzem war Groß-Bassam für alle die, welche Tauschhandel treiben, einer der gefürchtesten Orte. Faul bis zum Uebermaß besitzen die Eingebornen dieses Landes nur sehr wenig Yampflanzungen, und ihr Vorrath an Bananen würde kaum für ihren Unterhalt ausreichen, wenn sie ihn nicht durch Lieferungen aus Abra und Balon vermehrten.

Ihre vorzüglichsten Erwerbs- und Hülfsquellen liefern die Fischereien, die man dort in großer Anzahl findet, auch steht die Fischerei bei ihnen in großem Ansehen. Das einzige Dorf Groß-Bassam besitzt allein 300 Piroguen, welche von den Bassamanen mit vieler Geschicklichkeit gehandhabt werden. Als tüchtige Schwimmer helfen sie sich, wenn ihre Fahrzeuge an verborgenen Klippen zu scheitern drohen, ehe sie an's Ufer gelangen, dadurch, daß sie dieselben entladen, sie über das Hinderniß hinwegstoßen und sich dann wieder einschiffen.

Die Männer sind wohlgebaut und hoch gewachsen; ihre gewöhnliche Hautfarbe ist ein schönes, nur in einzelnen Farben in's Kupferfarbige überspielendes Schwarz, ihre Nasen sind abgeplattet und ihre Züge stark ausgeprägt, aber ihre Zähne, die sie dadurch erhalten, daß sie sie wie die Schwarzen am Senegal mit Stücken einer Art von Akazienholz reiben, sind sehr schön; die Frauen dagegen sind zwar gut gebaut, doch im Uebrigen sehr häßlich. Die Kleidung der Männer besteht in einem Schurze, den sie entweder um den Leib befestigen oder über die Schulter werfen; das Haar tragen sie sehr lang, aber meist geschmackvoll geordnet und durch einen dreizahnigen, sehr gut geschnitzten Kamm gehalten.

Verheirathete Männer lassen diesen Haarputz durch ihre Frauen ordnen, von den Unverheiratheten frisirt Einer den Andern. In ihrem Gürtel tragen die Männer gewöhnlich in kupfernen Scheiden mehrere Messer und einen geraden sehr breiten Säbel mit einer rothen Muschel geschmückt. Auch die Frauen tragen Schurze. Nachdem sie ihre Hüften mit dem einen umgürtet haben, nehmen sie seine Enden zwischen die Beine und bilden aus diesen Enden einen bis an die Nieren gehenden Wulst; über den ersten

ziehen sie einen zweiten Schurz, der sie vom Gürtel bis zu den Füßen bedeckt. Auf den durch diesen Wulst entstehenden Vorsprung setzen sie ihre Kinder, und je hervorragender derselbe ist, desto mehr ist man überzeugt, daß die Frau viele Schurze habe und folglich reich sei. Ihren Haaren widmen sie ebenfalls große Aufmerksamkeit; sie flechten dieselben in unzählige kleine Häubchen, ungefähr in der Art, wie man sie bei gehaubten Vögeln sieht, was aber einen sehr widerlichen Eindruck macht. Ihr höchster Luxus besteht in Glasschmuck aller Art, vor Allem aber in Mosaiken, welche sie um Hals und Arme tragen; um die Füße tragen sie sehr schwerfällig und grob gearbeitete Ringe.

Sobald sie in den Kampf gehen, ziehen diese Völker sich ganz nackt aus und bemalen den Körper mit rother und weißer Farbe; ihre Waffen bestehen in Flinte und Säbel. Gewöhnlich halten sie täglich zwei Mahlzeiten, die erste gegen 1 Uhr Morgens, die andere zwischen 5 und 6 Uhr Abends; ihre hauptsächlichste Nahrung besteht in Bananen, Yam und Maniokmehl, das Lieblingsgericht sind Fische; aus Yam, welchen sie stoßen, bereiten sie eine Art von Pastete, Futu-Futu genannt; zuweilen mischen sie auch Fisch darunter, den sie zerquetschen, sobald er geräuchert ist, auch thun sie Palmöl hinzu und eine solche Menge Pfeffer, wie ich kaum in meinem Leben gegessen habe. Dieses abscheuliche Gemisch nennen sie Atua; essen sie wenig davon, so genießen sie zur Ausgleichung eine ungeheure Menge geistiger Getränke, besonders Palmwein.

Die allgemeine Religion ist der gröbste Fetischismus; ihrer Ansicht nach ist der Fetisch ein böser Geist, gnädig oder zornig, je nachdem man ihm opfert. Jede Hütte hat ihre Fetische, denen man Hühner, Tabak oder Yam darbringt, auch werden verschiedene Thiere oder Pflanzen, wie Papageien, Krokodille, Eidechsen, der Maganillabaum und andere Giftpflanzen ebenfalls für Fetische gehalten. Ueberhaupt sind in diesem Lande, wo das Ansehen der Häuptlinge nur dem Namen nach existirt, Aberglaube und Furcht am geeignetsten, zweckmäßigere Einrichtungen zur Geltung zu bringen.

Nur Zauberer haben das Recht, sich von Milch zu nähren, indem man glaubt, daß es sowohl dem Thiere, wie auch demjenigen, welcher wagen würde, für Andere zu melken, Unglück bringe. Das Fleisch des

Schweines, des Bockes und des Hundes, ebenso wie gewisse Gattungen von Fischen, sind den Groß-Bassamanen heilig und sie fürchten, sterben zu müssen, sobald sie davon essen, was auch sehr leicht geschehen könnte, denn die Fetischeros oder Zauberer würden einen solchen unberufenen Fleischesser ohne Zweifel vergiften. Den Bewohnern von Ebrie und Assinie gilt dagegen das Hundefleisch als ein großer Leckerbissen.

Während zweier Tage auf drei ist das Fischen bei Strafe, von Krokodillen verschlungen zu werden, untersagt; ebenso darf Niemand den Yam anrühren, bevor nicht der Häuptling davon gegessen hat, was stets unter großer Feierlichkeit nach vollbrachter Ernte geschieht. Vorzugsweise heilig ist die weiße Henne; überhaupt herrscht allgemein der Glaube, daß, wer den Kopf eines Geflügels ißt, die Fähigkeit zu weinen verliert. Aber, gesegnet sei diese heilsame Furcht vor den Fetischen, denn sobald Jemand seine Hütte verläßt, braucht er nur ein Stück Holz oder die Statue eines Fetischen vor die Thüre zu setzen und Niemand wird es wagen, die Schwelle zu überschreiten, um in einer Hütte zu stehlen, aus Furcht, auf der Stelle getödtet zu werden. Will man einen Dieb entdecken, so setzt man mitten in die Straße, so daß es jeder Vorübergehende überschreiten muß, ein Stück Fetischholz, und selten wird der Schuldige es wagen, darüber hinweg zu schreiten.

Alle Häuser sind mit Fetischen fast überfüllt, die durch unförmige rothbemalte Klötze, durch Scherben zerbrochener Töpferwaaren, durch grobgeschnitzte hölzerne Statuen oder dergleichen vertreten werden und die man auch in besonderen sogenannten Fetischhütten ansammelt, zu denen die Bewohner von Zeit zu Zeit wallfahrten, um ihre Opfer darzubringen.

Jede Woche hat ihren Fetischtag, an welchem man weder essen, noch trinken, noch den Fluß befahren darf, und wo man sich lediglich nur damit beschäftigt, das Gesicht wie den ganzen Körper weiß und gelb zu bemalen und kleine Stücken Holz so auf denselben anzubringen, daß Eindrücke zurückbleiben.

Alljährlich wird in Groß-Bassam ein Fest gefeiert, welches mehrere Tage dauert und im Laufe des Monats Januar stattfindet. Ich lasse hier die Einzelnheiten dieses Festes, dem ich selbst beigewohnt habe, folgen.

Es war am 10. Januar 1851 Morgens, als Peters, der König von

Groß-Bassam, einen seiner Leute sandte, um die Offiziere des französischen Forts einzuladen, dem Tanze der Frauen des Dorfes beizuwohnen. Um ihn recht hoch zu ehren, gingen wir Alle in großer Galla an Bord des Dampfschiffes Guetn'dar, welches zu diesem Zwecke festlich geschmückt und frisch geheizt worden war. Sobald wir geankert hatten, begrüßten wir das Dorf mit drei Kanonenschüssen, welche uns unmittelbar darauf von der Artillerie Sr. schwarzen Majestät erwiedert wurden, einer Artillerie, welche aus drei steinernen Böllern ohne Laffette besteht, die man, so oft man sie benutzen will, in die Erde eingraben muß.

Von dem Geräusche der Musik, oder vielmehr der Tam-Tams geleitet, kamen wir bald zu dem Platze, wo das Fest abgehalten wurde, zur Hütte des Königs, vor welcher derselbe unter einem ungeheuren gelben, mit Fransen und einem vergoldeten hölzernen Hahne geschmückten Sonnenschirme saß; unter zwei andern, beinahe eben so großen, aber weniger wie der des Fürsten geschmückten Schirmen befanden sich die zum Hofstaate gehörigen Edelleute. Die Tänzererinnen, ungefähr 100 an der Zahl, befanden sich unter einem Zelte von gestreiftem Zwillich, außerdem befand sich in demselben noch das Orchester, bestehend aus 5 Tam-Tams von 6 Fuß Länge, welche an Stöcken befestigt waren, die auf Gerüsten standen, um sie den Künstlern erreichbar zu machen, und aus noch 5 andern Tam-Tams von verschiedenem Umfange. Auf den Seiten schlugen vier Mann den Takt, indem sie kleine mit Baumwollenkörnern gefüllte Flaschen schüttelten; vor ihnen standeu drei andere Personen, welche den entsetzlichen Lärm durch heftige Schläge auf glatte hölzerne Platten noch vermehrten.

Sobald Peters die französischen Offiziere erblickte, erhob er sich, ging ihnen entgegen und bot ihnen Taburets an, während sich die Schwarzen auf einer leeren Kiste niederließen.

Nachdem wir Platz genommen hatten, begann der Tanz wieder. Eine alte Frau, welche das Amt der Balletmeisterin zu versehen schien, bewegte sich unter verschiedenen Wendungen nach der Gegend, wo die Taktschläger aufgestellt waren, und trieb sie entweder zur Eile oder zur Langsamkeit an, bis die Bewegung gemacht wurde, welche sie wünschte. Hierauf traten nach einem gegebenen Zeichen vier Frauen vor, welche mit leidlicher Grazie balancirten, sich kreuzten, vorwärts und rückwärts schritten, sich um sich

selbst drehten, und alle diese Bewegungen in richtigem Maße ausführten. Als diese erste Gruppe in's Zelt zurückgetreten war, traten 8 Frauen hervor, denen später weitere 16, dann 32 und zuletzt alle zusammen folgten, welche alle dieselben Stellungen der ersten vier wiederholten, worauf sie eine Kette bildeten, welche sich bald zusammenzog, bald sich in ihrer ganzen Länge um sich selbst entfaltete, worauf sie je vier und vier vor Sr. Majestät dem Könige vorbei defilirten; die Aeltesten und die Frauen des Königs, welche roth gekleidet waren, bildeten die Flügel; an der Spitze des Ganzen stand die alte Balletmeisterin.

Alles dies dauerte ungefähr eine Stunde, während welcher man den Offizieren Palmwein darbot.

Uebrigens sind die Tänze immerhin graziös genug und unterscheiden sich von denen der Schwarzen anderer Länder dadurch, daß sie frei von jeder Indecenz sind. Der Anblick, welchen dies Gemälde bot, war ein höchst origineller, wobei nicht zu vergessen ist, daß der auffallende Farbenreichthum des Kostümes der Frauen, die sich an diesem Tage mit Allem ausputzen, was sie nur irgend dazu Geeignetes besitzen, das Meiste zur Belebung dieser Scene beitrug, die sich bis gegen Mitternacht verlängerte. Wir reisten ab, begrüßt von drei Kanonenschüssen, die der Kommandant des Guetn'dar pflichtschuldigst erwiederte, und um dem Könige für den dargebotenen Palmwein zu danken, machte der Fortkommandant Boulay Sr. Majestät ein Fäßchen Branntwein zum Geschenk, welches sofort angezapft und verschmaust ward.

Am nächsten Festtage kehrte ich in Gesellschaft des Unterlieutenants Bouchard vom Guetn'dar nach dem Dorfe zurück, um der Opferung der beiden Stiere beizuwohnen, welche stets nach jenem Feste vollzogen wird, um ein fruchtbares Jahr und eine ergiebige Ernte zu erflehen.

Auf demselben Platze, wo man am gestrigen Abend tanzte, erhoben sich heute drei starke, fest in die Erde gerammte Bambusstöcke, in deren Zwischenräumen sich die Köpfe der beiden Opferthiere befanden, deren Hals man so fest zwischen die Bambusstämme eingepreßt hatte, daß sie nicht die geringste Bewegung machen konnten. Sämmtliche alte Frauen des Dorfes, weiß und gelb angemalt, saßen vor den Thieren auf der Erde und

sangen unter der Leitung ihrer Führerin nach dem Takte zweier Kastagnetten: „Elahon mono n'kamoû".*)

Von Zeit zu Zeit ging eine der Frauen um die Opfer herum und besprengte die Körper der Thiere mit Maniokmehl oder Palmwein, wobei sie stets darauf bedacht war, daß etwas davon in die Augen kam.

Inzwischen wurde der Gesang schleppend und eintönig fortgesetzt, nur zuweilen unterbrochen durch einen scharfen gellenden Schrei und einen Schlag mit geschlossenen Fingern auf den Mund. Da ich von der ganzen Feierlichkeit nicht das Geringste begriff und unter den Zuschauern einen in Frankreich erzogenen jungen Eingebornen bemerkte, winkte ich diesen zu mir, und er belehrte mich nun, daß, wenn das Opfer Erfolg haben solle, es unbedingt nothwendig sei, daß die armen Thiere weinten, bevor sie geopfert würden, was jedoch nur durch den Gesang der Frauen erreicht werden könne. Während ich ununterbrochen fragte und belehrt wurde, erhob sich auf einmal ein großes Freudengeschrei unter der Menge. Die Gesänge begannen wieder mit erneuerter Kraft und Alle näherten sich mit großer Befriedigung den beiden Stieren.

Alexander, der mich für einen Augenblick verlassen hatte, kehrte jetzt zu mir zurück, um mir zu sagen, daß die Stiere weinten, worauf ich mich ebenfalls näherte, um mich zu überzeugen, daß wirklich dicke Thränen aus den Augen der armen Thiere flossen, die während der Dauer des Gesanges nicht mehr zu fließen aufhörten. Nun lief Alles, um Peters einzuholen, der in Begleitung seines ganzen Hofstaates und mit einem einfachen Schurze bedeckt aus seiner Hütte daherschritt, um sich von der Thatsache zu überzeugen. Ein Fetischero, zwei Messer in der Hand haltend, eilte dem Zuge voraus und stellte die Messer kreuzweise hinter den Thieren auf, während ein Anderer eine Flasche Bambuswein ergriff, um einen Trinkspruch zu Ehren der Todten auszubringen; hierauf benetzte er eine handvoll Stroh mit diesem Weine, besprengte damit die Stiere und die Versammlung, füllte etwas davon in eine Kokosnuß und trank den Inhalt unter Anrufung der Fetische.

Ich glaubte nun, man werde mit den armen Thieren ein Ende

*) Der Stier wird weinen, ja, er wird weinen.

machen, indessen hatten dieselben noch lange zu leiden, denn nachdem diese Vorbereitungen beendet waren, tanzte man unter Anführung des Königs Peters, dessen Schritten die ganze Bevölkerung folgte, einen Rundtanz, fortwährend nach den Thieren gewendet und „Elahan ou, Elahan ou"*) singend. Plötzlich stand die Prozession still; zwei Söhne des Peters traten aus der königlichen Hütte, reich gekleidet und goldene Fetische im Arme tragend. Nach einer Ansprache der Fetischeros, welche die beiden Prinzen ermahnte, ihre Pflicht zu thun, bemächtigten sich dieselben der beiden hinter den Stieren aufgepflanzten Messer und begannen einen Rundlauf um die Thiere, deren Schwänze mit aller Kraft von einigen Männern gehalten wurden; zweimal schon war der Lauf beendet, ohne daß ein Schlag fiel, aber beim dritten Male hieb jeder von ihnen mit einem Schlage den Schwanz eines Ochsen ab. Als dies geschehen, wurden sie umringt und lebhaft deshalb begrüßt, denn nach der Meinung dieses Volkes geschieht im Laufe des Jahres ein großes Unglück, sobald der Schwanz des Thieres nicht auf den ersten Schlag fällt. Nachdem die beiden Prinzen von den Fetischeros und den alten Frauen mit Maniokmehl gesalbt worden waren, begannen sie, die blutigen Messer um ihre Köpfe schwingend, einen neuen Rundlauf, gefolgt von ihren mit Schärpen geschmückten Müttern, welche, stolz auf ihre Nachkommenschaft, der Menge die Spitzen der abgeschnittenen Schwänze zeigten, indem sie dieselben, dabei tanzend, hoch über ihren Köpfen hielten. Während dieses Tanzes, der eine halbe Stunde dauerte, mußten die Opferer ihre Arme bei Strafe großen Unglücks für die Bevölkerung fortwährend herabhängen lassen, wobei sie, so oft Einer zu ermüden schien, von ihrem Vater, der von Einem zum Andern ging, unterstützt wurden. Endlich, und es war Zeit dazu, endigte der Tanz, denn erdrückt von der Menschenmenge und fast erstickt von Staub und Hitze vermochte ich fast nicht mehr zu athmen. Als diese Festlichkeit vorüber war, begann Peters mit seinem Hofstaate unter Trommelwirbel und dem Gekreisch einer wahrhaft teuflischen Musik Palmwein zu trinken. Diese Musik wird von Kindern vermittelst zu diesem Zwecke eigenthümlich ausgehöhlter Elephantenzähne von verschiedener Größe ausgeführt; jeder

*) „Der Stier weint, der Stier weint!"

derselben giebt drei verschiedene Töne in verschiedener Octave, welche zusammen einen vollständigen Accord bilden. Diese drei Noten, welche beständig wiederholt werden, bilden die ganze Harmonie der Großbassamanen, welche aus der Ferne dem Tone zersprungener Glocken sehr ähnlich klingt und Veranlassung gab, daß wir uns eiligst einschifften, obschon ihr Geheul bis zum Fort hin vernehmbar blieb.

Am Abend dieses zweiten Festtages wurden die Stiere getödtet und unter die Häuptlinge vertheilt, welche ihren Antheil augenblicklich in den Magen versenkten. Die ganze Festfreude währte bis zum 15., der Tanz ward nur während der Mahlzeit unterbrochen und die Großbassamanen gönnten sich kaum Zeit zum Schlafen.

Die Wohnungen der Eingebornen bestehen in kleinen, außen mit Thonerde und innen mit weißer oder rother Farbe bemalten Hütten, mit zusammen geflochtenen Palmenzweigen gedeckt; vor denselben erblickt man große mit Hecken umzäunte Gehöfte, in denen sich Bananen und Orangenpflanzungen befinden; zum Schlafen werden gewöhnlich Strohmatten oder Schöpsfelle benutzt.

Die Wohnungen der Häuptlinge sind geräumiger und haben so viele Ausgänge, daß sie ein wahres Labyrinth bilden und dem Bewohner bei unvorhergesehener Gefahr gestatten, sich in einem seiner verschiedenen Zimmer zu verbergen, ohne daß ihn irgend Jemand zu finden wüßte. Sie bilden ein längliches Viereck, in dessen Hintergrunde sich ein großer Saal befindet, welcher als Empfangzimmer und zu Versammlungen benutzt wird. Dieser Saal, dessen Oeffnung nach dem Hof zugeht, ist durchgängig von Stein erbaut, an den Wänden befinden sich breite Bänke, worauf sich die Besucher oder diejenigen niederlassen, welche mit dem Häuptlinge irgend etwas zu besprechen haben; in der Mitte des Saales sieht man einen in höchst origineller Weise mit Schnitzwerk verzierten Pfeiler; Krankheiten werden dem schlimmen Einflusse böser Geister zugeschrieben, zu deren Beschwörung der Fetischero herbeigerufen wird, welcher nun bei einem kreischenden Gesange der Frauen kabbalistische Zeichen auf den Körper des Kranken macht, mit gedämpfter Stimme die mythischen Worte murmelt, welche den bösen Geist bannen sollen, und irgend ein Heilmittel verschreibt. Dieses Heilmittel besteht in Kräutersäften, gestoßenen Wurzeln und in Ein-

reibungen von spanischem Pfeffer; aber nicht selten mischen Haß und Rache diese Heilmittel mit giftigen Kräutern, welche unfehlbar tödtlich sind; wie überhaupt Gift sehr häufig bei ihnen angewendet wird.

Weil sie sich der rechten Hand zum Essen bedienen, halten sie dieselbe stets reinlich, während sie die Nägel der linken Hand, welche nur zu unreinen Beschäftigungen gebraucht wird, wachsen lassen. Sehr oft kommt es vor, daß sie unter dem Daumen derselben ein langsames Gift verbergen, welches sie schnell in das Trinkgeschirr dessen gleiten lassen, den sie beseitigen wollen; aus diesem Grunde nun ist es bei diesen Völkern Brauch geworden, Speisen und Getränke, welche Befreundeten dargeboten werden, vorher zu kosten und bei Früchten, die man von ihnen kauft oder empfängt und welche man vorher nicht kosten kann, die Schale anzusaugen; es ist daher Allen, welche mit ihnen in öftere Verbindung kommen, anzurathen, über ihre Hand zu wachen, wenn man ißt, und Keinen von ihnen in die Nähe desjenigen Ortes gelangen zu lassen, wo Nahrungsmittel bereitet werden.

Sobald ein Eingeborner stirbt, werden sämmtliche Verwandte herbeigerufen und müssen bei Strafe öffentlichen Tadels, wie entfernt ihre Verwandtschaft auch sei, im Hause des Verblichenen erscheinen. Hier scheeren sie sich ebenso wie die nächsten Anverwandten das Haupthaar, von welchem nur ein einziges Büschel am Wirbel stehen gelassen wird. Hierauf singen sie weinend und unter stetem Klageschrei das Lob dessen, der nicht mehr ist.

Die Frauen des Verstorbenen bewachen den Körper desselben, welcher mehrere Tage lang ausgestellt bleibt, angethan mit seinen schönsten Kleidern und seinem besten Schmucke. So lange die Leiche ausgestellt ist, dürfen die den Todten bewachenden Frauen nicht essen, denn der Schmerz muß ihnen, wie die Fetischero's sagen, allen Appetit benehmen; und diese Fasten dauern zuweilen sehr lange. Während der Ausstellung machen die Verwandten dem Geschiedenen Vorwürfe, daß er sie verlassen und fragen ihn, von wem unter ihnen er betrübt worden sei; dieser wahrhaft rührende Gebrauch veranlaßt oft die zärtlichsten Auftritte. Auch die Freunde kommen herbei und bringen ihm Stoffe, welche mit ihm begraben werden, damit es ihm in der andern Welt an Nichts fehle, was er etwa nöthig haben könne.

Die Beisetzung findet in dem benachbarten Gehölze statt und an einem nur den Verwandten und Freunden bekannten Orte; die Leichen werden einbalsamirt, wozu man aromatische Pflanzenstoffe, wie Salbei und Paradieskörner, mit Pfeffer und Muskaten vermischt, anwendet. Nach beendigter Feierlichkeit suchen die Verwandten sich so viel Pulver als irgend möglich zu verschaffen und feuern Salven ab zu Ehren des Verstorbenen, worauf man tanzt und trinkt auf Kosten des Erben, der während der Dauer des Todtenfestes den ganzen Nachlaß auskramt.

Bei dem Tode eines Häuptlings dauern die Feierlichkeiten zehn Tage, zuweilen auch länger; mit dem Herrn zugleich werden einem barbarischen Gebrauche der Küstenbevölker gemäß oft auch die Gefangenen begraben.

Die Erbfolge geht in diesem Lande auf die Seitenlinie über, d. h. nicht der Sohn, sondern der Schwestersohn des verstorbenen Häuptlings erbt die Reichthümer und die Macht desselben.

Dieser Brauch findet sich auch bei den Völkerschaften im Innern wieder. Ebenso wird es auch bei der Privaterbfolge gehalten. Erbgut wird sehr gewissenhaft übertragen; wenn der Erbe im Augenblick des Todes eines Erblassers abwesend ist, so hat der Häuptling das Erbgut unter persönlicher Verantwortlichkeit aufzubewahren; eine Veruntreuung hierbei, besonders gegen Personen höheren Ranges, ist mit Todesstrafe belegt.

Das verwandtschaftliche Gefühl ist bei jenen Eingebornen sehr entwickelt; alle Glieder einer Familie betrachten sich als Einer für den Andern verpflichtet und Niemand wird den Beistand seiner Verwandten vergeblich anrufen, die zu seiner Hülfe herbeieilen und wenn sie noch so weit entfernt wohnen. Sie sind sehr gastfrei und Reisende oder Fremde, wer sie auch seien, können in die erste beste Hütte eintreten, man wird sie freundlich aufnehmen und bewirthen.

Die Rechtspflege wird in großen Sälen in den Wohnungen der Häuptlinge gehandhabt und der König oder dessen Abgesandter führt bei den Verhandlungen, welche stets öffentlich sind, den Vorsitz, jedoch werden Frauen, wenn sie bei den Verhandlungen nicht betheiligt sind, fern gehalten. Die Partei des Klägers hat stets das erste Wort und bringt ihre Beschwerde sammt dem Zeugnisse ihrer Freunde vor, worauf der Vertheidiger der Gegenpartei ebenfalls das Wort nimmt und seine Zeugen ab-

hören läßt; sobald kein Zweifel mehr obwaltet, spricht der König, nachdem er sich zuvor mit den Aeltesten berathen, das Urtheil, der gestörte Friede wird wieder hergestellt, die Versöhnung findet bei offener Sitzung statt und Richter und Parteien besiegeln den neugeschlossenen Bund durch zahlreiche Gläser Rum.

Wenn bei schwierigen Fällen die Aeltesten sich nicht zu einigen vermögen, werden zweierlei verschiedene Proben angestellt, deren erstere darin besteht, daß auf den Bauch oder irgend einen andern Körpertheil des für schuldig Erachteten ein Fetisch gelegt wird; da man nun allgemein überzeugt ist, daß wer ein schlechtes Gewissen habe, sterben müsse, so läßt es Niemand bis zur Probe kommen und gesteht seine Missethat. Die andere nur für ganz schwere Verbrechen vorbehaltene Probe ist ungleich gefährlicher. Der Angeklagte wird in ein dichtes Gehölz geführt und muß dort eine zwei Litres haltende, bis zum Rande mit dem Safte giftiger Pflanzen angefüllte Schaale bis auf den letzten Tropfen austrinken, eine Probe, welche nur selten überstanden wird und welcher der Verurtheilte, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, fast immer erliegt.

Der Gläubiger kann von einem zahlungsunfähigen Schuldner fordern, daß er ihm so lange diene, bis die Schuld bezahlt ist, während welcher Zeit dagegen der Gläubiger ihn ernähren muß und für alle Handlungen des Schuldners verantwortlich ist. In allen solchen Fällen sind die Verwandten des Schuldners, sofern sie die Mittel dazu besitzen, verbunden, ihm zu helfen und seine Schulden, zu deren Tilgung er verurtheilt ist, zu bezahlen.

Man hat oft wiederholt, daß die Groß-Bassamanen Menschenfresser seien, und wenn man unter diesem Begriff versteht, daß jenes Volk sich zuweilen durch Menschenopfer besudelt, so hat man allerdings Recht; wer aber behaupten wollte, daß Menschenfleisch die gewöhnliche Nahrung sei, der würde durchaus im Irrthum sein.

Möglich ist, daß sie ehedem Menschenfresser in der ganzen Bedeutung des Wortes waren, heutzutage sind sie es nicht mehr; das einzige Wahre an der ganzen Sache ist, daß sie dieser entsetzlichen Neigung noch nicht völlig entsagt haben, sobald ihr Aberglauben ihnen ein Gesetz daraus macht. Wollen sie ein neues Dorf gründen, so wählen sie irgend einen Gefangenen aus, welchen sie dem Fetischero opfern, um dessen Segen für die neue

Niederlassung zu empfangen und den bösen Geist aus derselben zu bannen; haben sie keinen Verurtheilten im Dorfe selbst, so kaufen sie einen solchen von einem ihrer Nachbardörfer und wenn der für die Feierlichkeit festgesetzte Tag da ist, berauschen sie ihr Opfer mit Palmenwein, jedoch nicht so, daß es sich nicht aufrecht erhalten könnte, worauf es unter dem Klange von Tam-Tams nach dem für die Opferung erwählten Ort gebracht wird. Hierauf bindet man es mit Armen und Beinen an einen Baum oder Pfahl, wobei den Beinen jedoch so viel Freiheit gelassen wird, daß sie den Körper aufrecht erhalten. Sind die Vorbereitungen beendet, so beginnen die Häuptlinge, nur zur Hälfte mit ihren schönsten Kleidern geschmückt und mit einem Dolche bewaffnet, unter dem eintönigen Gesange alter Frauen und der Fetischeros um das Opfer zu tanzen, worauf sie nach einem gegebenen Zeichen, indem sie an dem Gefangenen vorübergehen, einzeln mit ihrer Waffe nach ihm schlagen, aber dabei sorgfältig darauf bedacht sind, ihn nicht zu tödten und den Kopf zu schonen. Ist nun so das Opfer von Allen gemartert worden, so schreitet der Beherrscher des neuen Dorfes, gewöhnlich der Sohn des Königs oder des neuen Häuptlings, vor und schlägt ihm den Kopf ab; nach vollbrachtem Opfer wird der Leib des Gefangenen aufgeschnitten, die Gedärme, aus denen die Fetischero's ihre Weissagungen schöpfen, werden herausgenommen und Herz, Leber und Eingeweide, nebst einer dem Fetisch geweihten Henne, einer Ziege und einem Fische in eine große Bratpfanne gelegt. Sobald alles hinreichend gar gekocht ist, sind alle dem Feste Beiwohnenden bei Androhung des Todes im Verlauf des Jahres gehalten, Theil zu nehmen an dem entsetzlichen, in Branntwein, Genièvre und Palmenwein gesottenen Mahle. Der noch zuckende Körper des Hingerichteten wird den Raubvögeln zur Beute in's Dickicht geworfen und der Kopf, um die bösen Geister abzuschrecken, auf einer Stange befestigt und ausgestellt.

Aber diese schändlichen Opfer sind heutzutage selten geworden, denn die Groß-Bassamanen hüten sich, unsere Einmischung fürchtend, sie zu vollziehen. Indessen wurde doch im Dezember 1850 ein Unglücklicher, welcher sich nach dem französischen Posten geflüchtet hatte, unter Einverständniß eines schwarzen Soldaten wieder eingefangen und am andern Morgen, noch bevor es der Kommandant Martin de Palières hindern konnte, aufgegessen.

Seitdem hat Peters, der König von Groß-Bassam, Dank der Entschlossenheit unserer Offiziere, weil er die Einäscherung seines Dorfes fürchtete, versprochen, derartige Scheußlichkeiten streng zu untersagen und ein bedeutendes Reugeld bezahlt.

III.

Hubert der Findling.

Lebensgeschichte eines Löwen.

Im Monat Februar 1846, erzählt der berühmte Löwenjäger Gerard, ließ mich Herr von Tourville, Oberkommandant des Kreises von Guelma, rufen und theilte mir mit, die Horde der Beni-Bughal nehme meinen Beistand in Anspruch, um sie von einer Löwin und ihren Jungen zu befreien, die sich bei ihr einquartirt hätten. Eine Stunde darauf saß ich zu Pferde mit dem Scheik der Horde, und am Abend langten wir in dem am Fuße des Jebel-Meziur gelegenen Duar an.

Bei Tagesanbruch durchsuchte ich das Gehölz, in dem die Löwin ihre Jungen verborgen hatte, und fand in dichtem Gesträuch und auf einem sorgfältig hergerichteten Lager von Blättern eine kleine Löwin, die einen Monat alt war und die Größe einer Angorakatze hatte. Nachdem ich mein Thier in einem Duar im Gebirgsabhange untergebracht, kehrte ich zum Lager zurück, um die Heimkehr der Löwin abzuwarten. Als ich in den Wald eindrang, ging die Sonne zur Rüste. Ich suchte eiligst jenes Gesträuch wieder auf, und ließ mich an einer Korkeiche nieder. Nun gewahrte ich aber erst, daß das Dickicht so beschaffen war, daß ich weder vor- noch rückwärts anlegen konnte. Mit einem zweischneidigen Dolche schnitt ich die Aeste aus, die mich hinderten, und gewann so eine Art Lichtung, deren Ausdehnung mit der Länge meiner Flinte im Verhältniß stand. Nach dieser Arbeit verfügte ich mich auf den früheren Posten.

Mein Angriffsplan war ganz einfach. Wenn die Löwin ihr Haupt zwischen zwei Gesträuchen vorstreckte, wollte ich ihr rasch eins aufbrennen. Die Nacht brach ein und ich achtete auf jedes Geräusch ringsum. Jetzt kroch ein Bär aus seinem Lager und ich glaubte schon mein Thier an seinem Schritte zu erkennen; jetzt strich ein Schakal um mich herum und schnupperte nach den Mundvorräthen für die Löwenjungen. Jetzt aber war eine weitere Täuschung unmöglich: ich hörte deutlich das erwartete Thier an den hie und da zerstreuten Beinen knuspern. Zwei tödtlich lange Stunden blieb ich unter diesem peinlichen Eindrucke. Mein Arm ward müde, ich konnte kaum mehr die Flinte an der Achsel halten; ich lehnte mich an die Eiche, entschlossen, auszuharren, bis mir die Augen der Löwin durch die Finsterniß leuchten würden.

Ich muß hier eine kleine Abschweifung machen, um zu sagen, warum die Horde der Beni-Bughal meinen Beistand in Anspruch nahm. Im Monat März 1840 hatte eine Löwin dasselbe Gehölz für ihre Jungen gewählt. Der nämliche Sheik, der mich in Guelma aufsuchte, hatte an sechzig Schützen aufgebracht, die eine Kreisjagd anstellten. Man hatte zwei junge Löwen gefunden, freudig und unter Gesängen zog man sich zurück, aber die Löwin holte sie ein, sprang mitten unter die Räuber, riß den Tapfersten nieder und tödtete, obgleich selber tödtlich verwundet, einen Zweiten, auf dessen Leiche sie verendete. Man hatte mir bei meiner Ankunft im Duar diese Geschichte umständlich erzählt. Ich hatte sie mit um so größerem Interesse angehört, da die Erzähler handelnde Personen dieses blutigen Drama's waren, und das Opfer des ersten Angriffes der Löwin mir traurig seine zwanzig Wunden vorwies. Die Erinnerung an diesen unglücklichen Auftritt hatte diesmal die Löwin und ihre Nachkommenschaft gegen einen ähnlichen Versuch gesichert; da aber diese Nachbarschaft der Horde theuer zu stehen kam, so hatte sie sich zur endlichen Abhülfe an mich gewendet. Aus diesem Grunde also blieben die Gewehre der Beni-Bughal unthätig und darum erwartete ich ohne Unterstützung in einer dunkeln eisigkalten Nacht die Löwin, der ich diesen Morgen schon eines ihrer Kinder geraubt hatte.

Es mochte acht Uhr Abends sein, als ich im Gehölze schwere Schritte begleitet mit Geknister von Baumästen, vernahm; sie wurden stärker, je

näher das Thier kam, und ich zweifelte nicht, daß es die Löwin sei. Auf ungefähr sechs Schritte verstummte das Geräusch. Ich fürchtete, sie habe mich gesehen oder gewittert, und werde mit einem Satze den Raum überspringen, der mich von ihr trennte; ich raffte mich auf und hoffte wenigstens ihre Augen zu sehen. Ich lehnte an der Eiche aufrecht, die Flinte schußfertig, das Auge auf das Gesträuch gerichtet, das mich überragte und dicht wie eine Mauer war. Ich sah und hörte nichts mehr. Meine Phantasie aber, erregt durch frühere ähnliche Vorfälle, durchdrang die Finsterniß und die Hindernisse, die mir den Blick hemmten, und zeigte mir die Löwin gestreckten Halses, mit zurückgelegten Ohren, zitternden Leibes und sprungfertig. Man hat stets auf einsamem Anstand dergleichen Täuschungen. Das Warten schien mir schon maßlos langwierig. Obgleich es schneidend kalt war, fühlte ich doch den Schweiß von meiner Stirn rieseln und meine Nerven zitterten, als ein plötzlicher Gedanke die körperliche Ruhe wieder herstellte und mir die alte Kaltblütigkeit und Geistesstärke zurückgab. Warum, sagte ich mir, habe ich diesen Baum nicht erklettert, anstatt an seinem Fuße auszuharren? Was hält mich ab, mich auf die nächsten Aeste zu schwingen und mich dreißig Fuß vom Boden zu postiren? Wer kann mich sehen? Wer weiß davon. Würde ein Anderer an meiner Stelle nicht dasselbe thun, und hätte er es vielleicht nicht schon gethan? Damals begriff ich mehr als je den Unterschied zwischen einem Manne, der sein Leben am hellen Tage und vor Zeugen preisgiebt, und einem Andern, der nur die Sterne über sich nnd sich selber zum Zeugen hat. Der Gedanke, während des Tages nicht an den Baum gedacht und es als unwürdig gefunden zu haben, ihn in dem gefährlichsten Momente zu erklettern, gab mir die Ruhe und Sicherheit wieder.

Man stelle sich meine Ueberraschung und meinen Verdruß vor, als ich statt das entsetzlichen Gebrülles der Löwin, die mich anfallen würde mit der Wuth einer Mutter, die ihre Kleinen vertheidigt, das klägliche Geschrei eines jungen Löwen hörte, der nach seiner Amme wehklagt. Ich kann mich heute wie damals nicht des Lachens erwehren, wenn ich an die Aufregung denke, in die dieser kleine Schelm mein pochendes Herz versetzte, In Ermangelung eines besseren bemächtigte ich mich des jungen Löwen, brachte ihn in meinem Burnus unter und suchte den Ort auf, wo ich schon

seine Schwester in Verwahrung gegeben hatte. Nach drei Stunden Weges durch Gehölz und Schluchten und nach wiederholter Rast, zu der mich ein unerklärliches Geräusch veranlaßte, das ich bald für fernes Brüllen und bald für ein wüthendes Verfolgen der Löwin hielt, kam ich endlich, geleitet durch das Bellen der Hunde, in das Duar, wo nun mein Erstes war, mein Thier zu untersuchen und es mit dem andern zu vergleichen.

Es war ein junger, allerliebster Löwe, der um ein Drittel größer war, als seine Schwester. Ich gab ihm den Namen „Hubert" nach unserem Jagdpatron. Während die kleine Löwin den Blicken auswich und mit ihren Krallen diejenigen bedrohte, die sie anrühren wollten, verhielt sich Hubert ganz ruhig am Herde und schaute sich alle Welt, zwar verwundert, aber ohne alle Wildheit an. Die Weiber wurden nicht müde ihn zu liebkosen und gaben ihm, um ihn für seine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit zu belohnen, eine Ziege mit vollen Zitzen. Das arme Thier wurde seitwärts gelegt und von zwei Arabern gehalten; so bot man Hubert die Brust, der sich anfänglich ganz ungeschickt anstellte. Als aber die ersten Milchtropfen seine Lippen berührten, schmiegte er sich an seine neue Amme mit ungeheurer Gier. Trotz dem Beispiele ihres Bruders, wollte es die Löwin ihm nicht nachthun, und hielt sich nur dann ruhig, wenn sie sich verstecken konnte. Hubert verbrachte die übrige Nacht in meinem Burnus so ruhig, als ob er bei seiner Mutter gewesen wäre.

Des andern Tages durchstreifte ich mit den Einwohnern alle Lager im Gebirge; am Abend nahm ich Theil an dem Mahle eines Hirten und verfügte mich auf meinen Posten von voriger Nacht. Ich wartete umsonst bis zum Morgen, die Löwin kam nicht. Ich erfuhr später, daß sie nach dem Raube ihres ersten Jungen mit einem dritten Sprößling das Land verlassen hatte. Die Erbeutung der beiden jungen Löwen und besonders das Verschwinden der Mutter hatten die Beni-Bughal vollkommen beruhigt und ich verließ sie, um mit meinen beiden Adoptivkindern nach Guelma zurückzukehren. Die Schwester Hubert's starb bald nach meiner Rückkehr am Zahnen, das für die jungen Löwinnen sehr gefährlich und oft todtbringend ist. Was ihn selbst betraf, so befand er sich vortrefflich, wuchs zusehends und bald war die Milch mehrerer Ziegen für seinen Appetit nicht mehr ausreichend.

Die Ankunft Hubert's im Lager war ein Glücksfall für alle meine Kameraden. Unter seinen Freunden, und er zählte deren sehr viele, waren ihm besonders drei zugethan: der Trompeter Lehmann, der Hufschmied Bibart und der Spahi Rostani. Man hatte für Hubert ein Buch angelegt, in das man ihn anfänglich als Reiter zweiter Klasse, der auf Avancement warte, eintrug. Jede That wurde darin, wie auch jede Dienstleistung getreulich verzeichnet.

Hier einige ehrenvolle Erwähnungen aus dem Buche Hubert's: „1. Am 20. April 1846, Hubert war damals drei Monate alt, saß die Schwadron im Hofraum des Standquartiers zu Pferde, um sich auf den Manövrirplatz zu begeben, die Trompeter bliesen zum Aufbruch; der Reiter Hubert, der in seinem Zimmer im zweiten Stockwerke eingesperrt war, springt auf das Fenster und schreit: hier! Man hört ihn aber nicht, man schreibt in's Buch, er habe beim Aufruf gefehlt. Der Kapitän kommandirt: Zu Vieren, marsch! und die Trompeter blasen einen Marsch. Der Reiter Hubert hält nicht das Reglement inne und springt in den Hof vor die Schwadron. Wegen dieser vortrefflichen Willensäußerung wird die Bemerkung gelöscht, daß er beim Appell gefehlt habe. 2. Am 15. Mai 1846 wird Hubert, der seine Amme, die Ziege, erwürgt hat, zum Reiter erster Klasse ernannt. Am 8. September des nämlichen Jahres macht er einen Ausfall auf den Markt; er greift die Araber an, jagt sie in die Flucht, tödtet mehrere Hammel und einen Packesel, wirft die Wache nieder und ergiebt sich nur seinen Freunden Lehmann, Bibart und Rostani, die ihn zur Vernunft bringen. Für diese That wird Hubert Brigadier, man legt ihm eine Ehrenkette an den Hals und ernennt ihn zum permanenten Wächter an der Stallthüre. 3. Am 16. Jänner 1847 strich ein Beduine um die Schwadronspferde, Hubert, der einen Räuber wittert, sprengt die Kette, wirft ihn zu Boden, schleppt ihn in sein Schilderhaus und erwartet den Offizier, der die Runde macht, um ihm Rapport abzustatten und den Gefangenen im elendesten Zustande auszuliefern. Für diese Handlung wird Hubert Wachtmeister und erhält zwei Ehrenketten statt einer. Endlich im Monat April hat Hubert ein Pferd erwürgt und zwei Soldaten niedergehauen, er wird Offizier und in den Käfig gesperrt.

Armer Hubert! und ich, sein bester Freund wurde mit dieser pein-

lichen Mission betraut. Die Behörde hatte bei seinen kleinen Vergehen in Betracht seiner sonstigen Liebenswürdigkeit durch die Finger gesehen; gegen solche Verbrechen aber konnte sie sich nicht mehr nachgiebig erweisen und mußte ihn zum Tode oder zur lebenslänglichen Kerkerstrafe verdammen.

Mein erster Gedanke war, ihm die Freiheit zu geben; doch ich fürchtete, er würde da er nun schon an den Menschenverkehr gewohnt, in das Lager oder seine Umgebung zurückkehren und sich tödten lassen. In der ersten Zeit kam ich, um ihm seine Gefangenschaft milder zu machen, Nachts zu seinem Käfig und öffnete ihn; sofort sprang er freudig heraus und umarmte mich auf's Zärtlichste; wir spielten dann Versteckens.

Eines Abends, da er eben in bester Laune war, umarmte er mich so zärtlich fest, daß er mich gewiß erwürgt hätte, wären nicht Kameraden dazugekommen, die mich von seinen Liebkosungen befreiten. Es war dies das letzte Mal, daß wir so zusammen spielten. Doch muß ich ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er gegen mich keine böse Absicht hatte, da er sich bei unseren Spielen weder gegen mich noch gegen andere Personen, die er öfter sah, der Zähne oder Klauen bediente, und daß er sich immer sehr sanft und zutraulich benahm.

Verdrießlich darüber, daß er nur an einer ungeheuren Kette, die im Käfig befestigt war, heraus durfte, wurde er traurig und oft ungeduldig und zornig. Sein Charakter erfuhr eine auffällige Umwandlung. Nun dachte ich daran, mich von ihm zu trennen. Ein Offizier machte mir das Anerbieten, ihn für 3000 Francs für den König von Sardinien kaufen zu wollen. Ich konnte meinen Zögling Hubert nicht verkaufen wie die Felle der von mir getödteten Löwen. Der Herzog von Aumale hatte mich durch sein Wohlwollen ausgezeichnet. Ich bot ihm Hubert mit der Bitte an, ihm in dem Menageriegarten von Algier Quartier zu geben, wo auch auf's Beste für seine Existenz gesorgt wurde.

Hubert verließ im Oktober 1847 Guelma zum größten Leidwesen der Damen, gegen die er stets sehr galant war, und der Militärs von allen Waffengattungen und Chargen, die ihm fast eben so sehr als ich zugethan waren. Lehmann und Bibart hatten sich berauscht, um leichter den Schmerz der Trennung zu ertragen; sie waren aber immer noch so bewegt, daß

man Beide einsperren mußte, damit Hubert endlich seine Marschroute nehmen konnte.

In Algier angelangt, ward Hubert zu groß und zu schön befunden, um im Menageriegarten zu verbleiben, und man bat mich, ihn zu begleiten. Armes Thier! Er war auch in Wahrheit zu groß, und ein Pferdekummet paßte ihm nicht als Halsband; er war aber auch zu schön für das elende Leben, zu dem er fortan verurtheilt sein sollte.

Der Kapitän des Fahrzeuges, auf dem Hubert eingeschifft wurde, erlaubte mir, seinen Käfig in den Stunden offen halten zu dürfen, wenn er sein Mahl einnahm. Schiffstaue wurden um den Käfig gespannt, um die Neugierigen abzuwehren. Sobald die Thüre geöffnet war, sprang Hubert heraus und ging, so weit es seine Kette gestattete, auf dem Verdeck umher, nachdem er mir nach seiner Weise gedankt hatte. Jetzt brachte man ihm ein Beefsteak von acht bis zehn Pfund, das er vollkommen aufzehrte; hierauf legte er sich in die Sonne, um behaglich zu verdauen, War seine Erholungsstunde vorüber, so kroch er wieder in seine Zelle, ließ sich ein wenig am Ohre ziehen und wartete geduldig die nächste Essenszeit ab. So vergingen seine letzten schönen Tage. In Toulon mußten wir uns trennen, er ging nach Marseille, ich besuchte meine Familie zu Cuors.

Endlich reiste ich gleichfalls nach Marseille ab. Ich hatte nur einige Wochen meinen Zögling nicht gesehen und er war schon nicht mehr der nämliche. Wie Freude blitzte es in seinem schönen Haupte auf, er schien traurig, leidend, niedergeschlagen. Sein Blick schien sagen zu wollen: Warum hast du mich verlassen? Wo bin ich, wohin führt man mich? Nun bist du freilich wieder da, wirst du aber auch bei mir bleiben? Sein unglückliches Aussehen ging mir so sehr zu Herzen, daß ich meinen Besuch schnell abbrach. Als ich mich entfernte, hörte ich ihn im Käfig herumspringen und wüthend brüllen. Ich eilte zu ihm zurück. Als er mich sah, ward er ruhiger und schmiegte sich an das Gitter, so daß ich ihn mit der Hand streicheln konnte. Einige Minuten später war er eingeschlafen, ich zog mich auf den Fußspitzen zurück, um ihn nicht in seiner Ruhe zu stören. Der Schlaf ist Vergessen für das Thier wie für den Menschen.

Drei Monate nach dieser letzten Begegnung war ich selber in Paris.

Am 1. Januar 1848 begab ich mich in Begleitung einer Dame und ihrer Tochter, die mein Zusammentreffen mit Hubert sehen wollten, in den zoologischen Garten. Beim Eintritte in die Galerie der „wilden Thiere“ war ich über die Beschränktheit der Verschläge verwundert, ich war unangenehm von dem widerlichen Geruche berührt, den vielleicht nur die Hyänen vertragen können, der aber die Löwen und Panther, welche die verkörperte Reinlichkeit selber sind, tödten muß. Ich konnte es mir nicht erklären, warum in einem zoologischen Garten, der wie der unsrige das erste Etablissement der Welt in dieser Art sein müßte, die Bären sich in luftigen und bequemen Ständen breit machen, während die Löwen in engen Zellen verkümmern, in denen sie nicht wachsen und gedeihen können. Dieser Widerspruch, der allen Besuchern auffallen muß, bot mir Anlaß, an Herrn Gottfroid Saint-Hilaire einige begründete Bemerkungen zu richten, die er freundlich aufnahm, und vielleicht hätten ohne die Ereignisse des Jahres 1848 Hubert und Seinesgleichen erhalten, was ich für sie petitionirte.

Während ich mich unter diesem unangenehmen Eindrucke langsam gegen den Käfig meines Löwen bewegte, blickte dieser liegend und im Halbschlummer gleichgültig auf die Personen vor mir. Plötzlich hebt er das Haupt, seine Augen flammen, ein nervöses Zittern wird in seinen Gesichtsmuskeln bemerkbar, die Spitze seines Schweifes bewegt sich, er hat die Uniform des Spahi gesehen, er erkennt aber noch nicht seinen alten Herrn. Nun mustert sein unsteter Blick mich von oben nach unten, als ob er sein Gedächtniß auffrischen wolle. Ich nähere mich und reiche ihm, meine Bewegung nicht mehr bemeisternd, die Hand durch das Gitter. Das war ein wahrhaft ergreifender Moment für mich und die umstehenden Personen. Hubert verschlang mich so zu sagen mit den Augen, legte aber seine Nase auf meine Hand und schupperte lange; sein Auge wurde immer klarer, zärtlicher; er erkannte mit Einem Male unter der Uniform den Freund. Ich wußte, daß ich mit einem einzigen Worte seinen Zweifel heben konnte. „Hubert“, sagte ich, „mein alter Soldat!“

Das war ausreichend. Mit einem wüthenden Satze sprang er gegen die Eisengitter seines Kerkers, der unter diesem Anlauf ächzte. Meine Freunde entfernten sich erschreckt und wollten auch mich mit fortziehen. Edles Thier, selbst in deinen Freudenergüssen erregst du Furcht! Hubert

war aufgerichtet, den Hals am Gitter, und wollte das Hinderniß zerbrechen, das uns trennte; er war prächtig, als er so in Freude und Zorn brüllte! Seine rothe Zunge leckte wie selig meine Hand, die ich ihm ließ, während seine ungeheuren Tatzen mich zu sich hinziehen wollten. Als ein Dritter näher hinzutreten wollte, gerieth Hubert darüber in die entsetzlichste Wuth. Aber sobald man uns allein ließ, wurde er wieder ruhig und schmeichelnd. Ich kann es nicht aussprechen, wie peinlich mir diese Trennung fiel. Gewiß zwanzigmal kam ich zurück, um ihm begreiflich zu machen, daß er mich wiedersehen würde, und jedesmal, wenn ich mich entfernte, erschütterte er die Galerie mit seinen Sprüngen und seinem fürchterlichen Gebrüll.

Ich machte dem Gefangenen einige Zeit hindurch häufige Besuche und wir blieben oft stundenlang beisammen. Bald aber bemerkte ich, daß er traurig ward und hinsiechte. Die Beamten, die ich darüber befragte, meinten, sein Zustand sei eine Folge meiner Besuche, und ich nahm mir deshalb vor, seltener zu kommen. An einem Maitage kam ich wie gewöhnlich. „Mein Herr" sagte der Wärter traurig, „kommen Sie nicht mehr, Hubert ist todt!" Ich ging eiligst fort; aber noch heute gehe ich mit Vorliebe in den zoologischen Garten, um mir die Erinnerung an mein armes Thier lebendig aufzufrischen.

So starb Hubert, den ich für die Bergluft, für die Freiheit erzogen hatte. Als Kind der Natur würde er noch leben, die Civilisation hat ihn getödtet. Fortan aber möget ihr wachsen und euch vermehren, ihr stolzen Sultane am Atlas, ich werde euch nie wieder eure Kinder rauben, der Tod, der euch wie der Blitz, im Waldesdickicht, unter Gottes freiem Himmel tödtet, ist besser, als jenes feige Hinsiechen im beschränkten Raume; das heiße Blei des Jägers ist hundertmal der Lungenschwindsucht eines Gefängnisses vorzuziehen!

Australien.

I.

Die Goldminen von Forest Creek.

Die Goldminen, der Hebel des australischen Geschäftslebens, und der Magnet für die Abenteurer der anderen vier Erdtheile, liegen in dem südlichsten Theile Australiens, in der Provinz Victoria, deren Hauptstadt Melbourne, Residenz des Gouverneurs Herrn La Trobe, an der äußersten Spitze Südaustraliens, am Flusse Yarra-Yarra, 4 englische Meilen von Hobson's Bay liegt.

Die Goldminen der Provinz Victoria bieten, je nach ihrer verschiedenen Bearbeitung, einen wesentlich von einander verschiedenen Anblick dar. Da die einen zu ihrer Ausbeutung ein Kapital bedürfen, so haben sie gewöhnlich Bearbeiter, deren Wohlstand es möglich macht, ihren Zelten oder Häuschen einen gewissen Anstrich der Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit zu verleihen.

So z. B. Ballarat erfordert zu einer erfolgreichen Ausbeute mindestens 300 bis 400 L. St., da die Schächte 400 bis 500 Fuß tief gearbeitet werden, und ihre Ausfütterung eine Menge Zimmerholz kostet, dann aber von vornherein die Digger 6, 8 und 12 Wochen alle Auslagen für Lebensunterhalt sowohl, als auch für Forttreibung ihres Schachtes bestreiten müssen, ohne die geringste Einnahme zu erzielen. Die Vollendung eines 400 bis 500 Fuß tiefen Schachtes nimmt gemeinhin 8—12 Wochen in Anspruch. Die Digger, welche auf diese Weise einen längeren Aufenthalt

voraussehen, richten sich also, mit wenigen Ausnahmen, ganz gemüthlich ein. Dagegen haben Forest Creek, Bendids Mac Jvan's einen ärmlichen Anschein, da diese drei gewöhnlich der Zufluchtsort der armen Eingewanderten sind, die unter Mooshütten und schlechten Zelten von dem kümmerlichen Ertrage des Goldgrabens leben, der hier im Durchschnitt pro Mann die Höhe von 15 Sgr. nicht übersteigt.

Um dem Leser einen kleinen Begriff von den Minen zu machen, will ich ihm meine Reise nach Forest Creek und den Aufenthalt daselbst kurz beschreiben.

Es war am 21. November 1853, am Tage nach meiner Ankunft in Melbourne, als ich in Gesellschaft dreier Deutschen nach Forest Creek (Waldteich), welches ungefähr 80 englische Meilen in nordöstlicher Richtung von Melbourne liegt, aufbrach. Unsere Vorbereitungen zur Reise hatten wir des Abends vorher getroffen, die Licence (Erlaubnißschein) zum Goldgraben gekauft, und so bezahlten wir denn unsere Zeche, die für Thee, Nachtlager und Frühstück pro Mann 10 Schilling (3 Thlr. 11 Sgr.) betrug und machten uns auf den Weg. Mein Reiseanzug bestand nach Goldgräberbrauch aus einer Blouse aus Plaidstoff (die in Australien auch unter den besseren Ständen sehr beliebt ist), einer segeltuchenen Hose, buntem Hemd und einem mächtigen Panamastrohhut. Da die Public houses (Gasthäuser) an der Straße wegen ihrer Unreinlichkeit sehr verrufen sind, so trägt jeder Reisende seine wollenen Decken nach der Art der Soldatenmäntel zusammengerollt über der Schulter und hat am Gürtel ein blechernes Töpfchen befestigt, um sich des Nachts beim Bivouakiren den Thee bereiten zu können.

Nach dreitägigem Marsche, welcher uns durch üppige Felder und den einsamen, nur von Känguruh's, wilden Hunden und Hunderten von Papageien belebten Urwald führte, erblickten wir am 25. des Morgens ein förmliches Babylon von Zelten, bevölkert von Mitgliedern fast aller Nationen Europas und einer großen Zahl der Kinder des himmlischen Reiches. Forest Creek selbst ist im Walde gelegen und hat eine Ausdehnung von ungefähr drei englischen Meilen in's Geviert. Die einzelnen Zelte stehen nicht weit von einander ab und vor denselben sieht man gewöhnlich die Einfahrten in die hier meistentheils nur 50 Fuß tiefen Schächte.

Den ersten Tag benutzten wir zum Einkauf eines nur 10 Quadrat-Fuß bedeckten Zeltes von ganz schlechtem baumwollenen Stoff, welches uns nichtsdestoweniger 4 L. St. kostete.

Außerdem versorgten wir uns mit einer Wiege und den nöthigen Piken, Aexten, und nach Anschaffung aller dieser Gegenstände waren wir vollständig equipirt und der erste Tag in den Goldgefilden beendet. Um uns auch mit den gesellschaftlichen Verhältnissen bekannt zu machen, besuchten wir ein Kaffeezelt, wo wir zu unserem Erstaunen ein deutsches Harfenmädchen antrafen, welches den Gästen eben durch das bekannte Lied: „Wenn ich am Fenster steh ꝛc." einen Ohrenschmauß bereitete. Conversation fand statt in fast allen Sprachen Europas und Asiens, und ich glaubte wahrhaftig die Sprachverwirrung von Babylon vor mir zu haben. Nur Chinesen fehlten bei diesem Quodlibet, denn sie leben abgeschlossen von den andern Nationen, erwählen sich aus ihrer Mitte ein Oberhaupt, welches alle Streitigkeiten schlichtet und bei dem sie sich Raths erholen, so daß sie den königlichen Beamten (Commissioner), dessen mit Fähnchen geschmücktes Zelt einen romantischen Hügel beherrscht, gar nicht in Anspruch nehmen.

Des andern Morgens begannen wir unser Werk, d. h. wir machten eine Höhlung in die Erde, deren Länge und Breite ungefähr 4 Fuß hatte, und die an demselben Tage die Tiefe von 14 Fuß gewann. Denn da der Boden weich ist, ging auch die Arbeit gut von statten. Während des Tages erhielten wir Besuch von einem Breslauer Herrn, der uns seine Diggererfahrungen eröffnete und unsern Schacht besichtigte, den er nach allen Regeln der Kunst angelegt fand. Obgleich wir Anfänger keinen Bergmann zur Seite hatten, fanden wir die Diggerregeln doch so begreiflich, daß wir sie, selbst ohne sie zu kennen, leicht befolgten. Sie bestehen im Grunde eben nur darin, daß man ein Loch gräbt, wenn man Gold finden will.

Wegen der großen Arbeiternoth ist der Landbau Australiens noch nicht so weit gediehen, hinreichend Vegetabilien für die Colonisten liefern zu können, so daß der Preis für Gemüse schon in Melbourne ein erstaunlicher ist. Wenn man bedenkt, daß ein Kohlkopf 8 Groschen, eine Portion Kopfsalat 20 Sgr. kostet, so kann man auf die Preise anderer Gemüse

einen ungefähren Schluß machen. Man ist deshalb genöthigt, und besonders in den Diggings, zu Fleischspeisen seine Zuflucht zu nehmen, und hier herrschen wegen des großen Reichthums an Schlachtvieh wieder Hammelbraten vor. Unser Frühstück bestand also meistens aus Thee und Schöpsenbraten, Mittagessen aus Schöpsenbraten und Thee und Abendessen aus den Reliquien der beiden ersten Mahlzeiten.

Wir arbeiteten nun rüstig fort, und man kann sich denken, mit welcher Freude wir am Abend des dritten Tages auf Pfeifenthon stießen, unter welchem gewöhnlich die goldhaltige Erde verborgen ist. Unsere erste Wäsche begannen wir unter den verschiedenartigsten Gefühlen. Während ich die Cradle bewegte, malte mir meine lebhafte Phantasie goldene Berge, und ich wurde auch einigermaßen befriedigt, da das Resultat unserer ersten Wäsche 24 Penny weight's*) ergab, im Werthe von 4 L. St. 6 Sh. Dies war unsere erste, aber auch glücklichste Ausbeute, denn während der 14 anderen Tage war der Antheil eines jeden von uns 6 Schilling. Ich, der ich nicht Goldgräber aus Beruf, sondern aus Neugierde geworden war, nahm unter diesen Umständen meinen Weg nach Melbourne, gleich vielen anderen Enttäuschten, zurück und hatte während desselben mich des Zufalls zu erfreuen, die Bekanntschaft einer Person zu machen, welche in den Diggings wie in Melbourne gleich berühmt ist.

Auf der Mitte des Weges nach Melbourne befindet sich ein von gigantischen Gummibäumen beschatteter Teich, welcher den Reisenden gewöhnlich zum Ruhepunkt dient. An diesem Teiche sah ich einen Mann sitzen, den ich seines verwegenen Aussehens halber für einen bushranger (entlaufenen Sträfling) gehalten haben würde, wenn ich nicht von einem Deutschen, der auch seine Mittagsrast hier hielt, eines Bessern belehrt worden wäre. Als ich sein Gesicht genauer betrachten konnte, sah ich eine kühn gebogene Adlernase, scharf markirte, aber von Leidenschaften durchfurchte Züge. Mein freundliches God morning würdigte er kaum einer Antwort. Inzwischen belehrte mich der Deutsche über die Person, welche mein Interesse so sehr fesselte. Er erzählte u. A.: Der Mann, der dort

*) Penny weight ist der 20ste Theil einer Ounce, deren 1 Pfd. 12 hat. Das Penny weight hat wiederum 20 Grains.

ausgestreckt liegt, ist ein Deportirter, dessen Strafzeit 1851 beendigt war, und der sich sofort nach den damals neu entdeckten Minen begab. Das Glück begünstigte ihn, und nach 4 Monaten kehrte er, ein Mann von 4000 Pfund Sterling, den Diggings den Rücken. In Melbourne angekommen, überließ er sich aber den ausschweifendsten Orgien, und vier Wochen später kehrte er arm nach Bendigo zurück, um es nach einem Vierteljahre mit einer noch glücklicheren Ausbeute zu verlassen. Dieses Spiel hat der Günstling Fortunens abwechselnd zwischen Entbehrung und Ueberfluß bis heute getrieben. Aber seine Gesundheit ist zerrüttet und golden Frank (Goldfrank) steht am Ende seiner Gräbereien.

II.

Eine Fahrt von Melbourne nach Ballarat im Jahre 1851.

Als wir die Stadt hinter uns hatten, holten wir die Armee von Ochsenwagen ein, die nach Norden fuhren und von Männern und jungen Burschen umgeben waren; hier und da sah man auch Frauen darunter. — Dort wird ein Wagen von vier Bullenbeißern gezogen, hier in der Deichsel eines andern geht eine Dogge, die eine Last von 5 Centnern mit Hülfe eines Mannes, der nachhilft, zieht. — Jetzt öffnet sich uns die Aussicht auf eine geräumige Ebene, die von Bergketten in der Ferne eingerahmt ist. So weit das Auge reichen kann, erblicken wir Menschen auf der Wanderung, eine unabsehbare Linie, bald verschwindend auf dem wellenförmigen Boden, bald wieder auftauchend — Engländer und Deutsche, Irländer und Schotten und Bewohner Vandiemensland's.

* * *

Bei Yuille's Furth halten 16 Gespanne und nahe an 200 Menschen. Man kann kaum den Strom passiren, der vom gestrigen Regen angeschwellt

ist. Aber die Menschen knüpfen Taue dutzendweise zusammen und ziehen die Pferde und die Wagen hindurch. Einige ziehen, Andere kochen ihr Mittagsmahl, wieder Andere laden die Wagen ab, und noch Andere wühlen den Boden um. Jenseits der Furth ist die Straße herrlich, die Landschaft reizend, das Land mehr bebaut und mit Bäumen bewachsen wie ein Park. Man erblickt Ladidak, eine schöne Schlucht, die durch mehrere zusammenstoßende Hügel gebildet wird, und in deren Grunde sich der Fluß so krümmt, daß man ihn drei Male passiren muß.

Wo früher tiefe Stille herrschte, die nur von der Stimme des Glockenvogels unterbrochen ward, da knarren heute die Wagen, brüllen die Ochsen, fluchen die Fuhrleute und trüben das Wasser des einst klaren Stromes. — Ein Lager von Zelten ist von denjenigen aufgeschlagen, die es für klug gehalten, ihren Thieren erst eine Nachtruhe zu Theil werden zu lassen, ehe sie den reißenden Strom durchkreuzen; die Kuhglocken hört man weithin läuten. Mittlerweile ist eine improvisirte Brücke geschlagen, ein Baum quer über den Fluß geworfen, und Menschen gehen hinüber und herüber wie eine Reihe Ameisen. Ein Fuhrwerk fiel mitten im Strom um: der Hundekarren kommt glücklich hindurch. Wir erreichen die Pentland-Hills, an deren Fuß in der langen Schlucht ein zweiter Lagerplatz ist. Langsam traben wir weiter. Am wolkenlosen Himmel steigt der Mond herauf. Eine schneidende Kälte auf den Hochlanden. Die dort Bivouakirenden essen, trinken und rauchen, — Architekten, Juweliere, Chemiker, Buchhändler, Kesselflicker, Schneider und Seeleute — sie frieren, aber sie sind guter Dinge. Auf der nächsten Station machen wir Halt und erquicken uns am Heerd und Tisch unseres Freundes.

Der Morgen des folgenden Tages brach klar und frisch an, der Boden war weiß von Reif. Bei Tagesanbruch kam der Zug der Pilger über die Ebene — die Deutschen mit Schiebkarren voran. Zu Ballan finden wir ein Wirthshaus, aber nichts zu essen. Ein Pferd, das zwei Reiter auf seinem Rücken trägt, kommt in vollem Lauf vorüber. Der Wald wird dichter. Gegen Abend erreichen wir das gastliche Laubdach von Lal-Lal, wo mit Tagesanbruch alle Lachvögel der Gegend sich ein Rendezvous zu geben schienen. Ha! ha! ha! ho! ho! ho! hu! hu! hu! schallt es weithin in allen möglichen Tonarten.

Die Cavalcade setzt sich in Bewegung und durchschreitet einen breiten Fluß, wo ein Mann im bloßen Hemde, ohne Beinkleider, neben seinem Fuhrwerk herschreitet und seine Rosse antreibt, fürchtend, daß sein Gespann unterwegs stecken bleiben möge. Unser nächster Ruhepunkt ist Warren-Neep, wo wir uns mit einem Trunk aus dem köstlichen Mineralbrunnen erquicken. Zwei Meilen von Warren-Neep dachen sich die Hügel allmälig nach Ballarat ab. Die Waldbäume werden höher und dichter, aber die Oberfläche des Bodens ist nicht so grasreich. Die Straße hebt sich aus einem reichen Thallande von beträchtlicher Ausdehnung, der Hügel zur Linken steigt so sanft an, daß wir uns über seine Höhe täuschen. Anderthalb Meilen von Golden Point erblicken wir die ersten Zelte durch die Bäume hindurch. Black Hill steigt zur Rechten steil neben einem Creek, der seinen Fuß bespült, empor, und durch die dichtstehenden Bäume, die die Straße beschatten, sehen wir die Träger mit ihrer Erde herabkommen.

Dem Ufer des Creek entlang stehen die Cradles in einer Reihe, und die Wäscher sind in voller Arbeit. An der andern Seite des Berges fließt der River Lee und bildet einen rechten Winkel mit dem Creek; eine halbe Meile längs seines Ufers sind die Cradles ebenfalls in Thätigkeit. Wir eilen hinunter, verlassen die Straße, kreuzen das Thal, springen über einen Damm und sind mitten unter den Arbeitern. Das ist ein Klirren, Klappern und Plätschern, worunter alle andern Töne verhallen.

Die Cradle ist ihrer Länge nach mit dem Wasser parallel gestellt. Der Cradleman hält den Griff in seiner Linken und dreht fortwährend; mit einem Stab oder Kratzer zerstößt er die Erdklumpen oder rührt das Aneinanderklebende durch. Der Waterman steht am obern Ende der Cradle und füllt mit einem Löffel fortwährend Wasser hinein. Ein dritter Mann sammelt in einem großen zinnernen Becken sorgsam den Brei, der durch die Siebe der Cradle auf die Bretter darunter gefallen ist, trägt die Schüssel in den Fluß, geht bis an's Kniee in's Wasser, und indem er sein Gefäß untertaucht, es mit dem Inhalt hin- und herschüttelt, fällt das edle Metall auf den Grund, und die Erde und der Sand sondern sich davon.

Nach langem Waschen sieht man den glänzenden Staub auf dem Grunde des Gefäßes. Dies Residuum wird sorgfältig in einer kleinen

Pfanne ausgewaschen, am Feuer getrocknet und zum Verkauf in Flaschen oder Kästchen gethan. Inzwischen untersuchen der Cradleman und Waterman die Quarzsteine im obersten Sieb, ob Gold darin sei. Hier und da wird ein Goldstück, das am Quarz sitzt, gefunden, den Rest wirft man bei Seite. Die Cradle wird abermals gefüllt, die Männer arbeiten von Neuem und das Geklapper beginnt wieder. An der Spitze des Hügels sind die Goldgräber in emsiger Thätigkeit; die Träger klimmen die steile Wand hinab und ziehen einen mit goldgeschwängerter Erde gefüllten Schlitten hinunter, Einige tragen zinnerne Gefäße auf den Köpfen, Andere Säcke auf den Rücken. Haben sie die Erde hinuntergebracht, so steigen sie den Weg wieder hinan, und das geht so fort vom „Morgen, bis des Abends Thau die Erde feuchtet."

Indem wir zur Straße zurückkehren, wird das Lager an dieser Seite von Golden Point sichtbar. Man hört ein Geräusch wie das fortwährende Tönen von tausend gedämpften Trommeln oder das Rauschen eines mächtigen Wasserfalls. Wenn wir aus den Bäumen heraustreten, sehen wir die Ursache. Vom Rande des Waldes an erstreckt sich ein großer Sumpf, durch den der Lee strömt. Uns gegenüber liegt der Rücken eines kühn emporstrebenden Hügels, an dem das Gewässer sich bricht. Längs des Flusses eine halbe Meile weit etwa sind Cradles aufgestellt, so dicht aneinander gedrängt, daß sich kaum arbeiten läßt, an einigen Stellen in drei Reihen. Die Träger schwärmen auf und nieder, mit allen Arten von Gefäßen zum Transport der Golderde, vom Sack bis zum Schiebkarren. Wie bei einem Eisenbahnbau, wo die Spitze eines Hügels abgetragen wird, um ein Thal auszufüllen, so schwärmt dieser Ameisenhaufen umher. — Höher hinauf zur Kuppe des Hügels, an seinen Seiten entlang und rechts und links bis zum Sumpfe hinab sind die Zelte, dicht gedrängt, und weiter unten bilden die hohen Bäume mit weißer Rinde den Hintergrund. Das ist Ballarat. — Wir setzen über den Sumpf und kommen an das Zelt des Commissärs. Dieser verhört gerade einen Dieb, der in Ermangelung eines Gefängnisses die ganze kalte Nacht hindurch an einen Baum gebunden war. — Pferde, Wagen, Karren, Gigs nebst den Besitzern derselben sahen wir rund umher. Squatters, Kaufleute, Farmers, Krämer, Schafhirten, Arbeiter, Künstler, Advokaten, Aerzte, Gottesgelahrte, Alle

sind hier. — Ihr begegnet hier Menschen wieder, die Ihr seit Jahren nicht gesehen hattet; sie erkennen Euch zuerst, denn in diesem Kostüm, mit diesem Bart, in diesem Schmutz vermögt Ihr kaum eure intimsten Freunde zu erkennen. „Willkommen zu Golden Point! Ah! alter Freund! kannte Sie kaum! Wie steht's mit dem Gewinn? Eine Woche lang fand ich Nichts, versuchte drei Gruben und fand kein Gold. Meine Gesellschaft, entmuthigt, verließ mich. Ich bildete eine andere Gesellschaft, 18 Fuß tief gruben wir, bis wir auf den Quarz stießen, wühlten hindurch und jetzt habe ich den blauen Mergel erreicht. Es ist ein kapitales Loch, kommen Sie und schauen Sie."

Denkt Euch einen riesigen Bienenkorb, dessen Zellen 8 Fuß weit und zwischen 6 und 25 Fuß tief sind, die Scheidewände verhältnißmäßig dünn, und ein Loch, in dessen Mitte selbst es gefährlich ist, zu arbeiten.

„Geh' sacht, denn unterhöhlt ist hier der Grund."

Die Minirer bewegen sich munter umher, mit Hacke, Schiebkarren und Säcken, laufen auf den schmalen Rändern hin, während unten Andere hacken, schaufeln und das Feuer versorgen.

„Keine Gefahr, Herr! Unsere Wand ruht auf Quarz. Wir haben das Gold endlich erreicht. Machten gestern eine Unze. Drei Gruben weiter wurde gestern ein Mann getödtet, eine Wand fiel auf ihn. Sein Kamerad hatte sich den Kopf frei gehalten und wurde bis an den Hals verschüttet." —

„Keine Entschuldigung wegen der Leiter, — führt sie doch halbwegs hinunter, ein Sprung und der Boden der kapitalen Grube ist erreicht." Fast vier Fuß rothen Sandes bilden die oberste Schicht, dann kommt eine Lage Pfeifenthon, worunter der Quarzfelsen liegt, dann eine Schicht Quarzkiesel mit eisenhaltigem Sande vermischt, — ist die durchstochen, so ist der blaue Mergel erreicht, worin die Goldader gefunden ist.

Der Commissär hat genug zu thun, Licenzen auszugeben. An der einen Seite seines Zeltes ist die berittene Polizei, an der andern die Wache der Schwarzen. Die schwarzen Burschen sind eifrig beim Schneidern, nur einer liegt platt auf dem Rücken in der Sonne hingestreckt und singt einen monotonen Nationalgesang. Dort warten drei Männer auf die Erlaubniß, in's Zelt des Commissärs treten zu dürfen.

„Ich sage dir, Bill, dies hier ist respektable Gesellschaft, — dies Zelt enthält Leute erster Klasse aus Melbourne, und dort sind noch mehr. Die größten Nobs sind eben dasselbe, wie wir Snobs!*) Ich sah Mr. . . . von Barwon heute Morgen hier; er fand seinen Schäfer in einer Grube Gold suchen. Er kommt mit seinem Bruder und will mit den Andern einen Zug thun; aber als er jenen sah, blickte er ganz verdutzt drein und meinte: „Nein, ich kann nicht hinabsteigen zu dem," — und ich glaube, der Narr eilte zurück, — aber komm, wir sind an der Reihe!"

Die Sonne wirft lange Schatten, ein Flintenschuß fällt aus dem Zelte des Commissärs, — das Signal zum Aufhören des Grabens. Die Feuer flackern auf, die Leute sammeln sich um dieselben zur Abendmahlzeit. Der Rauch ruht über den Bäumen wie über einer Stadt. Das Knarren und Klappern der Cradles ist verklungen, statt dessen hört man laute Stimmen und schallendes Gelächter, untermischt mit den Glocken der weidenden Ochsen und dem Gebell der Hunde, das um so lauter wird, je mehr die Dunkelheit zunimmt. Die Wache der Schwarzen, die geschmeidig und graciös wie Känguruhs in ihren Bewegungen sind, führt ein Scheingefecht auf: ein Schwarzer greift mit einer Bratpfanne an, der andere thut, als wolle er ihn mit seinem Messer stechen; ein Maler könnte Studien machen an diesen Attitüden. Horch! vom Black Hill herüber tönt Hörnerklang zu uns durch das Thal; dicht zur Seite erklingt die süße Melodie eines deutschen Männergesangs, und dort vom Flusse her läßt sich der Chorus rauher Matrosenstimmen hören. Die Entfernung mischt alle Töne in ein harmonisches Ganze, und dem Ohre des Müden klingt diese Musik wie das Summen auf einer englischen Wiese im Herbst. —

Ein Hieb! Ein Schlag! noch einer! nun Pelotonfeuer! Kampfgeschrei erhebt sich, mischt sich mit der Musik und übertönt dieselbe gar! —

Der warme Tag endete in eine bitterkalte Nacht, und ein Sturm mit Schlossen und Schnee tobte am Sonntag, — denn wir waren 1200 Fuß hoch über der Meeresfläche. Am Sabbath hört das Goldgraben und Waschen auf; aber die Axt und den Hammer hört man unabläßig, und

---

*) Die Bezeichnung Nobs kam in Adelaide für die Beamten und die Aristokratie auf, während man die Krämer und Alle innerhalb einer gewissen Linie Snobs betitelte.

das Krachen fallender Baumstämme dröhnt über die Hügel. Die Minirer bauen Hütten, bessern Zelte aus, sammeln Brennholz und waschen ihre kothbefleckten Kleider.

Bald gewinnen die Männer ein sauberes und civilisirteres Ansehen, bilden Gruppen, vergleichen Noten, machen Zahlungen. Wer ohne Erfolg gearbeitet hat, wandert nach fernen Plätzen und tröstet sich mit der Hoffnung auf künftigen Gewinn. Einige eilen zum Postamt.

Neue Ankömmlinge strömen herbei und Leute, die nie zuvor außer dem Bereich eines Wirthshauses und ohne Aufwärter gelebt haben, müssen lernen, wie sich's unter einem Baume wohnen läßt und wie man eine Keule brät ohne Bratpfanne.

III.

Abenteuer eines Goldgräbers.

Folgende Auszüge aus der Correspondenz eines Mannes, der einen guten Platz von 300 Pfund jährlich aufgab, um in die Gruben zu gehen, liefern ein anschauliches Gemälde von den Leiden und Freuden des Lebens in Australien.

Melbourne, 13. April.

„Ich bin abermals in dieser Stadt, wohin mich mein beständiges Mißgeschick in den Gruben getrieben hat. In den letzten sechs Monaten war ich am Rande der Verzweiflung, arbeitete wie ein Pferd, existirte Gott weiß wie — und noch peinlicher ist der Gedanke, wie ich künftig existiren soll. Ich bin überall im Lande umhergestrichen, aber ein unerbittliches Mißgeschick hat mich unter seinen besondern Schutz genommen, sich so fest an meine Sohlen gehängt, daß ich seit meiner Ankunft dahier auch nicht die mindeste Beschäftigung finden konnte. Jetzt, am Vorabend des Charfreitags, bin ich genöthigt, mich ins „Gebüsche“ zurückzuziehen

und daselbst über die Feiertage mein Dasein zu fristen, so gut ich kann, denn meine Mittel sind gänzlich erschöpft, und ich sehe mich außer Stande, auch nur für etliche Tage etwas aufzutreiben. Aber ich werde es überstehen, wie ich schon früher manches andere Leiden überstanden habe, und ich will Ihnen ein kurzes Briefchen schreiben, sobald ich mich wieder etwas comfortabler befinde. Ich habe nicht das Herz, an Herrn . . . zu schreiben, aber wenn man nach mir fragt, können Sie einfach sagen, ich sei ganz wohl und sei wegen meines Mißgeschicks in den Gruben hierher gekommen.

„19. Mai. Ich schrieb Ihnen am 13. vorigen Monats. Damals war in meiner Börse eine solche Ebbe, daß ich mich, wie ich Ihnen gemeldet habe, genöthigt sah, die Osterfeiertage im Gebüsch zuzubringen. Seit dieser Zeit hat mir das Schicksal so manchen boshaften Streich gespielt, daß ich seine vielfachen und schnell aufeinander folgenden Neckereien kaum als Wirklichkeit nehmen konnte. Ich will Ihnen indeß eine flüchtige Skizze von dem entwerfen, was mir während dieser kurzen, aber ereignißreichen Periode zugestoßen ist. Nachdem ich meinen Brief an Sie vom 13. vorigen Monats beendigt hatte, schaffte ich meinen Koffer zu einem alten Bekannten, mit der Bitte, ihn aufzubewahren, bis ich mich nach einer Beschäftigung umsehen könnte. Ich hatte ihn in den letzten zwölf Monaten nicht mehr gesehen, und so hatten wir einander natürlich sehr viel auszufragen. Ich bekannte offen, daß meine Aktien sehr schlecht standen, und sagte, daß ich bereitwillig nach jeder Gelegenheit greifen würde, um mich wieder flott zu machen. Vom Stand meiner Börse erwähnte ich nichts und erzählte auch nicht, daß ich über die Feiertage gezwungen gewesen, „mein schamhaft Haupt im Gebüsche zu verbergen", aber ich sagte ihm, daß ich im Lande umhergehen wolle, um eine Beschäftigung zu suchen. So kam das Gespräch auf die Stellung, die ich früher in meiner Heimath inne gehabt. Nachdem ich ihm darüber Aufschlüsse ertheilt, sagte er: „Ei, unsere Prinzipale suchen gerade einen Schreiber, wenn Sie wollen, so gehe ich hin und spreche mit Herrn ... über die Sache." — „Aber, meinte ich, sehen Sie nur meinen Aufzug an (ich war im Gräberhabit), ich kann in diesen Kleidern nicht vor ihn treten." — „Die Kleider brauchen Ihnen keinen Kummer zu machen, versetzte er; Herr ... mußte, als er in die

Kolonie kam, anfangs die Schafe hüten und kann deshalb Ihren Fall um so leichter begreifen." — „Ganz gut," sagte ich, „leiten Sie es ein, daß ich zu ihm kommen kann." Er ging, und nach wenigen Minuten stand ich vor Herrn .... Die Besprechung war ganz kurz. Er betrachtete mich von Kopf zu Fuß sehr scharf mit einem Blick des Erstaunens, wie mir schien, denn es lag auch wirklich eine Unverschämtheit darin, mich in einem solchen Aufzuge um den Platz zu bewerben. Er fragte, was ich seit meiner Ankunft in der Kolonie gethan, mit was ich mich zu Hause beschäftigt habe u. s. w., und dann sagte er mir, sie wollten die Sache überlegen und mir in einigen Tagen Antwort geben. Aus dem Ganzen schien mir, daß mein Gräberhabit einen unvortheilhaften Eindruck gemacht hatte, doch beschloß ich noch kurze Zeit in der Stadt zu bleiben, um das Resultat zu vernehmen. Ich wartete beinahe eine Woche, aber es kam nichts. Ich brach also auf und verbrachte die folgende Nacht im Gebüsch, einige Meilen von der Stadt, hatte aber da sehr wenig, um das Sehnen des „innern" Menschen zu stillen.

„Am folgenden Tag, als mir der Hungertod in's Gesicht starrte, verkaufte ich meinen getreuen alten Hund Raßler, der seit meiner Ankunft in der Kolonie mein beständiger Gefährte gewesen, um drei Sovereigns, und machte mich dann in's Innere des Landes, um Arbeit zu suchen, konnte aber keine finden. Drei Tage später befand ich mich in Castlemaine, und nun beschloß ich, in die Avocagruben zu gehen, um meinen Bruder zu besuchen und ihm meine Noth zu klagen. In zwei Tagen erreichte ich diesen Ort und hatte nur noch wenige Schillinge in der Tasche, als ich ankam. Er empfing mich ganz brüderlich und bot mir einen Schein für 25 Unzen Gold an, die er bei dem Commissionär in Bendigo liegen hatte; dann gab er mir noch zwei Pfund, um an diesen Platz zu kommen. Ich brauchte nicht so viel, aber er bestand darauf, also nahm ich's und reiste noch am selben Abend nach Bendigo ab. Ich machte in dieser Nacht sechs englische Meilen und am folgenden Tage ungefähr 30, bis ich an den Ueberfahrtsort über den Laddon-River, ungefähr zwölf Meilen von Castlemaine, gelangte. Jetzt aber zog ein schweres Gewitter heran und nöthigte mich, in eine Pseudoherberge zu treten, um zu übernachten, was ganz gegen meinen gewöhnlichen Brauch ist, wenn ich bei halbweg ordentlichem Wet-

ter in diesem Lande reise. In der Regel zünde ich ein Feuer im Gebüsch an, bette mich auf ein Lager von Baumzweigen und bleibe diesen Herbergen an der Straße fern, denn sie stehen mit sehr wenigen Ausnahmen überall in den Gruben im schlechtesten Rufe. Hier stieß mir nun ein Abenteuer auf, das mich beinahe das Leben kostete. Ich kann jetzt nicht auf ausführliche Details eingehen, — dies muß einem Winterabend am traulichen Heerd vorbehalten bleiben, wenn mir je noch einmal diese Freude zu Theil werden soll. Die Herberge war eine Buschklepper- und Räuberhöhle. Man prakticirte mir etwas in ein Glas Sodawasser hinein, aber Gott sei Dank, die Dosis war von einer ungeübten Hand gemischt, und dieser Thatsache allein habe ich meine Rettung und mein glückliches Entkommen aus den Händen der Räuber zu verdanken. Statt mich zu betäuben, wie sie ohne Zweifel beabsichtigten, regte das Getränk nur mein Hirn auf. Sobald ich seine Wirkungen verspürte, stürzte ich zwischen **10** und **11** Uhr in der Nacht, ohne etwas anderes als Hemd und Hosen auf dem Leibe, hinaus und rannte, so schnell meine Beine mich tragen wollten, in's Gebüsch, um mein Leben zu retten; die Schurken verfolgten mich zu Pferd, aber die Schnelligkeit meiner Flucht, die Dunkelheit der Nacht und etwas anderes noch, worin ich eine besondere Fügung der Vorsehung erblicken muß, die mir den Weg zeigen wollte, nämlich die Stimme eines Vogels, des Mawpaw oder australischen Kuckucks, rettete mich.

„Die Wirkungen, welche der Trank auf meine Einbildungskraft hervorbrachte, waren der außerordentlichsten Art; ich befand mich noch sechs Stunden später unter dem Einfluß eines höchst seltsamen Gefühls — es hatte keine Aehnlichkeit mit Trunkenheit, aber ich kann es nicht beschreiben. Ich war mir aller Dinge vollkommen bewußt, doch konnte ich nichts fest im Auge halten, alles schien mir wie durch einen Spiegel reflektirt, und ich schwebte, wenn Sie mich begreifen können, so leicht und luftig über den Boden hin, daß es mir, obgleich mein Körper die kalte Morgenluft scharf empfand und ich mir an den Steinen und Gebüschen meine Füße auf's Empfindlichste wund riß, dennoch immer schien, als würde ich von etwas Uebernatürlichem gehalten, was mich über die Dinge der Erde emporhob und keine Mattigkeit an mich kommen ließ — ich kann selbst nicht sagen, wie es zuging. Mein Gehirn muß sich in Folge des Tranks in einem

höchst seltsamen Zustande befunden haben, denn obschon dieser Vogel, der Maw-paw, mich unzweifelhaft meilenweit begleitete, so war doch das Merkwürdigste dabei das, daß ich sein Geschrei als Anweisung, wohin ich zu gehen hätte, deutete: z. B. du gehst irr, folge diesem Stern, halt, ruhe aus, schau auf, folge wieder diesem Stern u. s. w. Dies alles meinte ich so klar und deutlich zu hören, als ich je etwas in meinem Leben gehört habe, und ich folgte daher unbedingt und stellte mich gänzlich unter den Schutz und die Leitung dieser Stimme. Am nächsten Morgen fand ich, daß der Vogel mich durch das Gebüsch über Dick und Dünn 7 bis 8 Meilen weit geführt hatte, und zwar in einer geraderen Linie, als ich am hellen Tage in diesem unbekannten Lande hätte finden können. Mit Tagesanbruch befand ich mich in der Stadt Muckleford, ungefähr 5 Meilen von Castlemaine; ich erzählte da mein Abenteuer und verlangte Schutz gegen die Schurken, die mir sicherlich auf der Straße auflauern würden, denn ihr Glaubensbekenntniß heißt: „Die Todten können nichts verrathen.“ Man sagte mir, daß die nächste Polizei erst in Castlemaine sei, und daß man in der letzten Zeit von vielen Räubereien gerade an diesem Ort gehört habe. Man schenkte mir ein Paar alte Schuhe und regalirte mich mit einem Frühstück. Während ich mir dieses zu Gemüth führte, kam just einer von der Räuberbande auf seinem Weg von Castlemaine an der Hausthür vorbei, und aus der Richtung, die er einschlug, sah ich klar, daß er die ganze Nacht auf der Straße gelauert haben mußte. Ich war fest überzeugt, daß er nach mir sehen wollte, und daß er mich umgebracht haben würde, wenn er mich unterwegs getroffen hätte.

„Ich hatte, als ich aus der Räuberhöhle entsprang, meine sieben Sachen da zurückgelassen und wünschte sehr, sie wieder zu bekommen. Als ich daher nach Castlemaine kam, wandte ich mich an den Polizeibeamten, und bat ihn, er möchte mir helfen und einige Reiter absenden, um die Vagabunden zu verhaften; aber er ertheilte mir den höflichen Bescheid, daß er zwar schon viel von den Schandthaten dieses Gesindels gehört habe, jedoch mir nicht helfen könne. Als ich sah, daß nichts zu hoffen war, ging ich nach Bendigo, gab dort den Auftrag, mir das Gold in die Stadt zu schicken, und kehrte in aller Eile dahin zurück. Ich erfuhr jetzt, daß Herr . . . bei meinem alten Bekannten nach mir gefragt hatte und

daß er mir die Führung des Kapitalienbuchs übertragen wollte, wobei ich die weitere Aussicht hatte, im Fall ich mich gut anließ, als Schiffsschreiber angestellt zu werden und meine Talente bei dieser Schulknabenarbeit zu entwickeln. Ich hatte an demselben Tage bemerkt, daß Herr ... sich nach einem Buchhalter umsah, und da ich es für wahrscheinlich hielt, daß dies eine gute Stelle sei, so sagte ich zu meinem Bekannten, ich wolle mich darum melden. Er verschaffte mir Dinte, Feder und Papier, und nun setzte ich mich und verfaßte meine Schrift. Am folgenden Morgen erhielt ich meinen Koffer, putzte mich wie ein civilisirter Mensch heraus und gab in eigener Person mein Schreiben ab. Herr ... las es, sah mich an und lächelte, verlangte meine Zeugnisse zu sehen, fragte mich Einiges in Betreff derselben und machte mir dann sogleich den Antrag, mich für den Anfang mit 300 Pfd. jährlich anzustellen, mit dem Versprechen einer baldigen Verbesserung, wenn ich in seinem Dienste bleibe und seine Zufriedenheit erwerbe. Ich sagte zu und nahm sogleich meine Stelle im Comptoir ein, denn ich schätzte mich sehr glücklich, so leicht und so unerwartet einen Platz zu erhalten. Nach wenigen Monaten wird er mir 400 Pfd. jährlich eintragen. Ich könnte diese Summe schon jetzt bekommen, aber ich will, bevor ich sie verlange, noch einige Zeit warten, bis ich mich in den Geschäftsverhältnissen der Stadt etwas umgesehen habe.

„Ich habe Ihnen jetzt eine Geschichte meiner Leiden und Freuden in Victoria im Zeitraum von blos drei Wochen gegeben. Wer weder Kopf noch Geld mitbringt, bleibt besser zu Hause. Hätte ich nur ein paar hundert Pfund übrig, so wollte ich Niemandes Diener machen, denn obschon die Verhältnisse sich in der letzten Zeit hier sehr verändert haben, so wollte ich mich doch bald auf der Hochstraße zum Glück befinden. Bisher habe ich das Goldgraben mit dem Grundsatz „Etwas oder Nichts" betrieben, in der Hoffnung, es werde mir doch etwas zufallen, aber es ist mir nichts zu Theil geworden. Eine mehr als sechswöchentliche Krankheit war schuld, daß ich aus Campbells Creek weg mußte, wo ich ganz allein arbeitete."

IV.

Die Marquesas-Inseln.

Wir gingen auf der Insel Nuhiwa in der Bai Anna Maria oder Taïhahoe vor Anker. Man stelle sich rechts, links und nach vorn Felsen mit gespaltenen Gipfeln, wilden düsteren und wunderlich geformten Hochebenen vor; überall Schluchten, die von Bergströmen ausgehöhlt sind, überall eine rauhe und unzugängliche Natur, die das Auge zurückschreckt. Am Fuße dieser Granitfelsen erblickt man ungefähr zwanzig Hütten, vier sandige Alleen, ein hölzernes, ziemlich geräumiges Haus, einige Erdwälle, die als Festung dienen, fünfzig Kanaken, zwei bis drei Kokosbäume und ein paar Missionare, die aber fast ohne Schüler sind; dabei vernimmt man unaufhörlich das klagende Gestöhn der hohlanschlagenden See, die mit Getöse gegen die Korallen stürmt, die sie gefangen halten; hierzu gesellen sich zeitweilig tropische Regen, die sich cascadenartig von dem Gipfel der Berge stürzen und sprudelnd bis zum Strande fortwälzen ... so ist die prachtvolle französische Niederlassung von Nuhiva beschaffen, der von Taïti würdig an die Seite zu stellen!

In Nuhiwa wird Menschenfleisch gegessen, aber keinenfalls so viel als in Dominica, wo die französische Flagge weht, oder in Neu-Calodonien, diesem wilden und ungastlichen Boden, wo der Mensch dem Menschen zur Mahlzeit dient, und wo besonders der Europäer die größte Gefahr läuft, falls ihm nicht Bajonett und Kanone vorangehen.

In Taïhahoe ist dieser gräuliche Gebrauch jetzt abgeschafft; in den benachbarten Buchten dagegen ist die Menschenfresserei noch ganz im Schwange; der Schwächere dient dem Stärkeren zur Nahrung und die Religion billigt das Verfahren des Siegers.

Ich kenne nur ein Volk, welches ohne Gott, ohne Kultus und ohne Altar lebt: dies sind die wilden Bewohner von Neusüdgallien. Sie nähren sich von Ameisen, Schlangen und Insektenlarven und schienen mir auch

nicht eine Idee von der Schöpfung, noch von einem ewigen Wesen zu haben; ich fragte sie vergebens nach ihren Vorfahren, sprach vergebens zu ihnen von einer göttlichen Vorsehung, von der Vergeltung des Bösen — sie verstanden mich nicht. Diese Bedauernswürdigen werden geboren, leben, pflanzen sich fort und sterben; sie haben kein Auge für ein Diesseits, noch für ein Jenseits.

Die allerwildesten Völkerschaften der Erde haben Götter, die sie nach ihrem Belieben absetzen, wenn sie eine Schlacht verloren und die sie später wieder annehmen, wenn sie einen Sieg errungen haben.

Auf Nuhiwa, wo die Menschenfresserei durch die Religion unterstützt wird, und wo die französischen Waffen sie noch nicht haben ausrotten können, hat es seit undenklichen Zeiten Gottheiten gegeben, die noch heut zu Tage bei den wilden Bewohnern in Ansehn stehen.

Nuhiwa, so lautet die religiöse Sage der Eingebornen, war anfangs flach und lang, jetzt ist es rund und bergig. Auf seinen runden und wilden Kämmen, die, nach allen Seiten hin geborsten, auf einen vulkanischen Ursprung deuten, rauscht das dichte Laubwerk vegetabilischer Kolosse, die den Boden zu erdrücken scheinen. Nichts kann gewaltiger sein, als diese Natur, nichts ehrfurchtgebietender, als das Stillschweigen dieser Einöden, welches weder von dem Geheul wilder Thiere unterbrochen wird, noch je vom Schrei des Krieges widerhallt, denn Tod und Unheil sind nur hier am Strande, in der Nähe der Wellen, welche die Ueberreste der Schlachtopfer dahintragen.

Allein wie hat nun dieser Boden, welcher heut zu Tage dem Auge so wild erscheint, eine so wunderbare Verwandlung erlitten? Das ist einfach so zugegangen: Ein Gott Namens Atua, vertrieb sich einmal die Zeit mit Angeln; denn das ist eben so eine Beschäftigung der Götter, wie der Menschen. Die Gelehrten unter den Nuhiwanen behaupten, er habe in einer Pirogue gesessen. Er wurde von dem Wind, der eben wehte, ganz nach Belieben in allen Richtungen der Windrose umhergetrieben; plötzlich empfand er, seiner Göttlichkeit ungeachtet, Verlangen, sich zu Tisch zu setzen. Er schneidet einen Fisch in zwei Stücke, wirft eine Hälfte davon in die Luft, sie fällt zurück und siehe, da ist die Insel am ersten Tage ihrer Schöpfung.

Gott Atua steigt an's Land, macht einen Spaziergang und stillt sei-

nen Hunger. — Es scheint, daß er in Hinsicht der Landschaft ein Freund der Abwechselung war, weil er dies Labyrinth von übereinander gehäuften Bergen, Schluchten und Klippen schuf, mit denen die Insel heut zu Tage auf so seltsame Weise bedeckt ist.

Auf die Mahlzeit folgt ein Schläfchen; das ist so bei den Göttern, wie bei den Menschen in Brauch. Atua schlief ein, schnarchte ohne Zweifel und zog durch diese Nasenmusik einen andern, aber böswilligen Gott herbei, der sich ihm näherte, einen ungeheuren Kieselstein aufhob, damit sorgfältig nach ihm zielte, aber, obgleich er nur zwei Schritte von seinem Gegner entfernt war, ihn dennoch verfehlte — — Atua erwachte und gerieth, obschon er ein Gott war, in einen teuflischen Zorn; er bemächtigte sich seinerseits des Kiesels und schleuderte ihn gegen seinen ungeschickten Feind, der zu Boden stürzte, um nicht wieder aufzustehen. Man zweifle nicht etwa an der historischen Wahrheit dieses Zweikampfes, denn der mörderische Kiesel ist in der Bai Callet noch für Jeden sichtbar, der ihn zu sehen wünscht. Auf einer beinahe senkrechten Klippe stellt sich den erstaunten Blicken vorspringend der riesige Kiesel dar, und wenn man nur ein wenig guten Willen mitbringt, so unterscheidet man auch die Spur der mächtigen Finger des Gottes auf dem heiligen Steine.

Bedarf es wohl noch eines weiteren Beweises für die Ungläubigen? Man höre nur den fröhlichen Gesang des Patiotio, eines reizenden kleinen gelben Vogels, der alle Morgen und alle Abend den Triumph des unsichtbaren Herrschers aller dieser Inseln zwitschert. Dennoch gab es unter den Einwohnern dieser Gegenden Leute, die ihren Gott auch sehen und handgreiflich fühlen wollten.

Der Kiesel war freilich ein Beweis und zwar ein fast unwiderleglicher; aber man wollte doch noch einen andern haben, und eines schönen Morgens verließen einige Pirogen das Land, um die unbekannte Oase aufzusuchen, von welcher Gott Atua hergekommen war. Aber leider sind die Winde unbeständig, sie haben ihre Launen, ihre Zornanfälle, und kein Mensch hörte je wieder ein Wort von den Pirogen, so daß die Bevölkerung von Nuhiwa nur im alleinigen Glauben an den Kiesel verblieb.

Freilich werden früher oder später Dampfwolken die Insel mit einem langen Trauerflor bedecken, und der Donner, den ein mächtigerer Gott als

Atua regiert, wird den Thron des Götzen umstürzen und auf Nuhiwa die Lehrsätze einer Religion der Gerechtigkeit, der Nachsicht und des Friedens zur Herrschaft bringen. Wann aber wird dieser Tag erscheinen, wann wird die Stunde schlagen? Die geringen moralischen Fortschritte, welche die Franzosen bis jetzt auf den Marquesas-Inseln gemacht haben, flößen ernsthafte Befürchtungen für die Zukunft der Kolonie ein.

Vor nicht langer Zeit schickte der Kommandant der französischen Station auf Bitten einiger Nuhiwaner, die über das Schicksal ihrer auf Entdeckungsreisen ausgegangenen Väter beunruhigt waren, eines seiner Schiffe aus, um die abenteuersüchtigen Argonauten aufzusuchen; da aber keine Spur von ihnen aufgefunden wurde, so sind die Nuhiwaner überzeugt, daß ihre Landsleute, glücklich in der Gesellschaft des Gottes Atua, nicht in ihr altes Vaterland haben zurückkehren wollen.

Da man auf den Marquesas-Inseln den Cultus einer Gottheit hat, so muß man wohl auch in Betreff der Todten ernstere Ansichten haben. Wer hier stirbt, verschwindet nicht für immer aus dem Andenken der Freunde und Eltern, die ihn geliebt haben. Sobald das Leben entschwunden ist, läßt sich von allen Seiten ein Geschrei der Verzweiflung hören; man versammelte sich in dem Sterbehause, man umringt die Leiche, man benetzt sie mit Thränen, und dann bekleidet man sie auf das Sorgsamste mit ihren schönsten Schmucksachen; man legt dem Todten zur Seite seine prächtigsten Waffen, vornämlich die, welche er von Feinden erbeutet bat, und nachdem man das Gebet für die Todten hergesagt hat, setzt man den Leichnam in eine Piroge; die Beine liegen horizontal, der obere Theil des Körpers wird vermittelst zweier senkrechten Stützen am Boden befestigt, und Kopf und Arme werden mit Hülfe einer dritten so aufrecht gehalten, daß man glauben sollte, das Leben weile noch auf dieser gedankenlosen Stirn, in dieser stumm gewordenen Brust. Da jedoch die Wirkungen der Verwesung bekämpft werden müssen, so reiben Männer und Frauen unaufhörlich den Leichnam mit Cokosöl ein, wobei sie die zärtlichsten Worte an ihn richten.

Nachdem dies geschehen, werden die Nachbarn zusammen gerufen, und vor dem Schmause, der nun stattfinden soll, und zu dem man, je nach dem Ansehen, in welchem der Verstorbene stand, eine gewisse Anzahl Ferkel

geschlachtet hat, tritt der nächste Verwandte zu dem Todten und sagt: „Dies ist dein Freund Okateio, der dich besucht und wünscht, daß deine Seele in Frieden über den Wolken wandle. Dies ist deine treue Gefährtin Tui, welche sich die Brust mit Dornen zerfleischt hat und dich versichert, daß ihr Schmerz ewig sein wird."

Nachdem die Vorstellungen beendigt sind — eine Ceremonie, die mindestens trotz des pestilenzialischen Verwesungsgeruches funfzehn bis zwanzig Tage dauert — hüllt man den Leichnam in die weichsten Bastdecken und hängt ihn an die Decke der Wohnung oder trägt ihn auch wohl in eine kleine benachbarte Hütte, welche auf diese Weise der Moraï der Familie wird. Dieser Moraï oder Friedhof ist gewöhnlich von Bäumen umgeben, und alle Morgen, alle Abende sieht man die Freunde des Verstorbenen heilige Gaben, Papyrusstoffe, Schweine, Früchte, Fische und Popoë an die Zweige hängen, ohne daß Jemand wagen würde, etwas davon zu entwenden.

Die Popoë ist, beiläufig gesagt, ein aus der Frucht des Brotbaums bereiteter Teig, der fast auf allen Südsee-Inseln Majoreh genannt wird; er ist die gewöhnliche und beliebteste Nahrung aller dieser Insulaner. Vielleicht würde ich mehr Geschmack an ihm gefunden haben, wenn ich dreißig Jahre hier geblieben wäre und man die Landesküche mir nicht gründlich verleidet hätte, indem man mich nöthigte, rohen Fisch zu genießen, den man mit großem Eifer den Fremden vorsetzt.

Wenn übrigens der Oberpriester des Landes der Welt Lebewohl gesagt hat, so gewinnt die Leichenceremonie noch ein ganz anderes Aussehen. Wehe, dreimal Wehe dem Einwohner der Insel, der seinen Schmerz nicht durch Thränen und Selbstverstümmelungen an den Tag legen würde!

Die Leiche liegt da, die schönsten Mädchen der Gegend eilen mit aufgelösten Haaren herbei, umringen den Oberpriester, werfen ihre Kleider von sich und umhertanzend flehen sie ihn an, zu erwachen. Doch der Tod hält überall fest, wessen er sich einmal bemächtigt hat.

Diese Mädchentänze finden nur des Morgens vor Sonnenaufgang und des Abends nach Sonnenuntergang statt. Dann kommen die Menschenopfer! Die Krieger setzen sich in Lauf und verbergen sich im Hinterhalt eines Gebüsches. Wehe den Wanderern, die sie erreichen können!

Das Blut fließt, eine Leiche wird mit Waffen und Zähnen zerrissen und eine Seele entflieht in die Ewigkeit.

Sobald der Oberpriester gestorben ist, scheint das ganze Thal mit einem Trauerflor bedeckt zu sein; kein Feuer wird angezündet, keine Speise wird bereitet, die Frauen schneiden sich das Haar ab und tragen es in den heiligen Hain. Wenigstens einen Monat lang giebt es weder Tänze, noch Feste, man schläft im Regen, man legt sich auf den harten Stein, man zerfleischt sich den Körper . . .

Aber was hatte denn der so schmerzlich betrauerte Oberpriester während seines Lebens gethan? Er hatte sich von Schweinen und Früchten genährt, die ihm ein Jeder zum Geschenk brachte. Er hatte einige arme Thoren, die das Tabu verletzt hatten, verurtheilt, und zwar, wie man sehen wird, war die Strafe dem Verbrechen angemessen! Doch zunächst muß ich das Tabu selbst erklären.

Das Tabu ist das Grundgesetz des Landes, das göttliche Gesetz, das erste, das mächtigste von allen, das einzige, welches für jedes Alter und jedes Geschlecht unverbrüchlich ist. Ein Kind, ein armes kleines Wesen, welches kaum den Namen seines Vaters stammelt, betritt hüpfend einen Ort, der tabu ist . . . bitte nicht um Gnade für das Kind, du würdest mit ihm zugleich geopfert werden!

Es hat dem sterbenden Oberpriester beliebt, die rothe Farbe für tabu zu erklären. Nun trifft es sich etwa, daß ein kleiner Streifen dieser Farbe, ein fast ganz unmerklicher Streifen, die ungeheure Tapa durchschneidet, mit der ich mich bekleide, und sofort beschließt man meinen Tod und vergiftet mich oder schlägt mir den Schädel ein.

Ich wußte nicht, daß die rothe Farbe tabu sei, man hatte es nicht bei Trompetenklang verkündigt; aber gleichviel, meine Unwissenheit wird mich nicht retten und ich werde zu meinen Vätern versammelt werden. Wenn der verstorbene Großpriester die rothe Farbe für tabu erklärt hat, so schenkt vielleicht sein Nachfolger dem Roth die ganze verlorene Gunst wieder und erklärt nun das Blau für tabu. Man merke wohl, weiß und gelb sind niemals tabu; was aber die Ursache davon ist, das hat bis jetzt Niemand ergründen können. Vielleicht steckt ein Geheimniß dahinter, von welchem die Schicksale der Länder und Völker abhängen. Aber wißt Ihr

auch, was die Häuptlinge thun, um sich selber vor den Folgen des Tabu zu schützen? Sie erklären sich selber für tabu und sind dadurch geheiligte Personen.

Mohana, der große König, von dem ich bald noch mehr erzählen werde, wurde in seiner Macht durch einen andern Häuptling, Opeh Wahineh, so wie durch sein Volk bedroht, welches ihn außerordentlich fürchtete und auch Grund hatte, ihn zu fürchten. Man hatte sogar seinen Tod beschlossen; aber er, unerschrocken bis zur Tollkühnheit, wirft sich inmitten eines großen Volksfestes oder Koïka seinen Feinden entgegen und ruft, indem er sich zu Opeh Wahineh wendet: „Elender, du wagst es, deine Macht der meinigen entgegenzustellen? Wohlan, ich nehme deine Haß an. Ich spucke auf diesen Kiesel und überlasse ihn dir, mache damit, was du willst, ich verachte ihn so wie dich, und ihr mögt es wagen, mich anzugreifen!“ Diese Handlung einer unerhörten Kühnheit verdoppelte die Anhänger des Mohana, der gegenwärtig der mächtigste Häuptling der Insel ist, und sich als den entschiedenen Freund der Franzosen in den schwierigsten Angelegenheiten zeigt, wofür er freilich erwartet, daß man ihn in seinen Eroberungsplänen unterstütze.

Wenn ein Häuptling die Gewohnheit hat, auf einem gewissen Fußsteige spazieren zu gehen, so ist von diesem Augenblicke an der Fußsteig tabu; man zieht einen zweiten neben dem ersten und dieser bedeckt sich allmälig mit Gras.

Das rothe Schwein ist tabu; Niemand darf es tödten, ohne sich eines Frevels schuldig zu machen. Wir haben indeß eins dieser Thiere am Bord unseres Schiffes gegessen und ich kann die Versicherung geben, daß es für uns nicht tabu war; unsere Zähne begingen diesen Frevel ohne Strafe.

Der Brotbaum ist tabu für die Frauen; wehe ihnen, wenn sie einen zu ersteigen wagen wollten. Der erhöhte Platz, auf welchem die Männer essen, ist tabu für die Frauen, die immer nur die verschmähten Reste der Mahlzeit bekommen. Auch dürfen sich die Frauen nicht mit der Tapa bekleiden, die ein Mann getragen hat.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle durch die Religion geheiligten Tabus, alle die schmachvollen Demüthigungen aufzählen sollte, denen

die Frauen fast auf allen diesen Inselgruppen der Südsee unterworfen sind.

Ich habe von den Hinterhalten gesprochen, in welche sich gewisse Häuptlinge eines Stammes bei dem Tode der Oberpriester legen; noch ein Schritt und wir sind mitten in den grausamen, verabscheuungswürdigen, wilden und unmenschlichen Kämpfen, die ein Distrikt dem andern liefert.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft auf den Marquesas-Inseln brach zwischen dem Taïpiwaïs, einem der grimmigsten dieser Volksstämme, und den benachbarten Distrikten Krieg aus. Die Ersteren, als die Stärksten und Kühnsten, verheerten Alles mit Feuer und Schwert, sie drangen in die Hütten, zerschmetterten den Kopf der Kinder am Boden, schlitzten den Frauen den Leib auf, stachen den jungen Mädchen die Augen aus und errichteten aus den Ueberresten so vieler Schlachtopfer einen unermeßlichen Scheiterhaufen. Was die Gefangenen anbetrifft, welche versucht hatten, Widerstand zu leisten, so bewahrte man sie für die gräßlichsten Martern, und die Feder sträubt sich, die Greuel zu wiederholen, welche diese Unmenschen verübten . . . Wir kamen gerade zu dieser Zeit hier an, und da wir erfuhren, daß ein amerikanischer Kapitain, Namens Porter, in verschiedenen Treffen mit den Taïpiwaïs geschlagen worden war, so mußten wir sehr auf unserer Hut sein und die äußerste Vorsicht anwenden, um den beständigen Hinterhalten der Taïpiwaïs zu entgehen, die nun einmal keine Macht der Erde civilisiren kann.

V.

König Mohana.

Ein Franzose, ein armer Teufel, den die Unmöglichkeit, anderswo sein Leben zu fristen, hierher getrieben hatte, kam an Bord zu uns, als unser Schiff gegen die Strömungen kämpfte, die uns den größten Gefahren aussetzten. Er rieth uns, den von ihm mitgebrachten Piloten anzunehmen, und wir bedienten uns seiner gern, denn unsere Mannschaft lag in den letzten Zügen und die Felsriffe drohten den ganzen Hafen entlang.

Endlich warfen wir Anker, und in einer kleinen Piroge, welche die Missionare uns geschickt hatten, stieg ich an's Land. Als wir in die Nähe des Strandes kamen, warfen sich die Kanaken in's Wasser, nahmen mich auf ihre Schultern und setzten mich heiler Haut auf den Sand ab.

Die Kanaken der Marquesas-Inseln sind wahre Amphibien; sie schwimmen so wie sie gehen, oder vielmehr noch besser, als sie gehen, und während sie auf dem Lande vielleicht vor einem schlechten Wege Scheu haben, lassen sie sich auch durch die furchtbarsten Wogen von der einmal beschlossenen Wasserpromenade nicht abschrecken.

Was die Frauen dieser Fischmenschen betrifft, so ist ihr Muth und ihre Gewandtheit noch wunderbarer; die Nähe der Haifische hält sie nicht ab, täglich ihr Wellenbad zu nehmen, und oft sieht man Mädchen von zehn bis zwölf Jahren vom Bord eines Schiffes springen, wenn sich dasselbe im vollen Segeln befindet, und einen Augenblick darauf, lustig ihr schwarzes dickes Lockenhaar schüttelnd, auf der andern Seite wieder zum Vorschein kommen.

Man führte mich zu den Missionaren; ich wurde ihnen durch den Bruder Alexis vorgestellt, dem die Kanaken von seinem gaskognischen Accent noch nichts genommen haben.

Die Missionare luden mich ein, mit ihnen zu frühstücken. Ich war

in so großer Besorgniß gewesen, daß sie es nicht thun würden, daß ich ihre Einladung annahm, noch ehe sie dieselbe vollständig ausgesprochen hatten. Nach einer langen und mühevollen Schifffahrt ist frisches Brod etwas Köstliches! Frisches Brod und reines Wasser, ich wüßte nichts, was nach den Gefahren zur See eine größere Labung gewährte. Man trug, glaube ich, Eier, Schinken, Huhn und Bananen auf, aber am meisten erquickte mich doch das frische Brod!

Während des Frühstücks hatte sich Alexis fortgeschlichen und führte jetzt Mohana herbei, welchem er weiß gemacht hatte, ein europäischer König sei angekommen.

Wenn ich Alexis nicht Lügen strafen wollte, so mußte ich auf die Rolle eingehen und meinen königlichen Vetter Mohana, der europäisch gekleidet aber barfuß ging, und, wenn mich meine Finger nicht täuschten*), prächtig tätowirt war, auch als König empfangen. Mohana setzte sich an meine Seite, rieb seine Nase an der meinigen, und zeigte sich, während wir plauderten, als ein guter Trinker.

Ja, Mohana trinkt Wein, er trinkt viel Wein und würde immerfort welchen trinken, wenn er könnte; doch hier wäre das ein unermeßliches Unglück, denn seine Trunkenheit ist seinen Unterthanen verhängnißvoll; der Elende mordet dann mit entsetzlicher Grausamkeit.

In seinem Normalzustande zeichnet sich Mohana durch einen hohen Grad von gesundem Menschenverstand aus, und er selbst nimmt keinen Anstand, sich in Bezug auf Intelligenz und Muth über uns zu stellen, weil wir, wie er sagt, mächtiger Hülfstruppen bedürfen, um Schlachten zu gewinnen. Ohne eure Flinten, eure Kanonen, eure Festungen und eure Pferde, bemerkte er ironisch, würde kein Einziger von euch sein Land wiedergesehen haben. Ihr habt mehr Kopf als wir, aber wir haben mehr Herz als ihr.

Mohana wunderte sich, daß wir hier in Kleidern gingen, bekleidet zu ihm kämen und überhaupt hier verweilten, da wir doch fast keine

*) Es erzählt dies nämlich ein blinder Reisender, der unlängst in Brasilien verstorbene, unter dem Beinamen der „blinde Reisende" bekannte Franzose Jaques Arago, ein Bruder des berühmten Astronomen.

der Früchte und Speisen liebten, welche den Kanaken zur Nahrung dienen. Er kann nicht begreifen, aus welchem Grunde wir so weite Reisen unternehmen und uns, seiner Meinung nach, so unnütze Arbeit machen.

Mohana, so mächtig er sich auch fühlt, glaubt doch, daß er Gott nicht schwerer beleidigen könne, als eine Ameise ihn beleidigt, wenn sie ihn in die Ferse beißt. Gott straft, fügte er hinzu, aber er rächt sich nicht.

Mohana ist nicht von der Behauptung abzubringen, daß die Schuhe im Gehen hinderlich und ein Beweis von Feigheit seien. Dennoch trägt er zuweilen welche, aber nur, um uns zu verhöhnen.

Ich habe nie aus den Fragen oder Antworten Mohana's entnehmen können, ob er für die Franzosen, welche jetzt seine Oberherren sind, Verachtung oder Begeisterung empfinde. Wenn er uns lobt, so handelt es sich immer nur um geringfügige Dinge, und wenn wir ihn zur Bewunderung einiger unserer schönsten Erfindungen zu bewegen suchen, so behauptet er, es sei unsre Schwäche und nicht unser Genie, welches dieselben gemacht habe.

Ihr bedürft, sagte er eines Tages zu mir, indem er an meiner Seite an dem von den Wogen bespülten Strande einherspazierte, immer fremder Hülfe, um zu siegen; hätten wir eure Flinten, eure Kanonen, eure Lebensmittel und eure Festungen, fuhr er fort, so würden wir keinem Menschen den Aufenthalt auf unserer Insel gestatten. Eure Waffen dienen euch in der Ferne, die unsrigen schützen uns in der Nähe, und man möchte sagen, daß ihr nur tapfer seid in einer gewissen Entfernung von der Gefahr ... antworte mir nicht, setzte er hinzu, indem er mir die Hand drückte, und sage einem deiner Brüder, dem Unerschrockensten und Stärksten, er solle mir es nachmachen.

Mit diesen Worten sprang er in den Wasserschlund, der zu unseren Füßen toste; er verschwand, kam aber schon im nächsten Augenblick an einer etwas entfernteren Stelle wieder zum Vorschein, und ich hörte, wie er mit seinen nervigen Armen gegen die Strömung kämpfte. Mohana hatte nämlich in der Ferne eine Piroge bemerkt, die in Gefahr war, von der Brandung ergriffen zu werden; er erreichte sie und mit seiner Hülfe ward es ihr möglich, wieder das Weite zu gewinnen. Eine Stunde später kam er

lachend zu mir und fragte mich, ob ich zufrieden mit ihm sei und warum ich es ihm nicht nachgemacht habe.

Mohana ist ein treues Abbild der Natur seines Landes, bald rauh und wild, bald liebkosend und schmeichelnd; heute lächelnd unter einem klaren blauen Himmel, morgen schwarz und drohend unter strömenden Regengüssen. Man muß den guten Augenblick wählen, wenn man nicht einer Anwandlung seines Zornes ausgesetzt sein will. Der Zufall muß mich sehr begünstigt haben, weil ich ihn immer bereit fand, sich in die geringste meiner Launen zu fügen.

So zum Beispiel glaubte er nicht an die Wahrheit meiner Aussage, daß ich nicht schwimmen könne, und um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, lud er mich eines Abends ein, in seiner Piroge eine Spazierfahrt mit ihm zu machen. Ich nahm die Einladung vertrauungsvoll an; kaum aber befanden wir uns funfzig Schritte vom Ufer, so machte der Spitzbube, daß die Pirogue umschlug, und ließ mich einen Augenblick mit Händen und Füßen im Wasser zappeln. Doch schon nach wenigen Minuten lag ich ausgestreckt auf dem Sande, mit dem Kopf auf das Knie Mohana's gestützt, der mich in seinen Armen an's Land getragen hatte und nun überzeugt war, daß ich die Wahrheit gesprochen habe.

Von kleinen Dingen, die sein Verstand begreifen konnte, war Mohana entzückt; dagegen verachtete er Alles, wovon er die unumgängliche Nothwendigkeit nicht einsah. Er bewunderte den Korkzieher, die Nähnädeln, die Scheere; allein er begriff nicht den Nutzen von Kamm und Rasirmesser. Er war entzückt von einem chemischen Zündhölzchen und ein Sack war ihm hundertmal mehr werth, als ein Kleid. Die Taschenspielerkunststücke, die ich ihm in der Wohnung der Missionare vormachte, brachten ihn fast um den Verstand.

Die Nacht war gekommen; die tropische balsamische Nacht mit ihren Wohlgerüchen, ihren Seewinden und ihrer einschläfernden Müdigkeit. Ich übernachtete in dem Hause eines auf Nuhiwa ansässigen Spaniers, hatte eben an einem Majoreh gesogen und rief den Schlaf herbei, der mich allezeit flieht, seitdem meine Augen das Licht verloren haben, als ich neben meiner Matte Tritte hörte.

Wer kommt da? fragte ich, die Hände ausstreckend und Tausende von Ameisen abschüttelnd, die auf mir herumspazierten.

Es ist Mohana, antwortete mir der Spanier, seine Frau und seine Schwägerin, ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, die euch sehen wollen.

— Sie sind sämmtlich willkommen und ich bitte sie, Platz zu nehmen.

— Das ist schon geschehen.

Nachdem wir einige Höflichkeitsbezeigungen ausgetauscht hatten, ging Mohana wieder fort, nahm seine Frau mit sich und ließ Moëra, seine Schwägerin, deren Kokosölgeruch gewiß auf eine halbe Meile weit zu spüren war, bei mir zurück. Ich machte ihr eine freundschaftliche Geberde und vier ganz kleine Hände fielen in die meinigen. Die Schwägerin des Spaniers, ein Mädchen von zehn oder elf Jahren, wollte mir gleichfalls Gesellschaft leisten.

Die beiden jungen Mädchen setzten sich, ohne Zweifel um mich wach zu erhalten, Knie gegen Knie an den Fuß meines Lagers, und begannen, indem sie mit zwei kleinen Holzstäbchen den Takt dazu schlugen, zu singen, zu sumsen, zu kreischen und zu ächzen, eine so monotone, so geschmacklose und klägliche Weise, daß mein Nervensystem entsetzlich davon angegriffen wurde.

Das sind die Worte des Gesanges, die mir der Spanier am folgenden Morgen übersetzte:

— Glaubst du an Zauberer?

— Ich glaube an Zauberer.

— Bist du überzeugt, daß es Zauberer giebt?

— Ich bin überzeugt, daß es Zauberer giebt.

— Hast du Zauberer gesehen?

— Ich habe niemals Zauberer gesehen.

— Sind die Zauberer Götter oder Menschen?

— Sie sind Menschen oder Götter nach Belieben.

— Warum verwandeln sie sich in Menschen, da sie Götter sind?

— Weil es in der Luft Stürme, auf den Wellen Orkane und im Herzen Leidenschaften geben muß, und weil man unter einem immer blauen Himmel, auf einem immer ruhigen Meere schnell sterben würde.

— Also sind die Zauberer glücklicher, wenn sie sich in Menschen verwandeln, als wenn sie Götter bleiben?

— Du hast es gesagt.

— Nun so laß uns die Zauberer besingen!

Am andern Morgen erschien Mohana's Gattin zuerst, und indem sie sich auf den Spitzen ihrer kleinen Füße mir näherte, küßte sie mich auf die Stirn. Hierauf sagte sie in schmeichelndem Tone auf französisch: „Guten Tag, Bruder, guten Tag!“ Mohana's Gattin hat gelogen, sie ist nicht meine Schwester, denn ich kann das Kokosöl nicht ausstehen. Die Schwägerin des Spaniers hatte keins in ihr Haar gethan, doch muß ich bemerken, daß dies ein Opfer war, was sie mir brachte.

Uebrigens war der Abschied des eingeölten Kopfes darum nicht weniger wohlwollend, und sie schien keineswegs von dem Vorzug, den ich ihrer Freundin eingeräumt hatte, verletzt.

Das Geschenk eines Tuches trug das Seinige dazu bei, mich in voller Gunst bei ihr zu erhalten.

Einige Augenblicke später trat Mohana ein, richtete einige freundschaftliche Worte an mich, berührte mit der Hand die Matte, auf welcher ich geschlafen hatte, und verschwand dann wieder.

Aber weshalb kam Mohana, um meine Matte mit so gewichtiger Miene zu berühren? Ich wollte es wissen und wandte mich an den Spanier, der ein entsetzliches Gesicht zog, wie ich aus seinen entrüsteten Worten abnehmen konnte.

Dieser Mensch, entgegnete er in heftigem Zorn und mit drohenden Geberden, dieser Mensch, Sennor, ist kein Mensch und noch viel weniger ein König. Dieser Mensch raubt und verschlingt Alles; er ist ein Menschenfresser, ein Vampyr, ein Höllenschlund. Dieser Mensch wird noch eines schönen Tages unsere Frauen, unsere Kokosbäume, unsere Bananen, unsere Kartoffelfelder, unsere Gänse und unsere Schweine auffressen; ja dieser Mensch wird selbst die ganze Insel mit sammt ihren Bewohnern verschlingen, ohne sich im mindesten den Magen daran zu verderben! O der Nichtswürdige, der Verfluchte!

— Nun, nun, beruhige dich, mein Freund, und sage mir den Grund dieser Verwünschung, welche Unglück über dich bringen könnte.

— Aber habt Ihr denn nicht gesehen, Sennor, daß dieser Antichrist mit der Hand und dem Kopf so eben die Decke berührt hat, auf der Ihr geschlafen habt?

— Ja wohl, aber was liegt daran?

— Was daran liegt? Von diesem Augenblicke an gehört die Matte nicht mehr uns, wir können uns ihrer nicht mehr bedienen, sie gehört dem Feuer oder ihm. Es ist erlaubt, sie zu verbrennen und ihre Asche in den Wind zu streuen; aber da der Bandit ein gutes Gedächtniß hat, so würde er sehr bald wieder da sein und nicht verfehlen, irgend eine Rache dafür zu nehmen. Also bleibt uns nichts übrig, als ihm die Matte, die tabu ist, zu überbringen.

— Und wenn Ihr Euch dennoch derselben bedientet?

— So würde er das Recht haben, uns bei lebendigem Leibe zu braten und aufzufressen.

— Ist es denn sein Kopf, dessen Berührung die Matte geheiligt hat?

— Zuerst seine Hand und dann sein Kopf. Es sind noch nicht sechs Monate, so wagte ein amerikanischer Kapitän, Mohana's Haar zu berühren; augenblicklich tödtete ihn dieser, gab den Körper zweien seiner Häuptlinge und behielt nur den Kopf für sich allein. Er verzehrte die Augen, die Nase, die Zunge, das Gehirn mit aller Gier eines Menschenfressers, und wenn Ihr ihn besucht, so könnt Ihr noch den Schädel des Amerikaners an seiner königlichen Wohnung aufgehängt finden.

— Aber in der Wohnung der Missionare habe ich ja selbst ihm den Kopf berührt, und noch leb' ich, wie Ihr seht.

— Ich glaub' es wohl, denn ich hatte ihm ja gesagt, Ihr wäret ein König so gut wie er, und überdies seid Ihr ja blind.

— Also meine Blindheit rettet mich vor dem Bratspieß und den Zähnen Mohana's! Dank der Finsterniß!

— Nun hört einmal: Die Missionare hatten ihn bekehrt, und Mohana, ohne selbst recht zu wissen warum, hatte den Entschluß gefaßt, Christ zu werden. Das war eine Freude unter uns! Als man aber von ihm verlangte, er solle sich bücken, um das Weihwasser auf sein Haupt zu erhalten, gerieth er in einen furchtbaren Zorn, warf das Gefäß mit dem

Weihwasser in's Meer, und es fehlte nicht viel, so hätte er uns den Krieg erklärt. Doch verzeiht, Sennor, fuhr der Spanier fort, indem er die Tabu-Matte zusammenrollte, ich will ihm bringen, was ihm gehört, und Gott bitten, daß mich Mohana in Zukunft mit seinen Besuchen verschone.

Man muß aber gerecht sein, selbst gegen die Ungerechten. Mohana erklärte am Abend die Matte wieder für nichttabu, und lieh sie mir, um die Nacht darauf zuzubringen; freilich aber forderte er sie noch vor Sonnenaufgang auf's Neue zurück, und sie wurde ihm überliefert.

Am Abend besuchte mich Mohana wieder. Seine kanakische Majestät hatten getrunken; ich merkte das bald an seinem heftigen Schlucken und an der Rauhheit seiner Liebkosungen, die kaum von Drohungen verschieden waren.

Ich habe Hunger, sagte er zu mir, nach der ersten Begrüßung.

Daß Du keinen Durst hast, möchte ich wetten, war meine Antwort.

— Du würdest verlieren, nichts reizt den Durst so sehr, als das, was ihn löschen sollte. Es ist mir, als könnte ich das Meer austrinken.

— Warum versuchst du es nicht?

— Weil es weder Wein noch Branntwein ist.

Mohana ist in halbtrunkenem Zustande auch nur halb wild; wenn er aber im Kampfe mit dem Branntwein vollständig erlegen ist, so wüßte ich keine Hütte, welche im Stande wäre, dem Stoße seiner Schulter zu widerstehen. Während unseres kurzen Spaziergangs zerschlug seine Hand zwei Dächer und sein Fuß zertrat zwei Pirogen.

Welch' ein Fuß! welch' eine Hand!

Wozu diese Gewaltthätigkeiten? fragte ich, indem ich mich nach ihm herumdrehte, als ob ich seine Gesichtszüge hätte studieren können.

Du nennst dies Gewaltthätigkeiten? gab er mir zur Antwort; es sind aber Liebkosungen; du siehst ja, daß ich weder Männer noch Frauen schlage; das, was ich thue, spornt sie nur zur Arbeit an.

— Es ist ja aber eben die Arbeit dieser Leute, die du zerstörst, und ich glaube nicht, daß sie dir dafür besonderen Dank wissen werden.

— Dankbarkeit ist nichts als Furcht. Der Starke ist nie dankbar

gegen den Schwachen; wenn es der Schwache gegen den Starken ist, so liegt der Grund darin, daß er sich vor ihm fürchtet.

— Gleichwohl, Mohana, wird die Erinnerung empfangener Wohlthaten in allen Ländern für eine Tugend gehalten.

— Ich verstehe dich nicht; doch wie dem auch sei, sind denn nicht jedenfalls alle diese Geschöpfe, die sich um uns herum bewegen, mir den größten Dank schuldig? Ich könnte sie tödten, ich hätte das Recht dazu, ich bin ihr König, ihr unumschränkter König; ich habe volle Gewalt über sie und übe sie doch nicht aus; sie leben, sie essen, sie schlafen.

— Mohana, es scheint mir, du würdest weit größeren Gewinn davon haben, wenn du ihnen deine Güte statt deine Macht zeigtest; versuch' es doch!

— Du bist ein Narr, Europäer; wenn ich mir es einfallen ließe, mich nur ein einziges Mal herabzulassen, so würden sie nicht den Kopf mehr aufheben, um mich anzusehen, und ich wäre verloren.

— Ich wollte wetten, du würdest es nicht wagen, diese Worte vor ihnen auszusprechen.

— Wenn sie mir entschlüpften, so würde ich ihnen in demselben Augenblicke einen nachdrücklichen Widerspruch folgen lassen, und wehe denen, die ich dann mit meiner Hand oder meinem Stocke erreichen könnte.

Mich würdest du doch verschonen? sagte ich zu ihm, indem ich wieder seinen Arm ergriff, den ich losgelassen hatte.

Mohana setzte sich, ohne mir zu antworten; dann, indem er mir einen Platz an seiner Seite andeutete, versank er bald in einen tiefen Schlaf. Es war nicht der Schlaf eines Löwen, sondern der eines Tigers; seine Finger bewegten sich krampfhaft, und rauhe und hohle Töne drangen von Zeit zu Zeit wie aus einer ehernen Brust hervor.

Schlafend oder wachend schien mir Mohana ganz geeignet, der König eines Volkes zu sein, welches Muskelkraft höher schätzt als Intelligenz und Muth höher als Menschlichkeit. Sie würden ihren König nicht begreifen, wenn er einen Schuldigen begnadigen wollte. Wenn das Urtheil einmal gesprochen ist, so könnt ihr sicher sein, daß die Ausführung desselben stattfindet.

Ich wußte übrigens, daß Mohana Europa gesehen hatte, daß er in

England gewesen war und daß er gegen die Bürger von Großbritannien einen unauslöschlichen Haß hegte. In London nämlich hatten die, welche ihn umherführten, ihn überall wie eine wilde Bestie vorgestellt, wie einen bloßen Gegenstand der Neugier, und er hatte von dieser täglichen Ausstellung, in die er sich damals geduldig fügen mußte, sehr viel zu leiden gehabt.

Bei seinem Erwachen sprach ich mit ihm von seiner Reise; aber nach den ersten Worten sah ich wohl, daß ich nicht weiter gehen dürfte. Nie hat mich dieser Tiger so drohend angegrunzt. Ich ließ mir dies als Warnung dienen.

Wünscht ihr noch einen Zug aus dem Leben dieses Mohana, den ich mit einer Art von Schrecken studirt habe? So hört, es ist kurz aber bezeichnend.

Opeh Wahineh, der erste Häuptling der Acapuas, hörte nicht auf, sich den französischen Kolonisations-Projekten feindlich zu zeigen, und empfing nur mit dem äußersten Widerwillen die Franzosen, welche durch ihre Studien oder Dienstverrichtungen in seinen Distrikt geführt wurden.

Schon mehrere Mal hatte der Kommandant der Station sich über seine Böswilligkeit beklagt; aber Opeh Wahineh beachtete seine Drohungen und Warnungen nicht, und erwiederte den offiziell an ihn Abgesandten, sie sollten sich um ihre eignen Angelegenheiten bekümmern.

Dieser Verwegenheit mußte ein Ende gemacht werden, und eines schönen Morgens brachten ihm zwei Couriere den Befehl, im Lager zu erscheinen.

Was will man von mir? fragte Opeh Wahineh mit entschiedenem Tone.

— Man wird es dir sagen, sobald du gehorcht haben wirst.

— In diesem Falle wird man mir es niemals sagen, denn ich werde sicher nicht gehorchen.

— Nimm dich in Acht, unsere Kugeln treffen gut.

— Meine Keulen sind noch härter als eure Schädel.

— Ist das deine letzte Antwort?

— Das ist meine letzte Antwort.

— Leb' wohl.

Der Kommambant von Taïhahoë, der darauf rechnete, Opeh Wahineh werde sich eines Besseren besinnen, schickte noch einmal Abgesandte an ihn, die aber nicht besser empfangen wurden, als die vorhergehenden, und die nur ihr Muth vor den Schlingen rettete, die ihnen gelegt waren.

Der Krieg war also nahe daran, auszubrechen, als Mohana davon Kenntniß erhielt. Er kam zu dem französischen Kommandanten und erklärte, daß, wenn man ihn damit beauftrage, er sich verbindlich mache, Opeh Wahineh zur Stelle zu schaffen. Sein Anerbieten wurde mit Dank angenommen, und Mohana machte sich auf den Weg, nur von seiner Flinte und seinem Muth begleitet.

Was willst du hier? fragte ihn Opeh Wahineh, der in diesem Augenblick entfernt von seiner Hütte auf dem Sande des Ufers saß.

— Dir Befehle der Franzosen bringen.

— Ich wußte nicht, daß ein kanakischer König sich zum Boten hergeben könnte; oder hat Mohana seiner Macht entsagt?

— Mohana ist in diesem Augenblick ein Bote des Friedens; er überbringt dir die Wünsche seiner Bundesgenossen; warum willst du ihnen nicht gehorchen?

— Warum gehorchst du ihnen?

— Ich behandle sie als meines Gleichen.

— Mohana, es wird nicht lange dauern, so werden sie dich mit Füßen treten.

— Glaubst du, daß dies so leicht sei? Glaubst du, daß ich aufgehört habe, König zu sein, weil ich ihr Freund bin?

— Ja, Mohana, ich glaube es; aber da du mich so dringend darum bittest, so will ich mich nach Taïhahoë begeben. Komm, folge mir erst in meine Hütte.

— Ich bin es zufrieden, gehen wir neben einander.

Mohana behauptet gegenwärtig, Opeh Wahineh habe ihm eine Falle stellen und ihn umbringen lassen wollen, sobald er im Dorfe angekommen wäre. Das ist indeß nur eine Vermuthung; die Beweise fehlen, und meinem Erachten nach hat dieser König Mohana als ein Bandit gehandelt.

Er und Opeh Wahineh kamen an einen Fußsteig, der so schmal war,

daß einer hinter dem andern gehen mußte. Mohana blieb zurück und streckte Opeh Wahineh hinterrücks mit einem Schlage todt zu Boden.

Da bin ich, sagte er triumphirend zu dem Kommandanten der französischen Station.

— Wird Opeh Wahineh endlich kommen?

— Er wird nicht kommen, ich habe es ihm unmöglich gemacht.

— Was willst du damit sagen?

— Ich habe ihn todtgeschlagen; er ging einige Schritte vor mir her und ich ziele sehr gut.

Nun, was that man, um diesen Meuchelmord zu strafen? Man nahm die kleine Fahne weg, welche auf Mohana's Hütte flatterte und beraubte ihn für einige Tage seiner andern Insignien. Ist das Gerechtigkeit? Nein, wahrlich nicht, und früher oder später wird diese unerhörte und strafbare Nachsicht ihre bitteren Früchte tragen. Mohana wird noch von sich reden machen und es wird Blut fließen zwischen seiner Hütte und dem Blockhause, von welchem aus die Franzosen ihm ihre Befehle zugehen lassen.

Die herrschende Eigenschaft dieser Volksstämme, wenn sie mit Europäern in Berührung kommen, ist die Heuchelei. Um die Wahrheit aus ihren Worten herauszufinden, muß man immer das Gegentheil von dem annehmen, was sie sagen. Wehe dem, der ihnen das mindeste Zugeständniß macht. Sie betrachten es als eine Kleinmüthigkeit, werden unverschämt und nur die Kugel ist dann im Stande, sie wieder in Respekt zu setzen.

Was Mohana anbetrifft, so schien er mir in seinen Handlungen kühner und offener, als in seinen Worten. — Er hat sich die Kanaken unterworfen, seine wildesten Feinde, und seit der Zeit hält er sich für unbezwinglich.

Was würdest du thun, fragte ich ihn, wenn wir dir den Krieg erklärten?

— Ich würde euch tödten und auffressen.

— Du weißt, daß man uns nicht tödtet, wenn man will.

— Ich weiß aber auch, daß wir nicht übel zielen, daß die Kugeln eure Körper eben so gut durchbohren, wie die unsrigen, und daß, wenn ihr eure Citadellen habt, um euch zu vertheidigen, wir unsere Wälder und

Berge haben, wohin ihr uns nicht zu folgen wagt. Das weiße Fleisch schmeckt vortrefflich, fuhr er mit dem Tone eines ausgelernten Gutschmeckers fort, glaub' mir, laßt uns Freunde bleiben und reizt nicht auf's neue unseren Appetit. Man giebt die Bananen bald auf, wenn man Christenfleisch zu essen hat.

Ich hätte wohl Mohana sehen mögen, als er diese Worte so nachdrücklich betonte! Was liebst du mehr, fragte ich ihn, Männerfleisch oder Frauenfleisch?

Ich habe nie Frauenfleisch gegessen, war seine Antwort, nachdem er einen Augenblick nachgedacht und ohne Zweifel seine Erinnerung zu Rathe gezogen hatte.

Findest du, fuhr ich fort, Männerfleisch besser, als das von Kindern? —

— Das kommt auf meinen Appetit an.

Diese Antwort erfolgte in einem so rauhen und wilden Tone, daß meiner allzugroßen Wißbegier dadurch Schweigen auferlegt wurde. Ich verließ Mohana in der Absicht, ihn nicht wiederzusehen.

Ich glaube fest, dieser Mensch wird eines Tages der Kolonie verderblich sein. — Als Besieger der Happas und der Mitokas kann er sich durch diese verstärken und wie ein Geier unversehens über die Franzosen herfallen. Man darf übrigens nicht glauben, daß Mohana ein boshafter Mensch sei, daß er ein von Grund aus böses Herz habe. Mohana tödtet niemals aus Haß oder Bosheit, sondern es geschieht aus Langerweile, zum Zeitvertreib. Er mordet, wie Kinder mit einem flachen Steine Prallwürfe auf's Wasser machen, oder Reifen treiben, oder wie wir selbst die Disteln köpfen, welche am Rande des Weges stehen. Das ist Alles. Er tödtet freilich auch zuweilen einen Franzosen, einen Engländer, einen Spanier, aber nur wenn er Hunger hat oder sich Appetit machen will.

Wenn Mohana einen Schädel eingeschlagen, einen Menschen mit einem Schlage todt niedergestreckt hat, so wäscht er seine Keule oder er leckt sie ab; — kann es noch eine größere Reinlichkeit geben?

Was mich dabei in Erstaunen setzt und empört, ist dies, daß Wesen nach dem Zuschnitt eines Mohana noch immer Leute finden, die ihnen zu

ihrer blutigen Unterhaltung dienen, daß sich kein Arm erhebt, keine Keule wendet, um ihren kannibalischen Anwandelungen eine Schranke zu setzen.

Wenn bei uns civilisirten Völkern Bären von ihren Bergen herabkommen und unsere Dörfer bedrohen, wenn hungrige Wölfe in unsere Schafställe einbrechen, so bewaffnet man sich schleunig, macht Jagd auf den Feind, giebt Feuer auf ihn, treibt ihn in die Flucht oder tödtet ihn, und glaubt damit seiner Pflicht nachgekommen zu sein.

Was geschieht aber mit diesem Raubthier Mohana? Er verläßt seine Hütte, er hat noch nicht gefrühstückt, und trifft auf seinem Wege ein junges Mädchen im Schatten einer Banane schlummernd . . . ein Keulenschlag, Mohana dinirt und das junge Mädchen ist aus einem Schlaf in den andern gegangen, ohne daß sein Vater nur zu fragen wagt, wo seine Gebeine sind, oder wer das Fleisch von denselben abgenagt hat.

VI.

Ein Besuch bei Mohana.

Die Hütte, die ich bewohne, bietet mir keinen Stoff mehr zu ernsten Studien; Mohana wird heute nicht kommen, die kleinen Kanaken schwimmen zu ihrem Vergnügen in der Brandung umher, und die Frau des Peruvianers, eine junge Person von höchstens funfzehn Jahren, bietet sich mir zum Führer an, wenn ich ihr ein Tuch oder einen Bleistift geben will — sie soll das Tuch haben, meine Bleistifte sind mein Reichthum, und ich behalte sie.

— Wo willst du hingehen, Atako?

Keiner von den Insulanern konnte nämlich den Namen Arago aussprechen.

— Wo es Bäume giebt, wo es schattig und frisch ist.

— Dann müßten wir nach der andern Seite der Insel gehen; da du aber morgen abreisen willst, so mußt du auf dieses Vergnügen verzichten, denn wir würden unter drei Tagen nicht wieder zurück sein können.

— So führe mich, wohin du willst. Ist der Weg beschwerlich?

— Sehr beschwerlich.

— Werden wir Hütten und Dörfer finden?

— Ja, hier und da, sobald wir in das Innere der Insel kommen. Wir, Atako, wir bedürfen allezeit des Meeres, des Meeres mit seinem Zorn, seiner mächtigen Stimme und seinem drohenden Angesicht. Das Meer lehrt uns den Krieg, und noch ist Niemand zu uns gekommen, um uns den Frieden zu bringen.

— Seid ihr es nicht vielmehr, die ihr euch jedem Gaste feindselig erweist?

— Bin ich es dir gewesen? Schlage ich dir etwas ab, was du von mir verlangst? Wenn unsere Brüder zuweilen einige Weiße essen, so geschieht es, weil sie Hunger haben.

— Hast du jemals mit davon gegessen?

— Sieh einmal, Atako, die große Wolke, welche die Sonne verhüllt; laß uns aufbrechen, sie wird bald anfangen, Thränen zu vergießen, und du wirst es nicht zu warm haben.

Die große Wolke antwortete auf meine Frage, und meine reizende funfzehnjährige Begleiterin kam mir jetzt weit weniger liebenswürdig vor, als vor der Frage, deren Beantwortung ihre Lippen verweigert hatten.

Aus Vorsicht gab ich ihr einige Zwiebacke zu essen und machte mich dann guten Muths mit ihr auf den Weg nach dem Gebirge. Beinahe eine ganze Viertelstunde gingen wir nur über scharfe und spitzige Kiesel, und ich begriff nicht, wie die niedlichen kleinen Füße meiner Begleiterin unverletzt darüber hinwegkamen.

Tiono, so hieß sie, sang, und ich fühlte mich eben so wie sie so ganz behaglich unter dem tropischen Platzregen, der meine Schultern peitschte. Wir begannen auf einem schmalen zickzackförmigen Fußsteige das Gebirge emporzuklettern und uns zwischen den übereinander gehäuften Klippen, in deren Mitte der Weg führt, hindurch zu arbeiten.

Auf dem Plateau, welches wir eine Stunde später erreichten, machte sich eine ziemlich empfindliche Kälte bemerkbar; das hunderttheilige Thermometer hätte hier gewiß nicht mehr als sechs Grad über Null gezeigt. Meine Begleiterin schien von der Kälte zu leiden, denn sie begann mit den Füßen zu trippeln, wie ein Pferd in der Reitschule; sie wollte jedoch ihren Zustand nicht merken lassen, sondern schlug mir vielmehr vor, einen noch höheren Gipfel zu ersteigen.

Wir gingen weiter, und während der kurzen Rast, die wir gemacht hatten, bemerkte ich mit Vergnügen, daß die Ameisen in den unteren Regionen geblieben waren. Auch den Stachel der Muskitos hatte ich oben nicht mehr zu fürchten.

Sieh hier in unserer Nähe zwei Hütten, sagte meine Begleiterin, indem sie mich am Arme zog, komm!

Wem gehören sie? fragte ich.

Mohana, entgegnete sie heiter; er giebt uns ein Zeichen, näher zu kommen; laß uns eilen!

Ich hoffte, Mohana werde keinen Hunger haben, und schritt muthig auf ihn los.

— Kahua Tayo (guten Tag, Freund), sagte der grimmige Insulaner, indem er mich ein paar Mal leicht auf die Schulter klopfte; setze dich auf meine Matte, wir werden später essen. Hier ist Majoreh für deine Führerin.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich vorher bemerken, daß auf den Marquesas-Inseln, wie in Neu-Caledonien, das Wort Tayo nicht nur ein Wort ist, sondern eine Sache, und zwar eine ernste und heilige Sache von außerordentlicher Wichtigkeit. Der Tayo eines Mannes oder einer Frau ist sein anderes Ich, mehr noch als sein Bruder und selbst sein Vater. Wenn du mein Tayo bist, so mußt du dich für mich in einen Abgrund stürzen, du mußt dich für mich schlagen, mir mitten in der Gefahr als Schild dienen, mich um den Preis deines eigenen Lebens der wüthenden Woge entreißen, die mich an den Klippen zu zerschellen droht und mich überall und zu jeder Stunde mit deinem Körper decken.

Ich kannte die Kraft dieses Wortes in dem Munde der Kanaken von Nuhiwa, und sobald ich fühlte, daß sich der Schlaf meiner bemächtigte,

dachte ich an das Vertheidigungsmittel, welches ich in dem Fall eines Angriffs und Verraths anwenden könnte.

Gleichwohl schlief ich ein; merkwürdiger Weise überließen mich der Häuptling und die beiden Unterhäuptlinge, die ihn als Sklaven bedienten, meinen eben nicht goldenen Träumen. Zwei Stunden später stand ich, vom Schlaf gestärkt, wieder auf, und es wurde mir nun erlaubt, die königliche Wohnung zu durchmustern.

Die Hütte war vollkommen viereckig und hatte keine andere Oeffnung als die Thür, welche noch nicht ganz vier Fuß hoch war. An der Wand rechts berührte meine Hand mehrere zusammengerollte Matten und zwei Keulen, von denen die eine an beiden Enden ciselirt und die andere aus einer Haifischkinnlade mit einem Stück von Eisenholz gebildet war. Ich hatte eben solche schon auf Ombay gesehen.

Ganz dicht neben dieser Keule und in Mannshöhe berührte ich einen kahlen Schädel, dann einen zweiten, der sein Haar noch hatte, dann einen dritten, gleichfalls noch behaarten, und endlich einen vierten, der sich feucht anfühlte. Ich hielt inne; aber der vortreffliche Mohana, der mir eine ziemlich unnütze Mühe ersparen wollte, beendigte die Musterung, die meine Hände begonnen hatten.

Hier, sagte er, sind drei Schädel von Kanaken, die meine Wohnung verletzt hatten; hier zwei andere englische Schädel, in denen ich ein sehr unschmackhaftes Gehirn fand; hier noch zwei Kinnladen von Spaniern, welche nach Taïhahoë gekommen waren, um unsere Hütten zu plündern, und hier noch andere Schädel aus einem Lande, welches du kennst.

Die Nacht nahte — leider nicht für mich — und ich sprach davon, daß ich den Rückweg antreten müsse.

Warum willst du nicht immer bei uns bleiben? sagte Mohana zu mir mit einer Stimme, sanft, wie das Knurren des Tigers.

— Weil ich daheim ein Vaterland und eine Familie habe, die ich bald wiedersehen möchte.

— Du hättest sie nicht verlassen sollen.

Diese kurzen Worte klangen wie die Drohungen eines Banditen, und der Platz für meinen Schädel schien mir in der königlichen Wohnung

schon bezeichnet, eine Ehre, um die mich, wie ich glaube, kein Mensch in der ganzen Welt beneidet hätte.

Mohana, die beiden Unterhäuptlinge und ich setzten uns zu Tisch, das heißt, wir lagerten uns auf eine Matte um ein halbgebratenes Schwein, welches auf einem großen Bananenblatte aufgetragen war. Während der Mahlzeit schien es mir, daß meine Tischgenossen leise zu einander redeten und sich ganz besonders mit den Stücken beschäftigten, welche sie mir vorlegten. Es bedurfte nichts weiter, um mir allen Appetit zu benehmen, so daß ich an meiner Portion nur ein wenig nagte. Ich trank Wasser, während die Wilden in vollen Zügen Namu (Branntwein) hinunter stürzten. Es schien mir für das Beste, aufzustehen, und zugleich bat ich Mohana, mir zur Rückkehr meine Führerin wiederzugeben.

Möchtest du nicht den Arm eines meiner Offiziere annehmen? fragte mich Mohana.

Sein Arm wäre gut, entgegnete ich, aber ich fürchte um so mehr für die Standhaftigkeit seiner Füße. Ich ziehe meine kleine Kanakin vor; rufe sie.

— Sie wird nicht kommen.

Es überkam mich eine Furcht. Warum nicht, versetzte ich, wenn du es ihr befiehlst?

— Weil sie nicht im Stande sein wird, mich zu hören.

— Sie ist also wohl weit von hier?

— Ja und nein.

Ein Schauer überlief mich; ich schwieg und wagte nicht weiter zu fragen.

Mohana, fuhr ich nach einigen Augenblicken fort, mit einer Bewegung des Zornes, die ich unmöglich unterdrücken konnte, ich will meine Führerin, ich werde nicht ohne sie fortgehen, und wenn du sie mir verweigerst, so verdienst du nicht mehr den Namen eines Tayo, welchen du mir selbst gegeben hast.

Der Tayo, erwiederte der Wilde, ist der, welcher den Tayo, den er sich gewählt hat, nicht auffißt. Im Gegentheil, der wahre Tayo ist der, welcher seinem Tayo die weichste Matte in seiner Wohnung giebt, das

zarteste Stück des Schweines oder des Menschen, den er tödtet. Hast du Mohana's Gastmahl schlecht gefunden.

Ich antwortete nichts, und da ich fühlte, daß einer meiner Tischgenossen neben mir stand, so ergriff ich seinen Arm und bat ihn, mir zum Führer zu dienen, indem ich Mohana meine junge Kanakin empfahl.

Geh' nur und beunruhige dich nicht, entgegnete der König, dein Schützling hat nichts zu fürchten. Auf Wiedersehen, Tayo!

Mein Magen bewahrte nicht lange das Mahl Mohana's, dann schwankte ich, von meinem Führer unterstützt, den Berg hinab. Am andern Morgen ging ich zu der Mutter der jungen Kanakin und fragte, ob sie Nachricht von ihrer Tochter habe.

Sie ist da oben! antwortete sie mit dem ruhigsten Tone.

Bei Mohana? fuhr ich fort.

— Ja, bei ihm, und noch viel höher; sie wandelt über den Wolken.

— Wie, du wußtest es also, als sie fort ging?

— Allerdings, Mohana hatte sie von mir verlangt.

Darf man solchen Vorgängen gegenüber sich noch wundern, wenn die Worte des Evangeliums, welches die französischen Missionare auf Nuhahiwa zu verbreiten suchen, bis jetzt noch spurlos verhallt sind?

VII.

Tahiti im Jahre 1854.

Die Eingebornen von Tahiti sind ein schöner kräftiger Menschenschlag, von sanftem gutmüthigem Charakter und etwas braungelber Hautfarbe. Schooßkinder der Natur, frisch und üppig wie der Boden, dem sie entwuchsen, wie die Luft, die sie athmen, sind diese Gesellschafts-Insulaner —

welchen schönen Namen sie in der That ihrem biedern Charakter verdanken — vollendete Formen mit sanftem, edlem kaukasischen Antlitz, Männer voll Kraft, Würde und Anstand. Sie sind sanft, heiter, gesellig, gegen Fremde gastfrei bis zur Verschwendung, und die artig gearbeiteten Schnitzwerke in ihren Hütten lassen schon einen bedeutenden Fortschritt zur Civilisation erkennen. Sie treiben Baumwollenpflanzungen, verfertigen allerlei Zeug aus Papier-Maulbeerbäumen, haben Sinn für Kultur und die größte Vorliebe für europäische Kleider, obwohl noch Viele halbnackt und tätowirt gehen; aber an Festtagen darf sich Niemand vor der Königin zeigen, ohne Rock und Hemd anzuhaben. Die Mädchen und Frauen sind etwas weniger groß, voll Schönheit und Anmuth, gleichwie das Eden, das sie umgiebt; ihr Geist ist klar, durchdringend und gewandt.

Die Insel steht unter französischem Schutze, aber da die meisten amerikanischen Emissäre und Glücksritter die Insel zum Zielpunkt ihrer Pläne machen und die Eingebornen gegen die Franzosen aufwiegeln, so verfahren diese sehr strenge. Kein Fremder darf ohne Erlaubniß auf der Insel übernachten, und will er längere Zeit bleiben, so müssen Pässe, Dokumente und dergleichen einer hochweisen tahitischen Polizei übergeben werden, die dann nach genauen Prüfungen sich entschließt, dem Fremden eine Aufenthaltskarte zu verabfolgen.

Gleich nach meiner Ankunft verfügte ich mich in's Polizeiamt, das sich von den Hütten der Eingebornen nur durch eine französische Fahne unterscheidet, die auf der Dachspitze flattert. Der Beamte, ein Eingeborner, nahm sich in der weiten blauen Jacke, den französischen Pantalons mit rothen Streifen, aus denen die nackten gelben Füße hervorguckten, sehr komisch aus. Nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß neugierig betrachtet, begann die Untersuchung meines Reisepasses. Ich war überrascht von dem Talente dieses Natursohnes, der seine urwüchsige Physiognomie so meisterlich in wichtige Polizeiamtsmienen zu falten wußte; aber noch mehr wurde ich überrascht, als der gelbe Insulaner ein Protokoll mit mir aufnahm, wie es in Hochverraths-Angelegenheiten nicht strenger zu geschehen pflegt. Mein Charakter „Tonkünstler" gab ihm schon am meisten zu schaffen, denn der Glückliche wußte noch gar nichts von „Konzertgeben"; Tonkünstler und Flibustier schien ihm gleichbedeutend, und das Wort „Violinspielen" war

ihm so unklar und verdächtig, daß er ängstlich die Achsel zuckend eine gefährliche Freibeuterei dahinter witterte. Er sagte, die Sache sei ihm sehr verdächtig und klingelte einige halbnackte Büttel herbei, die mich still in ihre Mitte nahmen; voran schritt gravitätisch der Beamte, in der Mitte ich, hintennach die Büttel, und so ging es fort zum Gouverneur. Ich konnte vor Lachen nicht an mich halten, trotzdem meine Lage nicht sehr lustig war, und je mehr mich der Natursohn mit wüthenden Geberden zurecht wies, desto mehr platzte ich heraus.

Man denke sich meine unschuldige Persönlichkeit, in gelben Nankinghosen, kurzem, lichten Röckchen, und den Palmenhut mit rothem Bande auf dem Kopfe, in der Mitte dieses imposanten Zuges durch die Straßen Tahiti's marschirend! Die liebe Straßenjugend und andere Eingeborene, die mich in der Gewalt der Häscher erblickten, liefen jubelnd hintennach, und so hielt ich meinen Einzug, aus dem man entnehmen kann, daß einem reisenden Virtuosen nicht überall Kränze und Lorbeeren blühen, obwohl letztere hier wild wachsen. Der Gouverneur nahm mich mit echt französischer Liebenswürdigkeit auf, entschuldigte sich des strengen Verfahrens wegen, versprach mir mit allem Möglichen an die Hand zu gehen, und der braune Polizeikommissär, der sich um den Ruhm, einen gefährlichen Flibustier entdeckt zu haben, betrogen sah, nahm weiter keinen Anstand, mir eine Aufenthaltskarte auszufolgen, obwohl das mystische Dunkel, welches bei ihm über den Worten Virtuos, Violon schwebte, noch immer nicht gelüftet schien.

Die Franzosen haben sich so nach und nach zu Herren der Insel gemacht, und breiten ihren Schutz so weit aus, daß die armen Eingebornen gewiß viel lieber wünschten, sie wären weit weggeblieben. Kanonen sind überall aufgepflanzt, Soldaten liegen überall vertheilt, halten alle festen Plätze besetzt oder ziehen schwer bewaffnet durch die Straßen, während die halbnackten Eingebornen friedlich und unbewaffnet gegen solche Truppenzüge wunderlich abstechen. Um 8 Uhr Abends ertönt ein Kanonenschuß, und nach diesem darf kein Eingeborner mehr in den Straßen gefunden werden. Jetzt sieht man die Indianer schaarenweise nach Hause strömen, die mit verdrießlichen Gesichtern die Schenkstuben verlassen, welche großentheils von den Franzosen mit der Civilisation zugleich aufgeschlagen

wurden, aber auf den Charakter dieses Volkes einen höchst verderbenden Einfluß üben, denn der Branntwein wirkt wie Gift auf diese Naturen, und der übermäßige Genuß desselben macht sie betäubt und sinnverwirrt.

Die Königin Pomare IV. bewohnt ein vollkommen europäisch eingerichtetes Haus. Sie ist an einen Eingebornen verheirathet, der mit den Indianern so populär ist, daß man ihn oft in ihrer Mitte in den Straßen spazieren sieht. Das Gouvernementsgebäude, von Stein aufgeführt und mit vielen Thürmchen und Fahnen geschmückt, ist das schönste Haus der Insel. Französischer Geschmack und Comfort haben sich auch hier so gut als möglich eingerichtet, und in der Mitte des Platzes erhebt sich ein Palmenhain, der dem Fremden nicht allein einen sehr anmuthigen Ruhepunkt bietet, sondern ihm auch die Gelegenheit verschafft, die Tahitische Noblesse zu bewundern. Jeden Sonntag und Donnerstag spielt Militairmusik und nach dem Takte derselben promenirt hier die vornehme Welt, besonders stolziren die Stutzer in einem Putz daher, wie man seines Gleichen in der ganzen civilisirten Welt nicht findet. Das Haar ist wohlgeordnet und gekämmt, als hätte es ein französischer Haarkünstler frisirt, und wird von einem schief sitzenden breiten Palmenhut bedeckt. Ein dickes weißes Tuch, welches die französische Salonkravatte ersetzen soll, ist auf's Ungeschickteste um den Hals gewunden, und der Oberkörper in einen schwarzen Frack gehüllt, in einen Frack, dessen Formen so weit und unbequem sind, daß er ursprünglich gewiß für eine dreimal wohlbeleibtere Person geschaffen wurde. Eine weiße Weste ersetzt zugleich die Stelle des Palmengürtels; aber die Beine! o Jammer! — verhülle dich Kultur! — sind nackt, wie sie von Gott erschaffen wurden, und noch obendrein gelb, grün oder blau tätowirt! In diesem originellen Anzug stolziren die barfüßigen Dandy's auf und ab und hören die Musik. Ihr hellbrauner glänzender Teint kontrastirt seltsam mit den weißen und rothen Gesichtern der Engländer und Franzosen, die man bald in gestreiften Matrosenjacken, bald als Gentlemen oder in glänzenden Uniformen mit spöttischen Mienen und boshaftem Lächeln an diesen urwüchsigen exotischen Gestalten vorüberwandeln sieht. Die Frauen sind wohlgestaltet, haben angenehme Züge und schöne Augen. Ihr feines Haar ist wohlgeordnet, gesalbt und auf dem Scheitel in seltsame Zöpfe geflochten. Mit der Mode nehmen sie es weniger genau. Sie kleiden sich oft sehr

wenig, oft in die prächtigsten Seidenstoffe. Das Kleid reicht nicht weit über die Kniee, auf dem Kopfe tragen sie gewundene Madwas-Tücher oder einen Strohhut, und die Vornehmen schmücken Arme, Ohren und Beine mit Perlen, Korallen, Goldspangen, gehen aber immer barfuß. Ihre Sprache, halb französisch, halb tahitisch, ist weich, glühend und nachlässig wie ihre Sitten. Tanzen und Reiten sind ihre Hauptvergnügungen, und nur ein kleiner Theil findet an europäischen Beschäftigungen Genuß.

Auf einer Soirée beim Gouverneur, wo es sehr lustig zuging, lernte ich die wunderbarsten Früchte dieser Insel kennen. Ananas, Pomeranzen und Melonen, dreimal größer als bei uns, wechselten mit andern saftreichen Früchten, die man genießen muß, um sich von dem wunderbaren Geschmack einen Begriff machen zu können. Fische wurden nur die allerseltensten gewählt, da die gewöhnlichen umsonst zu haben sind. Tauben, Hühner, Indiane von ausgezeichnetem Geschmack sind hier sehr wohlfeil und werden gar nicht beachtet. Dazu kommen noch die feinsten Gemüse, Spargel, grüne Erbsen, Alles in Hülle und Fülle. Aber die französischen Feinschmecker begnügen sich nicht mit den Erzeugnissen, die der Boden Tahiti's so verschwenderisch hervorbringt, sie müssen auch noch heimathliche Trüffelpasteten aus Straßburg und Weine aus der Champagne haben. — Ein Missionär, den ich kennen lernte, war einer der ersten, der auf Tahiti mit Gefahr seines Lebens gegen den Götzendienst gepredigt hatte. Als ich ihn besuchte, öffnete er eine Kiste und ich erblickte mit Entsetzen eine Anzahl der wildphantastischsten Götzenbilder, die schrecklichsten Ausgeburten einer ausschweifenden, im Wahn befangenen Nation. Noch nicht lange ist es, daß hier Menschen geschlachtet wurden, und erst im Jahre 1836 haben die Anhänger der Götzen eine Empörung angezettelt; allein die Königin hat mit einer seltenen Unerschrockenheit und Ausdauer ihre Feinde besiegt, denn Pomare ist eine der eifrigste Vertheidigerinnen des Christenthums.

In demselben Verlage sind erschienen:

Das Buch der Reisen.

Bunte Bilder aus der Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend

gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

Mit sechs colorirten Zeichnungen von Theodor Hosemann.

In verziertem höchst geschmackvollem Einbande.

21 Bogen. Preis 1 Thaler 10 Sgr.

Inhalt:

Amerika. Waldleben und Waldabenteuer in Maine. — Ein Wettlauf mit Wölfen. — Ein Kampf mit Wölfen. — Eine Fahrt auf dem Mississippi. — Die Heldin von Texas. — Mexikanische Räuber. — Ein Sturm auf Antigoa. — Die Schlangen im Innern von Central-Amerika. — Ein Erdbeben in Santiago. — Die Tigerhöhle. — Ein Hundekönig in Südamerika.

Afrika. Ein Reiseabenteuer in der Sahara. — Eine Löwenjagd in Algerien. — Die Löwensagen der Araber. — Die Straußenjagd bei den Arabern in Nordafrika. — Soldatenleben am Kap. — Der wilde Hund in Südafrika. — Die Wirthschaft eines holländischen Boers. — Elephantenjagd am Kap. — Reise durch die Wüste von Suez nach Kairo.

Asien. Reiseerinnerungen aus Sibirien. — Die ewigen Flammen bei Baku. — Die Hindus. — Der Fluch eines Fakirs. — Leben und Treiben in Madras. — Jagdabenteuer in Nepal. — Ein chinesisches Gastmahl. — Tigerkämpfe zu Golo. — Eine Theeplantage auf Java. — Die Verbrennung der Leiche des Dewa Argo. — Die Hahnenkämpfe in Manila.

Australien. Ein Haifischfang in Sidney. — Die Holzsäger in den Urwäldern Australiens. — Eine Reise im Innern von Australien. — Sitten und Charakter der Neu-Seeländer. — Tahiti.

Neues

Buch der Reisen.

Bunte Bilder aus der Natur
und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend

gesammelt und herausgegeben von

H. Kletke.

Mit sechs colorirten Zeichnungen von Theodor Hosemann.

In verziertem höchst geschmackvollem Einbande.

21 Bogen. Preis 1 Thaler 10 Sgr.

Inhalt:

Amerika. Ritt durch die Pampas. — Ein Stiergefecht zu Merida (Yucatan). — Kalifornische Sittenbilder: 1) Scene aus dem Goldsucher-Leben. 2) Jagdabenteuer. Die Prima Donna. Rückkehr. — Abenteuer eines Verirrten. — Seltene Lebensrettung. — Eine Ueberschwemmung. — Ein Waldbrand. — Wie wir in Canada auf den Fischfang gingen.

Afrika. Das Wallfisch-Etablissement in der Algoa-Bai. — Abenteuer auf der Löwenjagd. — Ein Jagd- und Handelszug in das Innere von Südafrika. — Häusliches Leben der Neger im Innern Afrika's. — Ein neuer Robinson Crusoë. — Springbock-Jagd auf dem Kap. — Heuschrecken.

Asien. Eine Besteigung des Adamspiks. — Jagd- und Sittenbilder von den Philippinen. — Der Krater Tanbucan Prau. — Das Brautgeläute. — Der Alligator-See. — Das gesprengte Krokodil. — Indische Gaukler und Taschenspieler. — Scenen aus dem Nomadenleben der Baschkiren an der östlichen asiatischen Seite des Ural-Gebirges. — Eine samojedische Hochzeit. — Die Holländer in Japan.

Australien. Eine Wasserhose in der Südsee. — Sitten der Fidschi-Insulaner. — Die Schlangen in Australien. — Abenteuer im Busch in Australien. — Eine Außenstation. — Buchan Charley, der Buschklepper. — Ein Kampf mit den Schwarzen.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.



